Ebner-Eschenbach.

Gesammelte Schriften.

OHIO STATE UNIVERSITY

GIVEN BY

CITIZENS OF COLUMBUS

AT THE REQUEST OF

PROF. LEWIS A. RHOADES

Gesammelte Schriften

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Siebenter Band:

Erzählungen.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1901.

384.

Erzählungen.

von

Marie von Ebner-Eſchenbach.

×

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1901.

Digitized by Google

PT1852
A1

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Rittmeiſter Brand.

Erzählung.

79916

I.

Dietrich Brand entſtammte einer uralten angeſehenen Kaufmannsfamilie. Seit faſt einem Jahrhundert beſtand das Rohſeidengeſchäft Brand & Co. in Ehren auf dem Wiener Platze. Es hatte ſeine Begründer und ihre nächſten Nachfolger reich gemacht und trotz der Ungunſt der Verhältniſſe in den letzten Decennien keinen Rückgang erfahren. Dieſen Erfolg verdankte das Haus der Tüchtigkeit ſeines Chefs, und Niemand zweifelte, daß ſein willensſtarker und energiſcher Sohn ſein Nachfolger werden würde. Durch lange Zeit blieb das ſtreng, ſogar vor einander bewahrte Geheimniß ſeiner Eltern: Dietrich zeigt zum Kaufmannsſtande wenig Luſt und Talent.

Trotzdem war es ein Tag des Entſetzens für ſie, als er kam und ihnen ſeinen unerſchütterlichen Entſchluß kund that, nichts anderes zu werden, als wozu er ſich im Innerſten berufen fühlte, Soldat.

Warum Soldat, um Gotteswillen? Warum nicht Beamter oder Landwirth, wenn ſchon durchaus nicht Kaufmann? — Ja, weil er dazu beitragen wollte, die außer Rand und Band gerathenen Menſchen wieder an Zucht zu

gewöhnen. Weil er erziehen wollte, wie er von klein auf gethan. Das mußten die Eltern gelten laſſen. An dem Hunde und Papagei ſeiner Mutter, an den Tauben und Spatzen, die er mit Weißbrotkrumen auf den Fenſterſims lockte, an Allen hatte er — und mit Glück — erzogen. Im Sommer, wenn die Familie in ihrer Villa in Neuwaldegg Aufenthalt nahm, kamen die Kinder dran. Da war er immer von einem Trupp umgeben, den er commandirte und der ihm gehorchte, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß man dem Dietrich Brand gehorcht.

Dem Vater wollte das Befehlshaberiſche im Weſen ſeines Sohnes nicht gefallen: „Aus Dir wird einmal ein Schulmeiſter," ſprach er zu ihm.

„Nicht ein Schulmeiſter, ein General," antwortete Dietrich.

Ja, ſie hätten es voraus ſehen können und nicht ſchweigen ſollen. Auch nicht zu den ſchweren Kämpfen, die er im Stillen beſtand. Den Trübſinn, der ihn ſeit längerer Zeit ergriffen hatte, ſein übles Ausſehen, die rothen, überwachten Augen, mit denen er jeden Morgen zum Frühſtück kam, erklärte Vater Brand für Symptome der Uebergangsjahre, die einem weiter keine Sorgen zu machen brauchen. Das ſagte er freilich nur, um „die Frau" zu beruhigen, die ſich wieder ihm zur Liebe beruhigt ſtellte; denn die wahre Liebe, die Alles kann, kann ſogar ihre eigenſte Natur verleugnen, kann ſogar lügen, wenn's gilt.

Als Dietrich ihnen ſein Vorhaben mittheilte, wußten

die Beiden gar wohl: Leicht iſt es ihm nicht geworden, unſere Luftſchlöſſer nieder zu reißen und unſere Altershoffnungen bankerott zu machen.

Was ihnen anfangs ganz unauffindbar ſchien, war der Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Luſt am Erziehen und ſeiner Liebe zum Militärſtande. Er wies ihnen aber nach, daß kein anderer ſo viel Macht verleiht, auf den armen und ungebildeten Nächſten fördernden Einfluß zu nehmen. Und in dieſem edelſten Stande gibt es wieder keine Waffengattung, die dem Erzieher ſo viel Möglichkeit bietet, ſein Talent nutzbringend zu entfalten wie die Kavallerie. Das Weſen, dem ich meine Sorgfalt widme, wird zugleich angehalten, die ſeine einem anderen Weſen zu ſpenden — ſeinem Pferde. Da ſteht alſo der Mann gleichſam in der Mitte zwiſchen einer heilſamen Urſache und einer heilſamen Wirkung und erfährt zugleich zweifachen Nutzen. Deshalb wollte Dietrich Brand nicht nur Soldat, er wollte ein Reiter werden, ein ſchwer wiegender, ein Dragoner.

„Unſer Sohn iſt ein Feuergeiſt," klagten die tiefbetrübten Eltern ihrem Vertrauensmanne, dem greiſen Buchhalter; und er dachte bei ſich: Zur Hälfte Feuergeiſt, zur Hälfte Pedant. Die Sorte ſetzt Alles durch.

Klug wie er war, befolgte er auch dieſes Mal die bewährte Praxis, die ihm das Vertrauen des Herrn und der Frau Principal ſicherte. Er rieth ihnen, das zu thun, was ſie ohnehin gethan hätten — nachzugeben.

Der Vater verſöhnte ſich nie ganz mit der Berufs-

wahl Dietrichs; aber das uneingeſchränkte und einſtimmige Lob, das ſeinem Sohne gezollt wurde, freute ihn doch. Was ſeine Vorgeſetzten am meiſten an ihm rühmten, um was ſeine Kameraden ihn am meiſten beneideten, das war die unerſchöpfliche Geduld, die ihn bei all' ſeiner eiſernen Strenge nie verließ.

„Hätten wir viele Offiziere wie Sie, würde unſere Armee zur grandioſeſten Volkserziehungsanſtalt der Welt," hatte ein ſehr hoher Herr zu Dietrich geſagt, und an dieſen Ausſpruch erinnerte man ſich im Regimente noch lang, nachdem Brand aus ihm geſchieden war.

Seine Mutter gerieth nach und nach in eine wahre Begeiſterung für den Militärſtand. Vom Tage der Ernennung ihres Sohnes zum Leutnant begann ſie den Militärſchematismus zu ſtudiren und fehlte bei keiner Revue auf der Schmelz. Remonte, Train, Ménage, Zug, Eskadron, Regiment, Diviſion, in der Tour, außertourlich u. ſ. w. wurden für ſie gebräuchliche Worte. Von allen kamen aber keine ſo oft über ihre Lippen wie die: „Mein Sohn, der Leutnant." Als ſie ſagen durfte: „Mein Sohn, der Oberleutnant," und als er in dieſer Charge die Wiener Garniſon bezog, da mußte Vater Brand mit ihr hinaus fahren auf den Exercirplatz zu jeder Truppenausrückung. Die Gattin an ſeiner Seite gerieth beim Defiliren der Regimenter in ſolche Extaſe, daß er ſich fragte, ob der Sohn nicht am Ende von ihr die kriegeriſchen und heroiſchen Neigungen geerbt habe. Aber die erbliche Belaſtung wäre in dem Falle ſchwer nach-

weisbar gewesen, denn Frau Brand entstammte, wie ihr Gemahl, einer alten, friedfertigen Kaufmannsfamilie.

Im Winter wurde der Zug des Oberleutnants Brand mit Puls- und Seelenwärmern, mit Socken und Flanellunterkleidern so reichlich versehen, daß die Leute sich durch ihr behagliches Aussehen vor allen Anderen auszeichneten. Frau Brand erlebte auch noch die Glückseligkeit, von ihrem Sohne, dem Rittmeister, sprechen zu können und ihren guten Alten dazu ein wenig schmunzeln zu sehen.

Zu der Kaiserrevue in dem Jahre, in dem Dietrich zum ersten Male eine Eskadron kommandirte, kam seine Mutter allein gefahren im schönen offenen Landauer. Die Pferde hatten schwarze Geschirre, und die Diener trugen schwarze Livrée, und im Wagen saß eine gebrochene Frau in Wittwentrauer. Noch ein Jahr, und der Rittmeister hatte keine Eltern mehr, er hatte auch sonst Niemanden, er hatte nur seinen Beruf.

Nein, man darf nicht sagen „nur", wenn von einem Beruf die Rede ist, von einem vollen, ganzen. Der Beruf ist Alles, ist mehr als Eltern und Kinder, als die Geliebte, als der Freund. — So glaubte Dietrich wenigstens damals.

II.

Wenn ſeine Mutter ihm geſagt hatte: „Du ſollteſt doch endlich ans Heirathen denken," war ſeine Antwort geweſen: „In Gottesnamen: nur nicht zu viel, nur nicht zu oft; mein Beruf läßt mir keine Zeit zu Nebenbeſchäftigungen."

Und gerade im erſten Sommer nach dem Tode der guten alten Frau verliebte er ſich. Es geſchah ſo ſachte, ſo allmählich, daß er's anfangs gar nicht merkte. Die Ehe ſeiner Eltern hatte ihn gelehrt, von der Liebe den höchſten Begriff zu haben. Sie kommt nicht, oder im Triumphe, die unwiderſtehliche, allmächtige Siegerin. Und nun war ſie erſchienen ohne Sang und Klang, hatte ſich ihm ins Herz geſchlichen unter fremdem Namen in der beſcheidenen Geſtalt von Sympathie, Werthſchätzung und tiefem Mitleid.

Die es ihm angethan hatte, hieß Sophie von Henning, und war die Tochter eines mähriſchen Landedelmannes, der ſich, als Brands Eskadron in der Nähe ſeines Gutes einquartirt wurde, eben damit beſchäftigte, die Reſte ſeines einſt anſehnlichen Vermögens in alle Winde zu ſtreuen.

So lange ſeine, ihm weit überlegene Frau am Leben

geweſen war, hatte ſie verſtanden, ſeiner Verſchwendungsſucht bis zu einem gewiſſen Grade Einhalt zu thun. Nach ihrem Tode, den er ſechs Wochen lang leidenſchaftlich betrauerte, erwachte er aus ſeinem Grame als ein verjüngter, lebensfreudiger Menſch. Er färbte ſeine Haare, unterzog ſich einer Entfettungskur, machte jungen Damen den Hof, ſtellte koſtbare Pferde in den baufälligen Marſtall ein, ſteckte ſeine dörfliche Dienerſchaft in Livréen von falſcher Eleganz und hielt offenes Haus.

Seine Tochter ſah den Augenblick des unabwendbaren Zuſammenbruches immer näher heran kommen, war aber dem leichtſinnigen Vater gegenüber ohnmächtig. Sie konnte nichts thun, als mühſam und unter Entbehrungen aller Art die Lücken und Riſſe verkleiſtern, die hinter der kläglichen Herrlichkeit des zu Grunde gehenden Haushaltes klafften.

Herr von Henning nahm die Hülfe Brands, der ihn ſchon mehrmals aus momentaner Verlegenheit gerettet hatte, mit der größten Unbefangenheit in Anſpruch. Sobald der hart geſottene Optimiſt die Spur einer Neigung des Rittmeiſters für Sophie wahrgenommen hatte, ſtand es ihm auch feſt: Brand wird ſein Schwiegerſohn und rangirt ihn. In fröhlicher Weinlaune vergaß er ſich einmal ſo weit, daß er in Gegenwart der Beiden Anſpielungen auf dieſen Zukunftsplan machte.

Von Stunde an veränderte Sophiens Benehmen gegen Brand ſich völlig; keine Spur mehr des unbefangenen Vertrauens, mit dem ſie ihm bisher begegnet war, auch keine auffallende Zurückhaltung, die wieder auszeichnend

geweſen wäre. Gleichgültigkeit ſchien an die Stelle der ſtillen, tiefen Neigung getreten zu ſein, die in ihr erwacht war, ihren Ernſt hold durchſonnte, ihr ſtilles Weſen lieblich verklärte.

Aber Dietrich ließ ſich nicht täuſchen; er bewunderte die Seelenſtärke, mit der ſie ihre Neigung verleugnete, den Stolz, aus dem dieſe Selbſtverleugnung entſprang. Zum erſten Male erwog er die Möglichkeit, ſeine goldene Freiheit aufzugeben und ſich fürs Leben an ein anderes Weſen zu ketten. Dann hatte er die Wahl: austreten — den Gedanken ſchleuderte er nur ſo hinweg; oder: allen ſeinen Ueberzeugungen und Grundſätzen untreu werden und als verheiratheter Mann weiter dienen. Alſo — thun, was er von jeher verſchworen hatte: eine Frau, und weiß Gott wie bald, auch Kinder nachſchleppen in kleine Kavallerie-Garniſonen, immer bereit, das eben erſt errichtete Zelt wieder abzubrechen.

Militärwirthſchaften — er hatte ihrer genug vor Augen — waren ihm ein Greuel. Kaum hat die Familie ſich ſeßhaft gemacht, wohnt leidlich, ſchickt die Kinder in die Dorfſchule oder den Dorfſchullehrer zu den Kindern, und ſchon wieder heißt es wandern. Die richtige „ärariſche Frau“ ſagt dann zu ihrem Manne: „Du brauchſt Dich um nichts kümmern, die Ueberſiedlung iſt meine Sache.“ Der Bagagewagen ſteht vor der Thür und daneben ſie und überwacht das Aufladen der Einrichtungsſtücke, der Betten, der Kiſten. Ein Kind hängt ſich an ihr Kleid, ein anderes iſt in Gefahr, unter die Räder zu kommen, wie

der Wagen ſich in Bewegung ſetzt, ein drittes heult um ſein Schaukelpferd, das ihm davon geführt wird. Der „ahnungsvolle Engel“ ſieht es im Geiſte ſchon nach dem Ueberladen auf den Laſtzug und von da wieder auf den Fuhrmannswagen mit drei Beinen ankommen, wenn's gut geht. Die Tiſche und Stühle theilen ſein Schickſal. Im unbekannten Lande, im neuen Haus, das meiſtens eine Hütte iſt, wird dann geleimt, geflickt, die Bude wieder hergerichtet — fürs Auge.

So manche unternehmende Leutnantsgattin lädt ſchon am Tage des Einrückens in die Station einige Offiziere zum Thee. Auf einer umgeſtürzten Kiſte wird er ſervirt, aus ſchartigen Taſſen getrunken. Wie der Hausrath ausſieht, wie die Kinder untergebracht ſind, darüber geht man hinweg mit Leichtſinn und Humor. — Aber haben muß man die, ein Pedant darf man nicht ſein, für den die ſchönſte Frau allen Reiz verliert, wenn er dahinter kommt, daß ſie nicht Ordnung hält in ihrem Wäſcheſchrank. Ein ſolcher Mann darf ſeine Frau nicht in Lagen bringen, in denen die Schönheit der äußeren Lebensform gar zu oft verletzt werden muß.

Nein denn, und dreimal nein.

Und nun kam er auf den Gedanken, den er ſchon als völlig unausführbar verworfen hatte, zurück — den Dienſt aufgeben.

Ja, er überlegte, erwog die große Frage aufs Neue. Konnte es einen beſſeren Beweis geben, daß er liebte, innig und tief? Aber das Reſultat ſeines peinigenden

Nachgrübelns war doch wieder „nein“ geweſen. Und nun ſtand es feſt, und kein Gott hätte daran rütteln können. Dem Rittmeiſter blutete das Herz. Man ſagt das oft ſo leicht hin: Mir blutet das Herz. Erfahre es nur an dir ſelbſt, wie das iſt, wenn ſich's zuſammenſchnürt, immer feſter, immer erſtickender, bis man meint, die ſchweren, ſchmerzenden Tropfen hervorquellen zu fühlen, mit denen Frohſinn und Lebensfreude dahin fließen.

Er wußte auch: Sie leidet und vielleicht mehr als er ſelbſt: ſie hat ja nicht einen Beruf, der für Alles Troſt bietet, ſie hat nur elende Sorgen.

Seitdem Brand das Haus Henning mied, war dort ein Freier aufgetreten, der ſich bisher vor dem brillanten Rittmeiſter beſcheiden im Hintergrunde gehalten hatte, ein Herr von Müller, Major in Penſion, von dem es hieß, daß er ein wohlhabender Mann ſei und den traurigen Muth haben wolle, das verſchuldete Gut Hennings zu übernehmen. Er knüpfte an dieſes problematiſche Erlöſungswerk die Hoffnung, Sophie werde ſich entſchließen, ihm ihre Hand zu reichen. Sie that es nicht, ſie widerſtand ſeinem treuen Werben, dem flehenden Beſchwören ihres Vaters.

Brand hörte durch gemeinſame Bekannte ab und zu von ihr in der fernen Garniſon, in die ſein Regiment verſetzt worden war.

Zwei Jahre gingen vorüber, da traf eine überraſchende Kunde ein. Müller's Großmuth und Güte mußten Sophie endlich gerührt haben, ſie war ſeine Frau geworden.

III.

Nun erfuhr Brand, was heiße Reue iſt. Er ſagte ſich, daß es doch beſſer geweſen wäre, im Kampfe gegen ſeine Herzensneigung zu unterliegen als zu ſiegen. Schade, ſchade um dieſe edle Sophie, die ihm herabgewürdigt ſchien durch eine nicht aus Liebe geſchloſſene Verbindung. Die Schuld an dem ſchweren Unrecht, das damit an ihr begangen wurde, maß er mit gutem Grunde ſich ſelbſt zu.

Alles, was Brand damals im Stillen litt, trat aber bald in den Hintergrund vor einem anderen wichtigen Ereigniß, das über ſeine ganze Zukunft entſcheiden ſollte.

Von Kind auf hatte er bedauert, daß er keine Geſchwiſter gehabt, keinen ſchwachen, kleinen Bruder, den er hätte beſchützen, leiten, erziehen können. Im Regimente fand er, was die Familie ihm ſchuldig geblieben war, den jüngern, etwas unſelbſtändigen Kameraden, auf den er alle Bruderliebe, die in ihm geſchlummert hatte, übertragen konnte, und der ihm dafür durch unbedingte Ergebenheit dankte.

Es war ein ſchöner, etwas zur Melancholie geneigter Menſch, dem das Leben mehr Bitterniſſe zu koſten ge-

geben hatte als gut iſt für eine feine, ſcheue Natur. Früh verwaiſt, arm, die ganze Kindheit hindurch auf das Gnadenbrot angewieſen, das wohlhabende Verwandte ihm und ſeiner Schweſter widerwillig reichten, ſchlug für ihn die erſte glückliche Stunde, als ſeine Angehörigen ſeinem Drängen nachgaben und ihm erlaubten, in eine Militär-Erziehungsanſtalt zu treten. „Er wird die harte Schule bald ſatt haben," meinten ſie, „und ungeſtümer herausſtreben, als er hineingeſtrebt hat." Sie irrten. Er beſtand die harte Schule zum Verdruß der Onkel und Tanten, denen ſeine Ausdauer als eine weitgetriebene und ziemlich reſpektloſe Rechthaberei erſchien. Sobald die lange — oft endlos ſcheinende — Lehrzeit vorbei und er Offizier geworden war, hatte er ſeine Schweſter zu ſich nehmen wollen. Darüber lachte man nur. Einem zwanzigjährigen Leutnant, wenn er auch ein Muſter von Solidität iſt, pflegt man nicht ein achtzehnjähriges Mädchen zur Vollendung ihrer Erziehung zu übergeben. „Ihr müßt warten," ſagten der Onkel-Vormund und ſeine Frau, denen es ſehr angenehm war, eine unbeſoldete Bonne im Hauſe zu haben, auf die man ſich unbedingt verlaſſen konnte.

Die Geſchwiſter warteten, bis die Ernennung Wildenſtein's zum Rittmeiſter nahe bevorſtand und ſeine Schweſter mündig geſprochen werden ſollte. Sie hatten in dem kleinen, dunkeln Hofzimmer, das ſie bewohnte, das letzte, kurze Wiederſehen vor der letzten Trennung gefeiert. „In drei Wochen alſo komme ich und hole

Dich“ — hatte er geſagt, und ſich erhoben und ihr die Hand gereicht. Aber ſie hatte die Hand nicht erfaßt, ſie war in unausſprechlichen Jubel ausgebrochen. Die Schüchternheit, von der ſie ſonſt in der Nähe des abgöttiſch verehrten Bruders ergriffen wurde, verſchwand. Sie ſtürzte in ſeine Arme, und ihre Glückſeligkeit verrieth ihm, wie viel ſie bisher gelitten hatte: So nahe der Augenblick, in dem die Sehnſucht ihres ganzen Lebens ſich erfüllen ſollte! So nahe die Erlöſung! Es war kaum zu faſſen, es berauſchte ſie, es ſtand vor ihr wie das plötzlich geöffnete Himmelsthor: „Ich werde bei Dir ſein!“ Sie lag an ſeiner Bruſt, die kleine ſtille Dulderin, ſeine echte Schweſter, ſo ſchweigſam und tapfer in ihrer Weiſe, wie er in der ſeinen — und weinte.

Da verlor er ſeine gewohnte Selbſtbeherrſchung, ſein Herz überfloß. Sie erfuhr, daß er ihrer bedurfte, ihrer tröſtenden, heilenden Nähe, der immer wach erhaltenen Ueberzeugung: da iſt ein Weſen, für das ich leben muß. Wäre ſie nicht, würde er ſelbſt nicht mehr ſein: er hätte längſt den Qualen einer thörichten, verdammenswerthen und unüberwindlichen Liebe ein Ende gemacht. Als er ſeine Schweſter in die Tiefen ſeiner Seele blicken ließ, lernte ſie mit Entſetzen eine Leidenſchaft kennen, von der bis jetzt nicht die leiſeſte Ahnung in ihr gedämmert hatte. Ihr Bruder liebte eine Unerreichbare, liebte wie nur einſame und verſchloſſene Menſchen lieben, die bezaubernde junge Frau ſeines Oberſten. Gräfin Erny ermuthigte ihn nicht — er betheuerte, daß ſie es nie gethan habe. An

Wahnſinn grenzte, ſich einzubilden, der Wunſch vermöchte die Erfüllung zu erzwingen, es war Aberwitz, kühne Hoffnungen zu nähren. Er wollte ſie austilgen, ſich befreien, dem entnervenden Kampfe ein Ende machen, und zählte dabei auf die Hülfe ſeiner Schweſter.

Als er ſie verließ, blieb ſie, im Innerſten erſchüttert, zurück. Erhört oder zurückgewieſen werden, fragte ſie verwirrt und rathlos: Was iſt das größere Unheil in dieſer ſündhaften Liebe? Aus ihrem Gleichgewicht gebracht, in unſäglicher Angſt um ihn, hätte ſie ſich an ſeine Ferſen heften, nicht mehr von ihm weichen mögen. Sie hatte ſo lange geduldig gelitten und gewartet; die zwanzig Tage, die ſie noch von dem Zuſammenleben mit ihm trennten, glaubte ſie nicht überdauern zu können. Sie ſchrieb ihm täglich; er beſchäftigte ſich mit den Vorbereitungen zu ihrem Empfang, und Rittmeiſter Brand, der ſonſt zu zetern und zu wettern pflegte, wenn die Ankunft einer Frau in der Station bevorſtand, erwartete die Schweſter des Freundes mit faſt ebenſo großer Ungeduld wie dieſer ſelbſt. Ehe noch ein Auge ſie erblickt hatte, that ſie Wunder: Brand ſehnte ihr Erſcheinen herbei, Wildenſtein brachte es in der Selbſtbeherrſchung ſo weit, vierzehn Tage lang den Anblick der geliebten Frau zu meiden. Das war mehr, als er ſich zugetraut hatte, und es gewährte ihm eine ſtolze ſchmerzvolle Freude, der Schweſter ſchreiben zu können: „Wieder ein Tag, an dem ich ſie nicht geſehen habe. Sei Du nur einmal da, und was mir jetzt als etwas Ungeheueres erſcheint, wird mir leicht werden.“

Die Oberſtin zeigte ſich verſtimmt; ſie wollte Wildenſtein nicht verlieren. Es verdroß ſie nicht nur, es kränkte ſie, daß er vermochte, den Gleichgültigen zu ſpielen, zu thun, als ob ſie ihre Macht über ihn eingebüßt hätte.

Gräfin Erny war mehr als ſchön, ſie war bildhübſch, lebensluſtig, emotionsbedürftig und hatte Anwandlungen von Sentimentalität. Als fünfte Tochter eines unbegüterten, ungariſchen Edelmannes geboren, bei reichen Verwandten aufgewachſen, kehrte ſie nach deren Tod in das väterliche Haus zurück. Die kühle Aufnahme, die ſie dort fand, that ihr weh, die kleinlichen Verhältniſſe beengten ſie. Nur fort, wieder fortkommen, heirathen, gleichviel wen, wenn er ſie nur erlöſt aus der Familie, in der ſie das fünfte Rad am Wagen iſt, war fortan ihr heißer Wunſch. Als ihr Vater ihr lachend mittheilte, der alte Oberſt Graf Prach habe bei ihm um ſie geworben, dachte ſie einen Augenblick nach und rief dann entſchloſſen: „Hol's der Kuckuck, ich nehm' ihn!“

Er war freilich nicht verlockend, der unförmig dicke Oberſt. Um ein Vierteljahrhundert älter als ſie, ſo plump, wie ſie zierlich, ſo langweilig, wie ſie ſprühend von guten Einfällen war. Allerdings hatte auch Prach eine kurze Blüthezeit gehabt, als er, ein junger Major, mit ſeinem Regimente die Garniſon Wien bezog. Da war er in der Geſellſchaft bis in excluſive Kreiſe vorgedrungen und hatte dort den Spitznamen: „Le bœuf à la mode“ erhalten, denn Anlagen zum Dickwerden zeigte er ſchon damals und war auch nicht geſcheiter als jetzt. Aber er konnte

doch vor ſeiner Braut mit einſt errungenen Erfolgen prahlen, und ſie fühlte ſich befriedigt in ihren Anſprüchen auf Glück, wenn ſie die Frau eines Mannes wurde, der eine Stellung in der „großen Welt“ hatte und Kommandant eines eleganten Kavallerieregiments war.

Kurz nach ihrer Verheirathung erlebte ſie eine bittere Enttäuſchung. Prach, der bisher immer von väterlicher Freundſchaft und von der Unabhängigkeit geſprochen hatte, die Erny als regierende Frau Oberſtin genießen ſollte, wurde ein verliebter, eiferſüchtiger Gatte und ein engherziger Haustyrann. Die ſchönen, glänzenden Augen der jungen Frau verſchleierten ſich allmählich, und die leiſe Trauer, von der die angeborene Munterkeit und Friſche ihres Weſens nun oft gedämpft wurde, gab ihr einen neuen Reiz. Er wirkte auf keinen ihrer zahlreichen Verehrer ſo ergreifend wie auf Rittmeiſter Wildenſtein.

Erny hatte mit ihm geſpielt wie mit Allen, die ihr huldigten. Sie ließ ſich gern den Hof machen in allen Ehren. Weiter als bis zu einem Handkuß brachten es bei ihr ſelbſt die Unternehmendſten nicht. Seltſam war, daß faſt Jeder, der in ihren Banden gelegen hatte, ihr Feind wurde von der Stunde an, in der er ſeine Eroberungspläne aufgab. Sie mußte eine gar unangenehme Manier haben, die Leute abblitzen zu laſſen. Andere wieder, die ihr Glück bei ihr gar nicht verſucht hatten, behandelten ſie mehr wie einen luſtigen Kameraden, denn als Reſpectsperſon.

Herr von Wildenſtein war ihr, von allem Anfang an, anders als alle Anderen begegnet. Er verehrte ſie

wie eine Königin, wie ein höheres Weſen. Ihr mochte das etwas komiſch vorgekommen ſein, nach und nach aber begann ſie den Unterſchied zwiſchen den Huldigungen, an die ſie gewöhnt war und denen, die der junge Rittmeiſter ihr darbrachte, zu fühlen. Der Ton, den ſie ihm gegenüber angeſchlagen hatte, ihr gewöhnlicher, ſpieleriſcher, den Scherz herausfordernder Ton ſtimmte ſich allmählich um. Sie mußte einen Blick in dieſes Männerherz gethan haben, der ihr etwas völlig Neues, Schönes enthüllte: eine tiefe, ernſte, an die Wurzeln des Lebens greifende Empfindung.

Und die wollte Erny nicht einbüßen, ſie wußte ſehr wohl, daß ſie damit ihren beſten Reichthum verlor. Sie beging eine große Unvorſichtigkeit, ſie ſchrieb, ſie beſchied Wildenſtein zu ſich. Er kam nicht; ſie erfuhr, daß er einen kurzen Urlaub nach Wien genommen hatte. Einige Tage hindurch waren die Briefe von ſeiner Schweſter ausgeblieben, dann gab der Vormund traurige Nachricht von ihr. Sie hatte ihre Zöglinge in einer anſteckenden Krankheit gepflegt und lag nun ſelbſt ſchwer darnieder.

Als Wildenſtein zur beſtimmten Friſt zurückkehrte, kam er vom Begräbniſſe ſeiner Schweſter.

Die Gräfin äußerte ihr Mitgefühl in liebenswürdiger Weiſe, ſchonend und herzlich. Wildenſtein und ſie hatten die Rollen getauſcht; ſie zeigte ſich ihm dankbar, wenn er einer Gelegenheit, ein freundlich tröſtendes Wort von ihr zu hören, nicht auswich. Seine Leidenſchaft ſchien erloſchen, untergegangen in ſeinem tiefen Schmerz.

Und doch war der Oberſt nie eiferſüchtiger auf ihn

geweſen als jetzt. Er bewachte, er belauſchte ſeine Frau, er verſchlang ſie mit den Augen, wenn ſie den Namen Wildenſtein ausſprach, er hätte den zweiten Rittmeiſter von der Erde forttilgen mögen — und den erſten dazu. Die Eiferſucht auf den einen ließ ihn nicht ſchlafen, der Neid auf das Anſehen, die Beliebtheit, die der andere im Regimente genoß, raubte ihm den Appetit. Seine Anlage zur Grauſamkeit, das Erbtheil vieler bornirter Menſchen, entwickelte ſich unter ſolchen Umſtänden zu üppiger Blüthe. Das Offiziercorps und die Mannſchaft hatten ſchlechte Zeiten und waren überzeugt: es gibt keine Hoffnung auf beſſere, bevor der Oberſt die beiden Rittmeiſter „weggebiſſen“ haben wird.

Mühe genug ließ er ſich's koſten.

Die Eskadron Brand's lag in der Stabſtation, und der Morgenritt des Oberſten führte an der Reitſchule vorbei. Alle Augenblicke war er da, ſpöttelte, nörgelte — raſte, brachte die Leute zur Verzweiflung und Brand beinahe um ſeine Geduld.

Auch ſeiner Frau machte der Oberſt das Leben ſchwer. Einmal, in einer Stunde der Empörung über ihn, ließ ſie ſich hinreißen, Wildenſtein ihr Leid zu klagen. Das wurde für beide verhängnißvoll. Die lange zurückgedämpfte Empfindung im Herzen Wildenſtein's brach mit elementarer Macht hervor; er entrang der Geliebten ein halbes Geſtändniß ihrer Gegenliebe und drückte in an Wahnſinn grenzendem Entzücken den erſten Kuß auf nur ſchwach widerſtrebende Lippen. Sie hatte ihm durch ihre Klage das Recht gegeben, ſie zu beſchützen, und dieſes

Recht war nun ſein, und er wollte es wahren, es vertheidigen, und ſie war ſein. Um dieſes höchſte Gut ſollte ihn keine Macht der Erde bringen. Aber nicht unrechtmäßig, nicht in Unehren wollte er ſie beſitzen. Er ſprach von der Scheidung ihrer Ehe, von dem Eingehen einer neuen mit ihm. Er entrollte vor ihr ein Zukunftsbild, das ihm die Seligkeit auf Erden verkörperte, vor dem ihr aber graute. So hatte ſie es nicht gemeint! Empörend und lächerlich erſchien der geſellſchaftlich hoch ſtehenden, an Luxus gewöhnten Frau die Zumuthung Wildenſtein's und er ſelbſt als ein rückſichtsloſer Egoiſt.

Am folgenden Tage erhielt er einen langen Brief von der Gräfin. Sie bat ihn, ihre „geſtrige Uebereilung“ großmüthig zu verzeihen. Sie war ſeitdem von Reue gefoltert. Sie hatte ſchwer gegen ihren Gatten gefehlt, dem ſie ja im Grunde keinen anderen Vorwurf machen durfte als den, daß er ſie zu ſehr liebe. Sie hatte ſich auch an Wildenſtein ſchwer verſündigt, ſie hatte ihn — freilich eine Selbſtgetäuſchte — über die Stärke ihrer Empfindung für ihn getäuſcht. Sie würde ſich nie entſchließen können, ihren Pflichten untreu zu werden, ihren Gatten zu verlaſſen. „Ich bin in Ihrer Hand“, hieß es am Schluſſe. „Sie können mich verderben, Sie ſind ein edler Menſch, Sie werden es nicht thun. Ich hoffe, ich baue auf Sie, Sie werden die arme, kleine Erny nicht unglücklich machen wollen. Ich wage nicht, Sie um Ihre Freundſchaft zu bitten, ich bitte nur, ſeien Sie nicht mein Feind.“

IV.

Eines Abends in der Offiziersmenage, — auch der Oberſt war da und ſaß an einem Tiſche mit Brand, — kam das Geſpräch auf allgemeine militäriſche Verhältniſſe. Die Herren geriethen in Eifer, Dietrich behandelte mit beſonderer Wärme ſein Lieblingsthema: Keine Inſtitution iſt zur Erfüllung des hohen Zweckes, die Menſchen zu erziehen, ſo berufen und ſo fähig wie die Inſtitution des Waffendienſtes. Sie ſtellt die ſtrengſten Anforderungen an die Pflichttreue, Ehrenhaftigkeit, den Mannesmuth. Sie verlangt blinden Gehorſam von den Geführten und deshalb von den Führern ſehende Augen, klaren Vorausblick, ſcharfen Einblick. Sie verlangt von ihnen Gerechtigkeit und Strenge, denn nicht Freiheit braucht der Menſch, der Menſch braucht Zucht. Aber weiſe muß die Strenge ſein; unweiſe Strenge wird immer Grauſamkeit und unter dem grauſamen Führer die Mannſchaft zur wilden Rotte. Der Dutzendoffizier verroht, der tüchtige verbittert. Ein Fluch für die Armee iſt Jeder, der Gewalt hat über Andere und nicht über ſich ſelbſt, ein Verräther, der unſeren Stand dem Haß und der Verleumdung ausliefert.

Er ſah, während er ſprach, dem Oberſten feſt ins Geſicht, und der erwiderte kein Wort, zog die giftigen Aeuglein nur immer mehr zuſammen. Plötzlich ſtand er auf, nickte den Herren, die alle zugleich ſeinem Beiſpiel folgten, kaum merklich zu und ging nach Hauſe.

Beſonders zeitig fand er ſich am nächſten Morgen auf der Reitſchule ein, wo Brand Chargenreiten abhielt.

Schon als er vom Pferde ſtieg, ſich in den breiten Hüften wiegte, die Beine warf, daß ihm die Knieſcheiben knackten, und am ſtaubfarbigen Schnurrbart ungeduldig zupfte, wußten ſeine unglücklichen Untergebenen: Der iſt geladen. Gnade Gott Jedem, den er heute aufs Korn nimmt.

Der Oberſt unterſuchte die Packung, die Zäumung, die Bügelſchnallung, tadelte Alles, fand auch die Wartung der Pferde, die Haltung der Reiter miſerabel, unterzog die Abrichtung ſelbſt einer herben Kritik.

„Herr Rittmeiſter Brand," hieß es auf einmal, „Sie ſcheinen vorzugehen nach einem ganz neuen, eigens von Ihnen erfundenen Reglement. Ihre Unteroffiziere haben die ſchlechteſten Pferde."

„Entſchuldigen Herr Oberſt, das iſt nicht der Fall," antwortete Brand.

„Wie, nicht der Fall?" Er bezeichnete ein Pferd in der Abtheilung Wildenſtein's, der eben aufgeſeſſen war, und auf den Befehl, in die Reitſchule zu kommen, wartete: „Der Braune dort im zweiten Glied iſt mir lieber als alle Ihre Unteroffiziers-Pferde."

„Aber auf einem Auge blind", ſprach Dietrich mit größter Ruhe.

Der Oberſt ſchnaubte: „Was? . . . Sie . . . Den mein' ich nicht. Den andern, den lichten, der iſt das richtige Unteroffiziers-Pferd."

„Er iſt's auch geweſen, aber Herr Oberſt haben ihn ſelbſt vor vierzehn Tagen als untauglich dazu erklärt."

Das auf offener Reitſchule, vor aller Mannſchaft. Dem Oberſten liefen dicke Schweißtropfen über die Hängebacken, er biß die Lippen und wendete ſich der Abtheilung des zweiten Rittmeiſters zu. Mit dem war der Kampf leichter aufzunehmen, der ſollte jetzt büßen für den Freund und für ſich ſelbſt, hatte ihn der Regiments-Kommandant doch ſchon lange genug im Magen, den melancholiſchen Frechling, der es wagte, die Frau Oberſtin anzuſchmachten.

Die Nörgeleien begannen. Wildenſtein erfuhr Rüge um Rüge, Spott um Spott. Was einen Menſchen, der ſeine Schuldigkeit thut, und mehr als ſeine Schuldigkeit, nur reizen und demüthigen kann, folgte Schlag auf Schlag. Nun entſetzte ſich der Oberſt plötzlich über das Ausſehen eines der Dragoner.

„Kommandiren Sie den Mann in die Mitte der Reitſchule," befahl er, und nachdem das geſchehen war, betrachtete er den armen Teufel von Rekruten, einen blutjungen, plumpen, hochſchultrigen Burſchen, und ſchrie dann auf, mit geheucheltem Zorn: „Der iſt ja bucklig. Sagen Sie mir einmal, Herr Rittmeiſter

Wildenſtein, wie heißt der Mann? — Wie er heißt, frag' ich."

Merkwürdig — der Rittmeiſter beſinnt ſich. Hat ihn das Gedächtniß verlaſſen, hat er nicht reden können, weil es ſchon ſo gekocht hat in ihm, er antwortete nicht. Da brach der Oberſt in ein abſcheuliches Lachen aus: „Ach ja, freilich, Männernamen merken Sie ſich nicht. Freilich, freilich, wenn eine Amalia Roſenduft oder eine Eulalia Lilienſtengel da oben ſäße, da hätten Sie nicht nöthig, erſt lange nachzudenken. Ich muß Ihnen doch rathen, befaſſen Sie ſich zeitweiſe wenigſtens mit dem, was Ihre Pflicht iſt."

„Herr Oberſt", knirſchte Wildenſtein, und in ſeine Arme hätte Dietrich ihn nehmen, wegtragen hätte er ihn mögen. Er ſieht es ihm an, es iſt aus mit ſeiner Selbſtbeherrſchung, ſeiner Willenskraft, mit Allem.

„Schweigen Sie," donnerte der Oberſt ihn an. „Riskiren Sie nicht ein einziges Wort, man ſoll das Schickſal nicht verſuchen, wenn man ſo wenig Glück hat wie Sie."

Das war mit einer ſo ſchändlich gemeinen Ironie geſprochen, daß es Jeden anwiderte, der es mit anhören mußte. Wildenſtein war leichenblaß: „Herr Oberſt," ſprach er mit lauttönender Stimme, „ich dulde das nicht, das gehört nicht hierher." Seine Hand ballte ſich um den Säbelgriff, er trat auf den Kommandanten zu.

Brand ſprang ihm nach, packte ihn und hielt ihn feſt.

„Gehen Sie zum Profoſen, ich mache Ihnen den

Prozeß," ſagte der Oberſt. Er triumphirte; endlich war die Gelegenheit da, Herrn Rittmeiſter Wildenſtein den Hals zu brechen.

Als der ſich wendete, um zu gehorchen, ſtand Dietrich vor ihm und ſah ihn unſagbar beſorgt und beſchwörend an. Wildenſtein antwortete mit einem ernſten, entſchloſſenen Blick, einem Blick, der deutlich ſprach für den verſtehenden Freund: „Sag' ſelbſt, iſt's nicht genug?"

Nach dem Schluß der Reitſchule ging Brand gerade aus ins Quartier ſeines Freundes. Da fand er ihn, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Bette ſitzend, neben ihm lag die abgeſchoſſene Piſtole; er hatte ſich meiſterlich ins Herz getroffen. Auf dem Tiſche war ſein Geld ausgebreitet, zweiundvierzig Gulden, und ein Briefbogen, auf dem mit Bleiſtift geſchrieben ſtand:

„Lieber Dietrich, zwanzig Gulden meinem Burſchen, den Reſt den Leuten meiner Abtheilung. Hab' Dank für Deine Liebe und Treue. Auf Wiederſehen. Ich glaube dran."

Dieſer Tag und die darauf folgende Nacht waren die ſchwerſten im ganzen Leben Dietrich Brand's. Da muß er fürchterlich mit ſich gerungen haben. Am Morgen war ſein Entſchluß gefaßt. Beim Begräbniß des Freundes hat er zum letzten Male den Säbel gezogen.

Nach der Heimkehr von der Beerdigung verfaßte er ſein Geſuch um Enthebung von der Militärcharge.

Im ganzen Regimente rief der Entſchluß Brand's Beſtürzung hervor. Aber das änderte nichts daran. Er

that auch keinen Dienſt mehr. Der Regimentsarzt ſtellte ihm ein Krankheitszeugniß aus und konnte es mit gutem Gewiſſen thun. Er war ehrlich beſorgt und ſagte: „Ein Nervenfieber oder der Wahnſinn — der Herr Rittmeiſter kann von Glück ſagen, wenn er ohne eines von beiden durchkommt.“

Als das Geſuch des Rittmeiſters bewilligt worden und er wieder in den Civilſtand zurückgetreten war, ſchickte er ſeine Herausforderung dem Oberſten zu. Der nahm ſie an; ſeine Secundanten und die Brand's einigten ſich ohne Schwierigkeiten über die Bedingungen des Duells: Piſtolen, zehn Schritte Barrière. Nie waren zwei Leute entſchloſſener, einander das Lebenslicht auszublaſen. Der Oberſt wußte: treff' ich ihn nicht, bin ich ein todter Mann, und Brand hatte ſich's zugeſchworen: dem grauſamen Führer wird das Handwerk gelegt. — Gute Piſtolenſchützen waren beide. Und doch — die Anweſenden trauten ihren Augen nicht, der Oberſt drückte los und — fehlte. Auch ſein Gegner fehlte. Nachdem die Secundanten einen pflichtgemäßen und ſelbſtverſtändlich nutzloſen Verſöhnungsverſuch gemacht hatten, wurden die Piſtolen wieder geladen. Der Oberſt zielte und traf Dietrich in die linke Schulter. Dieſer zuckte. Die Secundanten wollten hinzu ſpringen, doch winkte er ſie fort, ließ den Oberſten bis an die Barrière heran kommen und ſchoß ihn durch und durch. Die Kugel prallte an einem kleinen Baume ab, der Mann ſtürzte nieder ohne einen Laut. Für todt — nicht todt. Im Wagen ſchon, in dem ſie ihn

nach Hauſe brachten, erlangte er die Beſinnung wieder. Es fand ſich, daß die Kugel zwiſchen den Lungen durchgegangen war. Er genas nach verhältnißmäßig kurzem Siechthum. Aber Brand hatte ihm doch das Handwerk gelegt; der Oberſt mußte den Dienſt aufgeben, denn ſeine Stimme war zum Kommandiren zu ſchwach geworden.

Die Verwundung Dietrichs erwies ſich als eine ſchwere; lange Zeit verging, ehe er die volle Geſundheit wieder erlangte.

Den Titel, deſſen er ſich entäußert, erhielt ihm die Tradition. Die Erinnerung an ſeine ehrenvolle Dienſtzeit, an die Beliebtheit, die er genoſſen hatte, blieb unvergeſſen, und er, trotz all' ſeines Proteſtirens, Verbietens und Verbittens, für Jeden, der ihn in früheren Jahren gekannt und in ſpäteren von ihm gehört hatte: der Rittmeiſter Brand.

V.

Geſcheitert, wie Robinſon, richtete er ſich auf ſeiner Inſel ein. Er änderte, als Feind der halben Maßregeln, ſeine Lebensweiſe aus dem Grunde, verſchenkte ſeine Pferde, ſeine Waffen an arme, einſtige Kameraden, zog nach der Stadt und vegetirte dort wie ein penſionirter Hofrath. Er mied die Kaffeehäuſer, in denen Offiziere verkehrten, machte große Spaziergänge, beſuchte Muſeen, Kunſtausſtellungen, Concerte, Theater und populäre Vorleſungen. Er holte manches nach, was ihm an litterariſcher Bildung fehlte, las die Klaſſiker, las auch moderne Poeten, konnte ſich erfreuen an einem ſchönen Buch, einem ſchönen Bildwerk und an guter Muſik. Dieſe wohlthuenden Eindrücke gingen aber nicht tief; hinter der flüchtigen Wärme und dem Intereſſe, die ſie erregten, ſchauerte es kalt, gähnte die Leere.

Der Zeit wilder Aufregung war eine unausbleibliche Reaktion gefolgt. Brand hatte einem gebieteriſchen Müſſen gehorcht, als er Alles hingab, was den beſten Inhalt ſeines Daſeins ausmachte, um einen Verbrecher beſtrafen zu können. Er hatte nicht rechts noch links ge-

ſchaut, nur nach dem einen, einzigen Ziele hin; nicht gefragt: wenn es erreicht ſein wird, was dann? Und als dieſes „dann“ zur Gegenwart wurde, erſchien ſie ihm recht öde, nutzlos und armſelig, und der Blick in die Zukunft wie ein Blick ins Grab.

Die Wohnung, die er für ſich und für ſeinen ehemaligen Privatdiener gemiethet hatte, lag im zweiten Stock eines ſchönen Hauſes der Rathhausſtraße, war hell und freundlich und zeichnete ſich durch die höchſte, eine wahrhaft erfinderiſche Reinlichkeit aus. Wer die drei Zimmer durchſchritt, aus denen ſie beſtand, brauchte keinen beſondern Scharfſinn, um zu erkennen: hier hauſt ein einfacher und ſolider Mann, der eine Vorliebe hat für mattgeſchliffenes Nußholz und für die grüne Farbe.

Zwiſchen der Thür, die aus dem conventionell ausgeſtatteten Salon herein führte und dem erſten Fenſter links, ragte ein hoher Bücherſchrank faſt bis zur Decke, und die Bücher darin waren nett gebunden und ſorgfältig eingereiht. Dem Bücherſchrank gegenüber, zwiſchen dem zweiten Fenſter und der Thür des Schlafzimmers, machte ſich ein großer Schreibtiſch breit; ein Strohſeſſel mit runder, niederer Lehne ſtand vor ihm, und über ihm hingen zwei ſchöne Kupferſtiche: Erzherzog Carl, nach dem Gemälde von Kellerhoven, und Laudon, nach L'Allemands prächtigem Reiterbilde.

Die Längswand wurde zur Hälfte von einer großen Ottomane, eine der Ecken von einem Kachelofen eingenommen, der in ſanftem Maigrün ſchimmerte, die

andere von einer Etagère mit Rauchrequiſiten, Alles gediegen, lauter brave Arbeit von tüchtigen Handwerkern, natürlich auch der Tiſch, die Fauteuils und die Stühle, die mit der Ottomane zuſammen eine Familie bildeten. Sie wieder hatte ein würdiges vis-à-vis in der zwiſchen den Fenſtern angebrachten Konſole, der Trägerin einer vortrefflichen, altdeutſchen Uhr.

Neben ihr ſtanden zwei Armleuchter aus Meſſing. Das mattfarbige und weichliche Silber wird in Brand's Haushaltung nur in Geſtalt von Eßbeſtecken geduldet. Wohl verpackt ſteht der Schatz an ſchönem Silbergeräth, der von ſeinen Eltern und Großeltern herſtammt, im Schranke und wird auf Dietrich's nicht gerade lachende, aber auch nicht weinende Erben übergehen, entfernte, wohlhabende Verwandte. Mit Fug und Recht darf er ſich ſagen, daß ſein Tod keinem ſeiner ſogenannten Angehörigen eine Stunde trüben oder erheitern wird. Und deſſen freut er ſich. Wo er gleichgültig iſt, will er auch gleichgültig laſſen. Das Aergſte wäre ihm, in der Schuld eines Anderen zu ſtehen, ob ſich's nun um Gulden handelt oder um liebevolle Empfindungen.

Es war an einem heißen Mainachmittag des Jahres 1890, und Brand eben aus dem Reſtaurant zurückgekommen, in dem er ſeine einfache Mahlzeit einzunehmen pflegte. Die Sonne brannte mit ſommerlichen

Gluthen zur Erde nieder und machte jedes Fenſter, das ſie beſchien, zu einem Brennſpiegel, und jeden Pflaſterſtein zu einem kleinen Ofen.

Mit Behagen empfand der Heimgekehrte den Kontraſt zwiſchen der drückenden Schwüle, dem grellen Lichte auf der Straße und der angenehmen Temperatur in ſeinem hohen, luftigen Zimmer. Leicht gedämpft durch die herabgelaſſenen Storen fiel das Licht herein, ein mildes, grünliches Licht, bei dem man ungemein gut leſen konnte. Brand zündete eine Cigarre an, ſetzte ſich auf ſeinen Seſſel vor den Schreibtiſch und nahm ein Buch, das aufgeſchlagen neben der Mappe gelegen hatte, zur Hand: Möllhauſens Reiſen im Felſengebirge Nordamerikas.

Von Zeit zu Zeit unterbrach er ſeine Lektüre, um einen Blick nach der rieſigen Weltkarte zu werfen, die über der Ottomane hing. Einen ſcharfen, durchdringenden Blick aus ſeinen grauen, tiefliegenden Augen, die von ihrer ungewöhnlichen Sehkraft noch nichts verloren, obwohl achtundvierzig Jahre verfloſſen waren, ſeitdem ſie ſich zum erſten Male aufgeſchlagen hatten. Dabei zog er ſeine dichten Brauen zuſammen, und auf der viereckigen Stirn entſtanden zwei tiefe Furchen, die ihm einen klugen und ſtrengen Ausdruck gaben.

Eine halbe Stunde verging. Die Thür des Salons wurde geöffnet, und Jemand trat ein. Brand wußte, ohne ſich umzuſehen, wer es war. Er kannte den feſten und zugleich diskreten Schritt, den ſein Diener ſich hatte angewöhnen müſſen, er kannte auch deſſen Art, die Thüre

zu öffnen und zu ſchließen. Wer hatte ſie ihm denn beigebracht?

„Die äußere Klinke gefaßt, Du Waldmenſch. Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Thür auf! — Vorwärts, und die andere Klinke gefaßt: Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Thür zu! —“

Dieſe Uebung zehnmal nach einander durch drei Tage wiederholt, und ein ehemaliger Waldmenſch war für den ganzen Reſt ſeines Lebens befähigt, als ein Geſitteter unter Geſitteten zu erſcheinen. Iſt ſolcher Gewinn nicht der kleinen Mühe werth?

Peter Peters war alſo eingetreten. Ein weiteres Lebenszeichen gab er nicht. „Was willſt Du?“ fragte Brand nach einer Weile, ohne ſich umzuſehen.

Peter zögerte, ſeine Stimme war furchtbar gepreßt, als er ſie endlich erhob, um ſeine „gehorſamſte Mittheilung“ vorzubringen.

Eigentlich wurde die Mittheilung hinterbracht, denn er ſagte, was er zu ſagen hatte, in ſeines Herrn Rücken, der ihm wohl auch imponirte, aber doch nicht ſo ſehr wie ſeines Herrn Geſicht.

Wenn er geſehen hätte, was auf dem vorging, während er ſprach, würde er ſeine Rede ſchwerlich zu Ende gebracht haben. Beſtürzung, Zorn, Wehmuth ſpiegelten ſich in den Zügen des erregten Mannes, um, als ſein Diener ſchwieg, einer raſch erkämpften, eiſernen Ruhe zu weichen. Jetzt wendete er plötzlich den Kopf. Er, der Sitzende, der Kleine maß den ſtehenden großen Peter

von oben herunter und ſagte, die Ellbogen auf die Seſſellehne geſtützt, die Cigarre zwiſchen den Zähnen: „Heirathen willſt Du, wenn ich nichts dagegen habe? — Was ſoll ich dagegen haben? — Du heiratheſt und Du gehſt. Einen mit Familie behafteten Diener kann ich nicht brauchen. Und wie heißt die Gans, die Dich nimmt?“

Nicht ein proteſtirendes Wort zu Gunſten ſeiner Erkorenen kam über Peters Lippen. „Du gehſt.“ Wie eine Piſtolenkugel hatte es ihn getroffen. Er wunderte ſich, daß er noch aufrecht ſtand. „Du gehſt.“ Dieſe — Unmöglichkeit hatte er nicht erwogen.

„Wie heißt ſie?“ wiederholte Brand.

Tonlos, mit verglaſten Augen vor ſich hinſtarrend, gab Peter die Antwort: „Magdalena Sänftenträger. Kinderloſe Wittwe. Das Delicateſſengeſchäft grad gegenüber gehört ihr. Wo ich zum Souper für den Herrn Rittmeiſter die kalte Küche hole.“

„Die kalte Küche, ſchön. Bei der haben die Herzen Feuer gefangen. Gut. Abgemacht. Geh.“

Peter ging, und die grollenden Gedanken Brand's folgten ihm nach. Der will heirathen, der will ſich etabliren, einen Haushalt gründen, dieſer Peter, an dem immer noch erzogen werden muß, der nichts kann und nichts iſt ohne ſeinen Herrn. Wenn man nur denkt! — Zum zweiten Dragonerregiment war er gekommen vor zwölf Jahren, halb verhungert, der verwaiſte Sohn einer armen Tagelöhnerin, die mit ihm in der Welt herumgezogen war, da- und dorthin, wo ſie gerade Arbeit fand,

der nie eine Schule regelmäßig beſucht, nie einen ganzen Rock am Leib gehabt hatte. Und nun auf einmal gut genährt, gekleidet und bewohnt, von ſeinem Rittmeiſter mit beſonderer Aufmerkſamkeit behandelt als der ärmſte, im Zuſtande ärgſter Verwahrloſung übernommene Rekrut. Man konnte Freude an ihm haben, an ſeinem phyſiſchen, geiſtigen und moraliſchen Gedeihen, an dem Glück, das ſich auf ſeinem gutmüthigen, braunen Geſichte ſpiegelte — wenn er nicht gerade weinte — denn das war ſeine Schwäche. Viel zu leicht für einen Mann, einen Soldaten, traten ihm Thränen in die Augen. Der bärenhafte Burſche konnte nicht leiden ſehen, am wenigſten Thiere. Er war allem Lebendigen ein Freund: er hielt ſich für den Beneidenswertheſten auf Erden, als ihm ein Pferd anvertraut wurde. Keines im ganzen Regimente war beſſer gehalten als Peters Sinbad, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit keines beſſer geritten. Auf dem Rücken des Thieres, deſſen Gedanken er, und das ſeine Gedanken errieth, verlebte er ſeine glücklichſten Stunden.

Neun Jahre hatte er ſchon gedient und ſich mit ſeinem Stande immer gleich zufrieden gefühlt, als die große Kataſtrophe im Leben Brand's eintrat, als das Unerwartetſte, Unglaublichſte geſchah, als er den Dienſt aufgab. Da bewährte ſich Peter Peters, da bethätigte er die Liebe und Dankbarkeit, die ſich allmählich in ihm geſammelt, aber nie einen Ausdruck gefunden hatte. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, als ob es nicht

anders ſein könnte, brachte er ſein Opfer. Er verließ den Dienſt, das Regiment, ſeinen Sinbad und folgte dem Rittmeiſter, der ihn vor Jahresfriſt zu ſeiner Ordonnanz gemacht hatte, „ins Civil“.

Dummer Peter, treuer Peter, dachte Brand, als dieſe Erinnerungen in ihm aufſtiegen, und mit ihnen zugleich alle die anderen, die er nie wiſſentlich, nie mit Willen herauf beſchwor, die er am liebſten ruhen ließ. Er ſeufzte ſchwer. Was vorbei iſt, iſt vorbei; ein Schwächling, der widerbellt gegen die Nothwendigkeit. Wenn er noch ſo tief überlegte, mußte er ſich ſagen: Alles, was geſchehen war, war regelrecht geſchehen. Brand hatte gehandelt, wie er ſeinem Charakter nach handeln mußte, wie er, in dieſelbe Lage verſetzt, noch einmal handeln würde. Keine Reue — darüber nicht. Er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken — darüber nicht!

Schattengleich zog eine ſchlanke Mädchengeſtalt an ſeinem innern Auge vorbei, und er ſtreckte mechaniſch abwehrend die Hand gegen ſie aus, die in ihrer Lieblichkeit vor ihm aufgetaucht war.

Verdrießlich über die Träumerei, in die Peters ſcheinbare Treuloſigkeit ihn verſetzt hatte, richtete er ſich entſchloſſen auf und ſchrieb an ein Dienſtvermittelungsbureau, das er täglich in ſeiner Zeitung angekündigt fand. Dann erhielt Peter Peters den Befehl, den Brief abzugeben. Das war für den Mann ein großer Schmerz. Er hätte gern Einwand erhoben und brachte es doch nur zu einem: „Aber Herr Rittmeiſter,“ weil ſeine

Stimme in einem Schluchzen erſtickte, das um keinen Preis vor dem ſtrammen Herrn laut werden durfte.

So trug er das unſelige Schreiben ins nächſte Poſtkäſtchen und ging dann, ſich ausweinen, zu ſeiner Magdalena.

Am nächſten Vormittage ſchon ſtellte ſich eine Anzahl Bedienter, vom Dienſtvermittelungsbureau entſendet, dem Rittmeiſter vor. Er wählte den, deſſen Aeußeres den ſchärfſten Kontraſt zu dem Aeußern Peters bildete: einen feinen, wunderhübſch friſirten Menſchen, der ausgezeichnet gute Manieren und wohlgepflegte Hände hatte.

Vier Wochen ſpäter, am Hochzeitstage ſeines Vorgängers, trat er den Dienſt an, und zwar, wie er ſich ausbedungen hatte, mit dem Range eines Kammerdieners.

Bevor Peter ſeine Braut zum Altar führte, mußte ſie mit ihm zu Brand, der die ſchöne, von Kraft und Geſundheit ſtrotzende Wittwe ernſthaft betrachtete und ſprach:

„Stattlich, ſtattlich. Du haſt Dir eine gewichtige Lebensgefährtin ausgeſucht, Peter.“

Peter ſtrich über ſeinen dicken, rothen, an den Enden leicht gelockten Schnurrbart und verſetzte: „Ich mag die Mageren nicht.“

„Und ich,“ ſprach Magdalena und warf dabei einen zärtlichen Blick auf den Auserwählten, „habe mir vorgeſetzt; wenn ich wieder heirathe, nehme ich einen Großen. Ein Kleiner kann grad ſo grob ſein und macht kein Anſehen.“

Brand meinte, dem Peter ſeien noch andere gute

Eigenſchaften nachzurühmen als ſeine Größe, und als ganz armer Schlucker käme er ihr auch nicht ins Haus. Damit legte er ein auf zweitauſend Gulden lautendes Sparkaſſenbuch in die Rechte des Bräutigams und ſchloß:

„Ich danke Dir für Deine treuen Dienſte. Werde ein ſo braver Ehemann wie Du ein braver Diener warſt. Leb' wohl."

Peter ſchluchzte laut während der ganzen Fahrt zur Kirche, und vor dem Altare ſtieß ihn der Bock ſo heftig, daß er ſein „Ja" mehr bellte als ſprach.

Vom Hochzeitsmahle ſprang er auf, als eben die Torte mit den verſchlungenen Lettern „P" und „M" ſervirt wurde, lief hinüber zum Herrn Rittmeiſter, um zu ſehen, ob der „Neue" die Lampe angezündet und das Bad ordentlich hergerichtet habe. Und am nächſten Morgen kam er, ſich zu überzeugen, wie denn der Kaffee gemacht und die türkiſche Pfeife geſtopft worden war. Einmal da, blieb er auch gleich beim Aufräumen.

Als Brand ihn erblickte, fuhr er ihn an: „Was willſt Du hier, närriſcher Kerl? Geh' zu Deiner Frau."

Aus dieſen Worten fühlte Peter die Eiferſucht ſeines Herrn auf ſeine Herrin heraus, und Thränen traten ihm in die Augen. Die Eiferſucht rührte ihn und der „närriſche Kerl" auch. Wer beſſer dran war mit ſeiner Vernunft, wußte Peter gar gut, reſpektirte aber die Täuſchung, in der der Rittmeiſter ſich über dieſen Punkt befand. Möge er nur in ihr fortleben und wenigſtens die Freude haben, er, der ſonſt keine hat.

Um das grauſame Lebewohl, das Brand geſprochen hatte, Lügen zu ſtrafen, fand er ſich alle Finger lang bei ihm ein und wünſchte ihm eine gute, je weilige Tageszeit.

Arbeit gab es „drüben“ immer. Der elegante Kammerdiener überließ ihm neidlos die ganze. Seine eigene Thätigkeit beſchränkte ſich darauf, das Haus durch ſeine Gegenwart zu ſchmücken. Aber auch das wurde ihm nach und nach läſtig, und eines Abends verſchwand er, nachdem er vorher mit ſeinen wohlgepflegten Händen den Schreibtiſch Brand's erbrochen und eine reich gefüllte Brieftaſche daraus entnommen hatte.

Ueber dieſe kurze Majordomus-Epoche im rittmeiſterlichen Intérieur wurden nicht viel Worte gemacht. Wie von ſelbſt kam Alles ins alte Geleiſe. Höchſtens, daß Peter früher als ſonſt die kalte Küche zum Souper holen ging und ſpäter als ſonſt zurückkehrte, wozu Brand regelmäßig bemerkte:

„Biſt ſchon wieder da?“

Einmal fragte er: „Was ſagt denn Deine Frau dazu, daß ſie Dich ſo wenig ſieht?“ Und die Antwort lautete:

„Die ſagt niemalen nichts. Die hat eine Kuſin, der Ihrer trifft nur alle vier Wochen einmal nach Haus.“

VI.

Genau am erſten Jahrestage ihrer Vermählung erſchien Magdalena Peters bei Dietrich Brand und brachte ohne viel Umſtände die Bitte vor, er möge im Fall, daß es ein Bub werden ſollte, ſich gütigſt herbeilaſſen, ihn aus der Taufe zu heben. Die Erfüllung ihres Wunſches wurde ihr ſogleich und mit großem, feierlichem Ernſte zugeſagt. Brand holte ſofort die genaueſten Erkundigungen über die Pflichten ein, die er mit der Taufpathenſchaft auf ſich nahm. Er gedachte ſie pünktlich zu erfüllen und erhielt Gelegenheit dazu, denn es wurde ein Bub, ein niedlicher Peter junior.

Sein Vater übergoß ihn mit Thränen der Rührung, das Kindlein nieſte, und Dietrich ſelbſt, ſehr bewegt durch den ihm völlig fremdartigen Anblick eines neugeborenen Menſchen, führte Peter von der Wiege fort und ſagte:

„Blamire Dich nicht vor Weib und Kind.“

Brand's Fürſorge wuchs mit ihrem Gegenſtande. Er ſchrieb ſich Eigenthumsrechte über das Knäblein zu und forderte, daß ohne Unterlaß an ihm erzogen werde.

Frau Magdalene verlor endlich die Geduld. „Dein

Rittmeiſter", ſagte ſie zu ihrem Manne, „wie der's treibt. Bald wird Niemand mehr wiſſen, bin ich die Mutter, oder iſt er's!"

Peter hatte Mühe, ſie mit der Verſicherung zu beſchwichtigen, darüber könne kein geſcheidter Menſch im Zweifel ſein.

Das Intereſſe, das der Rittmeiſter für den kleinen Peter gefaßt hatte, breitete ſich allmählich auch auf andere Kinder aus. Man muß doch vergleichen, den Blick ſchärfen, Erfahrungen ſammeln. Dietrich, der bisher ziemlich gleichgültig an Allem vorüber gegangen war, was nicht im Alter der Militärpflicht ſtand, begann nun, dem Kindervolke ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Es traf ſich, daß er mit kleinen Schulbeſuchern, Knaben und Mädchen, die mit ihm im ſelben Hauſe wohnten und denen er täglich auf der Treppe begegnete, einen Gruß tauſchte. Zu dem Gruße kam bald eine Anſprache, und aus der entwickelten ſich nach und nach förmliche Konverſationen, die man nicht ſchon unterm Thor abbrechen wollte. Nicht ſelten geſchah's, daß Brand dem oder jenem jugendlichen Geſchöpfe das Geleite gab bis zur Schule.

Er hatte ſich zuerſt an die Kinder der Armen gewendet und ihr Vertrauen, und bis zu einem gewiſſen Grade, das ihrer Eltern errungen. Dann ſchritt er an verfeinerte Geſellſchaftskreiſe heran, machte auch da Glück und war bald wieder in ſeinem Elemente, konnte wieder erziehen. Er übte auch Gaſtfreundſchaft. An jedem Samstag-Nachmittag wimmelte es von Jugend in ſeiner

Wohnung; die verſchiedenſten Stände waren da durch auserleſene Exemplare vertreten. Entſprechende Koſt für Kopf und Herz lieferte der Hausherr, das Ehepaar Peters ſorgte für den Magen; Ueberladung in irgend einer Weiſe kam nicht vor. Glücklich, geſund, von friſchem Eifer zur Bravheit beſeelt, kehrten die Kinder heim.

Im Frühling des zweiten Jahres nach der Geburt Klein-Peters' frühſtückte Brand an jedem ſchönen Morgen, ſtatt zu Hauſe, im Stadtpark und ging dann in den Kinderpark hinüber, wo ſein Täufling im Korbwägelchen unweigerlich bis zehn Uhr zu ſchlafen hatte.

Dabei ſchenkte Brand aber auch fremden Kindern ſeine Aufmerkſamkeit, ſah ihren Spielen zu, ermunterte die Schüchternen, ging den Ungeſchickten zur Hand, beſchützte die Unterdrückten und hatte eine beneidenswerthe Art, die Uebermüthigen und Tyranniſchen zurecht zu weiſen. Durch eine kurze Bemerkung, einen Blick verſtand er zu bändigen, ohne zu empören und zu erbittern.

Eines Tages war Dietrich vom Stadtpark auch noch in den Volksgarten gegangen. Er nahm dort Platz auf einer Bank mit der Ausſicht auf das Grillparzer-Denkmal und freute ſich, daß es wieder Frühling war, daß die Natur in erneuter Jugendherrlichkeit blühte und daß die Menſchen ihrer pflegten, mit ſo viel Sorgfalt und Geſchmack, wie es hier geſchah in dieſem kleinen irdiſchen Paradieſe. Er freute ſich auch, daß ſie in all' die Schönheit Schönes hingeſtellt haben, das edle Denkmal, das unſern Dichter veranſchaulicht mit ergreifender Wahr-

heit, und die Werke ſeines Schöpfergeiſtes im beſeelten Steine vor uns aufleben läßt.

Brand lächelte vor ſich hin. Er gedachte der Aeußerung, die eine ſeiner Couſinen jüngſt gethan hatte: „Heirathe doch, es iſt noch gerade Zeit. Du haſt Kinder ſo gern, und eigene ſind noch etwas ganz Anderes als fremde, und eine angenehme Häuslichkeit iſt auch nicht zu verſchmähen.“

Häuslichkeit, eigene Kinder — als ob ein Menſch ihrer bedürfe, der gewöhnt iſt, ſich überall häuslich einzurichten; dem alles Gute und Schöne in der Welt gehört, weil er es lieben und bewundern kann. Die glauben nur das zu beſitzen, was ſie an ſich geriſſen haben, das ſind die ewig Unerſättlichen und ewig Entbehrenden.

In ſeiner Nachbarſchaft hatten ſich drei fein ausſehende Damen auf eine Bank niedergelaſſen; offenbar Gouvernanten in ſehr wohlhabenden Häuſern. Es waren zwei ältliche Engländerinnen, die in guter Laune und ſchlechtem Franzöſiſch ein eifriges Geſpräch mit einer jungen — ihr tadelloſer Accent verrieth's — Pariſerin, führten. Ihre drei Zöglinge, nicht Kinder mehr und noch nicht Backfiſche, pendelten auf dem Wege zwiſchen ihren Bändigerinnen und Brand hin und her.

Er konnte Einiges hören von ihrer laut und ungenirt geführten Konverſation:

„Du, Aurora,“ ſagte das muntere Ding am linken Flügel, das in Blau gekleidet, blond, friſch und ein wenig unterſetzt war, zu der in der Mitte Schreitenden,

„Deine Stiefeletten ſind hübſcher als die meinen, aber ich habe einen hübſcheren Fuß.“

„Und ich habe eine hübſchere Taille,“ fiel das Fräulein zur Rechten ein. „Die Deine iſt ja viel zu lang.“ Sie prangte havannafarbig, und man konnte ſchwerlich eine zierlichere Geſtalt ſehen.

Allerdings durfte ſich die zwiſchen den Beiden wandelnde, eckige und blaſſe Aurora an perſönlichen Vorzügen mit ihnen nicht vergleichen. Dafür aber ſchlug ihre Toilette die der Freundinnen völlig. Aller erſten Ranges waren der hellgraue Stoff und die Mache des Kleides, und der Hut mit ſeiner breiten, genial aufgeſtülpten Krempe und ſeinem Federngewoge. Wenn eine Harpye ihn aufgeſetzt hätte, Jedermann würde ausgerufen haben: „O wie anmuthig ſehen Sie heute aus, meine Gnädige!“

Ihre Verhandlung eifrig fortführend, hatten ſich die Fräulein mitten auf dem Wege aufgepflanzt, als von der Ringſtraße, in der Richtung gegen den äußeren Burgplatz, zwei ärmlich gekleidete Kinder einher kamen. Ein Knabe von etwa ſieben Jahren und ein viel jüngeres Mädchen. Der Knabe, hoch aufgeſchoſſen und ſchmächtig, trug an einem Riemen am Arme eine der mit Wachsleinwand überzogenen Schachteln, in denen Modehändler ihre Waare verſchicken. Das kleine Mädchen im ausgewaſchenen Percailkleidchen, einen blauen, geſtrickten Capuchon auf dem Kopfe, ein Tüchlein um die mageren Schultern geſchlungen, hüpfte neben ihm her.

Beim Anblick der aufgeputzten Fräulein blieb ſie plötzlich ſtehen und ſtaunte, wie angenagelt vor Entzücken, zu ihnen hinauf. Beſonders hingeriſſen ſchien ſie von dem grauen Federhut; zu ihm kehrte ihr leuchtender Blick immer wieder zurück.

Sie wurde bemerkt, die Modedöckchen nahmen den Zoll naiver Bewunderung, den das Kind ihnen darbrachte, ſpöttiſch auf, und die Blaue ſprach:

„Wie dumm ſie iſt!“

„Und wie ſie nach Armuth riecht,“ ſetzte Aurora mit der langen Taille hinzu. „Meine Mama ſagt, das iſt der ärgſte Geruch. Böhmiſche Spitzen riechen manchmal ſo.“

Die Kleine verſtand ſie nicht. Seelenvergnügt blieb ſie regungslos wie ein hypnotiſirtes Hühnchen, bewunderte weiter und bemerkte nicht, daß ſie ausgelacht und verachtet wurde.

Der Auftritt hatte außer Brand noch einen Beobachter gehabt, einen ſehr jugendlichen. Ein braunes, ungemein feinknochiges Bübchen verließ eine Gruppe Spielgenoſſen und kam auf die Verſpottete zu mit einer herzigen und komiſchen Gebärde. Er verſchränkte die Finger ſo feſt er konnte und ſtreckte die gerungenen Hände einmal ums andere mit heftigem Rucke von ſich. So trat er, kämpfend mit Empörung und Rührung, vor das arme Kind hin und ſagte im durchdringenſten Tone:

„Wenn ſie nur zu mir käm', in mein Haus, ich würd' ihr geben, was ich nur hab!“

Sie ſah ihn eine Weile überraſcht und zweifelnd an,

ſteckte zuerſt ihr Zeigefingerchen in den Mund, zog es dann heraus und deutete ſchüchtern auf ſeine hundsledernen Handſchuhe: „Die gieb mir.“

Sogleich fing er an, haſtig an ihnen zu zerren, brachte ſie auch herunter; als er ſie aber der Kleinen reichte und ſie danach griff, kam ihr Bruder ihr zuvor:

„Wir dürfen nichts annehmen. Du weißt, Annerl, die Mutter will's nicht,“ ſagte er ſehr ſanft und ſehr entſchieden, und es war ein merkwürdig trauriger Klang in ſeiner Stimme. „Wir danken Ihnen vielmals, junger Herr; komm Annerl,“ er zog ſeine Schweſter mit ſich fort.

Der abgewieſene Wohlthäter ſah ihnen verdutzt und beſtürzt nach. Dietrich ſtand auf und half ihm ſeine Handſchuhe wieder anziehen, allein wäre er damit kaum fertig geworden.

„Wie alt biſt Du?“ fragte Brand, als die für ſie beide ſehr ſchwierige Arbeit zu Stande gebracht war.

„Fünf Jahre.“

„Wie heißeſt Du?“

Der Taufname des Bübleins war Fritz, ſein Familienname der eines öſterreichiſchen Grafen- und Fürſtengeſchlechts.

„Fritz,“ ſagte der Rittmeiſter, „Du haſt einen ſchönen Namen, weißt Du, was das heißt? Weißt Du auch, was es heißt, ſeinem Namen Ehre machen?“

Der Kleine hob ſeine prachtvollen, von langen dunklen Wimpern beſchatteten Augen zu Brand empor und erwiderte ohne Zögern: „O ja.“

Dietrich verbiß ein Lächeln: „Nun, wenn Du das jetzt ſchon weißt, dann ſalutire — das heißt," verbeſſerte er ſich, „dann grüße ich Dich."

Er lüftete den Hut, und der Kleine riß den ſeinen förmlich herunter, holte weit aus mit der Rechten und machte eine tiefe, reſpektvolle Verbeugung.

„Der verſpricht, der verſpricht," dachte Brand: „ſo jung er iſt, kennt er ſchon das Mitleid und die Ehrfurcht. Beim Mitleid und bei der Ehrfurcht fängt der Menſch an, ſehr früh alſo bei dieſem Fritzchen."

Er verließ den Garten und folgte den Kindern, die „nach Armuth rochen."

VII.

Er hatte die kleinen Geſtalten bald entdeckt, und bald auch hatte er ſie eingeholt. Was war es doch, was ihn unwiderſtehlich zu ihnen hinzog? Nicht Theilnahme, nicht ſein immer reger Helfedrang allein. Es war mehr; ein tieferes, ein ganz eigenes Intereſſe, das beſonders der Anblick des Knaben in ihm erweckt hatte. Er fragte ſich, an wen er ihn mahne, mit ſeinen aſchblonden Haaren, ſeiner durchſichtigen Haut, ſeiner Sprechweiſe, ſeiner Haltung, in der zwei Gegenſätze ſich ſo anmuthig vereinten: Stolz und Schüchternheit.

Die Kinder gingen über die beiden Burgplätze und verſchwanden auf dem Kohlmarkt im Thorweg eines alten, ſtattlichen Hauſes, einſt das Eigenthum eines großen Herrn, jetzt das eines Pferdehändlers, und vermiethet an allerlei Parteien. Ein Schild mit der Aufſchrift: „Madame Amélie“ war unter dem Mittelfenſter des erſten Stockes angebracht, und hinter den großen, blanken Spiegelſcheiben blühte ein Garten von Hüten und Hauben, quollen aus halb geöffneten Kartons Bäche von Spitzen, Ströme von Gaze und Seidenſtoffen hervor.

So wenig Dietrich Brand ſich auch um die Berühmtheiten der Damenmodenwelt kümmerte, der Name Amélie Vernon war bis zu ihm gedrungen. Seine Couſinen ſagten in einem Tone: „O Madame Vernon! Ja, Madame Vernon!“ der ſo viel hieß wie: Erhaben über alle Kritik.

Eine ſolche Großmacht ſchickt ihre Waaren gewiß nicht durch Kinder aus. Was hatten die armen Beiden hier zu holen oder hierher zu bringen?

Er wollte es wiſſen und entſchloß ſich, auf ihre Rückkehr zu warten. Nach einer Viertelſtunde erſchien klein Annerl wieder und trug ein Weißbrot in der einen und einen Apfel in der anderen Hand. Blaß und müde kam ihr Bruder nach. Brand hielt ihn an und fragte auf gut Glück und in geſchäftsmäßigem Tone, ob Madame Vernon zu Hauſe ſei? Ja wohl, die Kinder kamen von ihr, hatten ſie eben geſprochen.

„Und das hat ſie mir geſchenkt,“ ſagte Annerl, und hob ihr Weißbrot und ihren Apfel triumphirend in die Höhe.

„Und das darfſt Du auch annehmen, die Mutter erlaubt es Dir, Annerl?“

„Ja, das erlaubt die Mutter, und auch Georg erlaubt's.“

„Georg,“ wiederholte Brand. „Dein Bruder, nicht wahr?“ Er legte die Hand auf den kleinen, blauen Capuchon und ſagte ziemlich unüberlegt: „Ich wäre froh, wenn ich Dir auch etwas ſchenken dürfte, Annerl.“

„Nein, nein, dank', wir danken," ſtieß Georg raſch hervor. Er war bei den Worten Dietrichs roth geworden über das ganze Geſicht bis unter die Haare, und ſeine Augen leuchteten plötzlich auf.

Jetzt wußte Brand, an wen ihn das Kind vom erſten Moment an erinnert hatte. Vergeſſene Unvergeſſene — arme Sophie! Dieſes Erröthen, dieſes Aufleuchten im Blicke hatten oft ſein ſtilles Entzücken ausgemacht. Die ganze Reinheit, aller Stolz des Mädchens, das er liebte, ſprachen aus ihnen. Was ihr das Blut in die Wangen und die Stirne trieb, war nicht Verwirrung, nicht Beſchämung, es war ein ſchmerzliches Staunen, eine leidvolle Entrüſtung: „Ich erröthe, ja, aber für Euch!" — Brand ſah ſie vor ſich, wie damals in der peinlichen Stunde, in der der Riß zwiſchen ihnen entſtanden war. . .

„Du heißeſt Georg Müller, mein lieber Junge," ſagte er zu dem Knaben.

Der erſchrak und ſah ihn voll Mißtrauen an. Wie kam der fremde Mann dazu, nach ſeinem Namen zu fragen? Er ſuchte ſeine Angſt hinter einer trotzig abwehrenden Miene zu verbergen, ergriff die Hand ſeiner Schweſter und haſtete mit ihr davon.

Brand blickte ihnen nach: Ihre Kinder! ja gewiß — auch das Mädchen hatte Aehnlichkeit mit ihr in den Bewegungen, dem Gang, in der Art und Weiſe, den Kopf zu tragen. Im Forteilen noch wendete Annerl ſich mehrmals um und lächelte den ernſten, alten Herrn an,

vor dem davon zu laufen ihr Bruder ſie zwang, und der ihr gar keine Furcht einflößte, o nein, nicht die mindeſte!

Ihre Kinder — das waren ſie, ſo hatte er ſie gefunden. Die Wirklichkeit übertraf ſeine traurigſten Befürchtungen. Das ſcheue Weſen des Knaben, ſeine Beſchäftigung, die Kleidung, das Ausſehen der Kleinen. Alles, Alles an ihnen erzählte von Dürftigkeit, von Entbehrung, von einem harten Kampfe um das tägliche Brot.

Dietrich blieb noch eine Weile unter dem Thore ſtehen. Mit mächtiger Selbſtüberwindung rang er die tiefe Gemüthsbewegung nieder, die ihn ergriffen hatte; kein äußeres Zeichen durfte verrathen, was in ihm vorging.

Als ein ſehr gelaſſener, faſt übertrieben höflicher Mann betrat er den Modeſalon und wurde von Fräulein Julie, einer gut erhaltenen Schönheit, „comme il faut“ bis an die Spitzen ihrer langen, lanzenförmig zugeſchnittenen Nägel, würdevoll empfangen. Sie ſchien befremdet, als er ſie bat, fragen zu wollen, ob er die Ehre haben könne, mit Madame Vernon ſelbſt und zwar privatim zu ſprechen. Das Fräulein übernahm ſeine Karte, warf einen Blick darauf — und war elektriſirt.

„Dietrich Brand! Herr Rittmeiſter Brand . . .“

„Nein, mein Fräulein, Brand kurzweg; ich habe meinen Militär-Charakter abgelegt.“

Aber das wußte Fräulein Julie beſſer. Ablegen, einen ſolchen Charakter? Als ob man das könnte! Nie! O, ſie hatte die Gnade, den Herrn Rittmeiſter zu kennen, hatte ſo viel von ihm gehört. O, und wer nicht? Und

einige ihrer Verwandten hatten die Gnade gehabt, unter ihm zu dienen. Und nun wollte sie die Gnade haben, ihn der gnädigen Frau zu melden. Einen solchen Besuch werde sie sicherlich empfangen, wenn auch sonst keinen andern, denn die gnädige Frau sei heute nervos.

Sie enteilte, und Brand ließ ein mißbilligendes: „Hm, hm, nervos" vernehmen, worauf ihn einige der Magazins-Damen verstohlen anguckten. Andere kicherten vor sich hin, und ein lustiges Ding von einer Modistin, das eben einer ältlichen Kundin einen sehr jugendlichen Hut anprobirte, rang mit einem Lachkrampfe.

Nach kurzer Zeit war Fräulein Julie wieder da und ersuchte den Herrn Rittmeister, die Gnade zu haben, ihr zu Madame Vernon zu folgen. Sie geleitete ihn durch eine Reihe von Ateliers und Salons und verabschiedete sich mit einem wundervollen Knix, in den sie ihre ganze Seele legte, an der Thür des Boudoirs der Gebieterin.

VIII.

Das war ein Schmuckkäſtchen. Die Wände mit hellblauem Seidenſtoff verkleidet, die Möbel mit demſelben Stoffe überzogen, Tiſche, Tiſchchen, Etagèren von den verſchiedenſten Formen, mit theils ſehr koſtbaren Nippesgegenſtänden beſetzt, ein großer Ankleideſpiegel mit vergoldetem Geſtell, und mitten in all' der Pracht die berühmte, geniale, viel umworbene Madame Amélie. Sie war ſchön und geſchmackvoll angethan in einem ſpitzenbeſetzten Schlafrock aus Atlas, der wie die Abendröthe ſchimmerte und eine zwei Meter lange Schleppe hatte. Der Anzug war ein Kunſtwerk und machte ſo ſchlank als möglich; aber auch den höchſten Toilettenkünſten ſind die Wege gewieſen; Anmuth konnten ſie der vierſchrötigen Geſtalt nicht verleihen, die ſich beim Eintreten Brand's von dem Ruhebette erhob. Der Kopf Madame Amélie's ſaß auf kräftigem Nacken und trug eine Fülle ſtark angegrauter Haare. Die gewellte, gelockte Friſur erinnerte in ihrem künſtlichen, architektoniſchen Aufbau an die der römiſchen Kaiſerinnen. Das Geſicht hatte einen ausgeſprochenen Neger-Typus, aber die Augen waren ſchön

und intelligent. Leider befanden ſie und auch die Naſe ſich eben in einem Zuſtande, der nicht gleich errathen ließ, ob die Dame geweint hatte oder an Schnupfen litt.

Als Dietrich eintrat, rieb ſie ſich eben die Schläfen mit weißer Mattei'ſcher Elektrizität. Auf einem Tiſchchen neben ihr befanden ſich allerlei Riechmittel; in einer mit heißem Waſſer gefüllten Achatſchale verdampften einige Tropfen Fichtennadelextrakt.

Brand dankte in ſeiner ritterlichen Weiſe für die Gunſt, die Madame Vernon ihm erwies, ihn trotz ihres Unwohlſeins zu empfangen. Er wollte ihre Güte nicht mißbrauchen, ſie nicht lang in Anſpruch nehmen; er kam nur, um ſich von ihr Auskunft zu erbitten über die beiden Kinder, die eben bei ihr geweſen waren. Nicht Neugier leite ihn, ſondern ein ernſtes Intereſſe, deſſen Grund er ihr, wenn ſie es geſtatte, ein nächſtes Mal darlegen werde.

Madame Amélie verſicherte ihn, daß ſie bei einem Manne „de sa trempe“ nur die edelſten Abſichten vorausſetze, zögerte aber doch mit der Antwort, als er nach dem Familiennamen der Kleinen fragte.

„Fürchten Sie nicht, ein Geheimniß zu verrathen,“ ſagte er und faßte ſie ſcharf ins Auge. „Es ſind die Kinder des Majors von Müller.“

Sie widerſprach nicht.

„Eines meiner beſten Freunde und einſtigen Kameraden,“ fuhr er fort, „der vor drei Jahren in ſeiner Vaterſtadt Klauſenburg geſtorben iſt. Ein nur zu edler und großmüthiger Menſch.“

„Certainement," fiel die Franzöſin ein, „ſo groß-müthig für Andere, daß die Seinen in der gêne zurückblieben."

„Gêne?" wiederholte Brand mit qualvoll gepreßter Stimme. „Was ich eben geſehen habe, iſt ſchlimmer als gêne. Dieſe Kinder ſind ſchlecht genährt, ſchlecht gekleidet, ſie darben."

„Nun, jetzt eigentlich nicht mehr," meinte Madame Vernon und widerſtand nicht länger der Verſuchung, „Monſieur Brand," der ein ſo „noble cœur" war und ſo tiefe Theilnahme für die Hinterbliebenen ſeines Freundes hatte, die ganze Wahrheit zu ſagen, und bei dieſer Gelegenheit ſich ſelbſt in ſchönem Lichte zu zeigen.

Dietrich erfuhr nun Alles.

In der langen Krankheit des Majors waren die Reſte des Vermögens aufgebraucht und leider ſogar einige Schulden gemacht worden. Sophie mußte ihre Penſion für Jahre hinaus verpfänden, um die dringendſten Gläubiger zu befriedigen. Sie wäre dem Elend preisgegeben geweſen, ohne ihr außergewöhnliches, dem der großen Wiener Modiſtin congeniales Talent. Mit ihren „doigts de fée" gewann ſie den Lebensunterhalt für ſich und ihre Kinder. Kärglich, wie ſich von ſelbſt verſteht, „mon Dieu, en province!" bis eine Verwandte Madame Amélie's und Gattin eines öſterreichiſchen Oberſtleutnants nach Klauſenburg kam, dort erſt die Werke Frau von Müller's, dann ſie ſelbſt kennen lernte und eine begeiſterte Freundſchaft und Bewunderung für ſie faßte.

„Unglück und Talent, quels titres auf unſere Theilnahme, Monſieur," ſprach die Modiſtin mit einer pathetiſchen Gebärde.

Die Frau Oberſtleutnant brauchte nur einige Proben der Kunſtfertigkeit Sophie Müller's an Madame Vernon zu ſchicken, um ihr Mitgefühl für die arme Wittwe zu erwecken. Amélie hatte ihr ſogleich geſchrieben und ſie eingeladen, nach Wien zu kommen. Seit einem halben Jahre war ſie da, ſtellte ihre Begabung und ihren Fleiß ausſchließlich in den Dienſt des Hauſes Vernon und dürfte keinen Grund haben, es zu bereuen. Sie wurde beſoldet wie keine zweite. Ihre Verhältniſſe müſſen ſich jetzt ſchon gebeſſert haben.

„Müſſen ſich? Sie wiſſen nichts Genaues darüber?" fragte Brand.

„Das nicht. Frau von Müller ſpricht nie von ſich. Sie iſt ſehr ſtolz, ſehr zurückhaltend."

„Jawohl, ſehr ſtolz." Er beugte ſich vor auf dem niederen Fauteuil, den Madame Amélie ihm angewieſen hatte, und wieder mußte ſie den forſchenden Blick ſeiner ernſten, grundehrlichen Augen eine ganze Weile hindurch aushalten und that es mit der Unbefangenheit eines vortrefflichen Gewiſſens. Plötzlich gab ſie ihrem Kopfe einen kleinen Ruck, ein muthwilliges Lächeln glitt verſchönernd über ihr derbes Geſicht, und ſie ſprach:

„Ja, ja, Monſieur, ich bin eine gute und brave personne, man kann auf mich zählen."

Brand verneigte ſich: „Gut und brav, ich bin über-

zeugt. Aber außerdem auch Gedankenleſerin. Ich bewundere. Eine echte Künſtlerin freilich hat immer etwas Divinatoriſches.“

„O Monſieur!“ Ihre Augen glänzten vor Freude über dieſe Schmeichelei: „Vous êtes aussi aimable que célèbre.“

Er lehnte ab; „loben ſie mich nicht. Ich habe große Schwächen.“

„Zum Beiſpiel?“

„Unter Anderem eine gewiſſe Schwäche für Damen-Mode-Artikel,“ erwiderte er ſcherzend. „Ich wäre zum Beiſpiel neugierig, die Putzgegenſtände zu ſehen, die Frau Major Sophie von Müller Ihnen eben geſchickt hat. Ich möchte dieſe Putzgegenſtände ſogar an mich bringen.“

Amélie war erſtaunt: „Sind Sie verheirathet?“

„Nicht im Geringſten. Aber ich habe Couſinen und ſogar Nichten“ . . .

„Die Brand heißen?“ Beinahe wäre der Zuſatz: „Brand tout court?“ ihr entwiſcht, doch verſchluckte ſie ihn noch rechtzeitig.

„Brand und anders,“ erwiderte Dietrich.

„Anders?“ Sie war auf einmal merkwürdig kühl geworden, ſie bedauerte, auch nicht über ein Stück im Magazin verfügen zu können, der Bedarf war ſo groß, der Vorrath ſo klein, man mußte doch einige Auswahl haben für die älteren, werthen Kunden.

„Ich würde höhere Preiſe bezahlen als Ihre älteſten, wertheſten Kunden,“ ſagte Dietrich langſam, nachdrücklich, aber auffallend ſanft und faſt liebreich.

„Bedaure. Ich habe eine große Verehrung für Herrn Rittmeiſter Brand, aber ſeine Nichten müſſen warten.“

Da ergriff er ihre kleine, harte, bräunliche Hand und führte ſie raſch an ſeine Lippen: „Reſpekt vor Ihnen Madame! Ihr Verdacht iſt ganz unbegründet — Ihre brave Geſinnung ſteht wie ein Fels. Ich ſehe voraus, daß ſich eine gute Freundſchaft zwiſchen uns bilden wird.“

Entzückt über ſeinen Handkuß, aber doch noch etwas unſicher, bat Amélie, ihr zu verzeihen, wenn ſie ihm Unrecht gethan habe.

„Ich verzeihe jeder Frau jeden, auch den ſchnödeſten Verdacht gegen jeden Mann in dem einen Punkte,“ entgegnete er. „Wir verdienen es nicht beſſer — im Allgemeinen.“

Seine Worte wirkten wie ein Petroleumguß in glimmendes Feuer. Sie richtete ſich auf, ſie rückte näher zu ihm und brach flammend und hochathmend in einen Hymnus des Lobes aus. Rittmeiſter Brand war mehr als liebenswürdig und berühmt, er war einzig. Er kannte ſein Geſchlecht. O, und ſie ebenfalls, wenn auch nur in einem Exemplar, in dem freilich die Fehlerhaftigkeit de tout le genre masculin vertreten war. O, wenn er ahnen könnte! wenn er wüßte . . .

Ein diskretes Klopfen an der Thür unterbrach ſie.

Fräulein Julie zeigte ſich, ſie trug einen Karton unter dem Arme und meldete, die Fürſtin A. habe ſich für den Nachmittag anſagen laſſen, und da mußte Madame doch beſtimmen, ob die heutige Sendung Sophie Müller's

ſogleich oder erſt zuletzt vorgezeigt werden ſolle. Mit zierlichſt gerundeten Handbewegungen entnahm ſie dem eleganten Behältniſſe nach einander vier Hüte und ſtellte ſie auf Haubenſtöckchen vor die Gebieterin hin:

Nein, das waren wieder Sachen! Sachen! Nicht eines dieſer „Huterln“ würde auch nur einen Tag alt werden im Salon. Die Fürſtin A. würde gewiß zwei Stück nehmen und Prinzeſſin B. die andern zwei; ſie waren wie geboren für die beiden Damen, und nur auf ihren Häuptern wollte Fräulein Julie ſie ſehen. Der Baronin C. dürften ſie gar nicht vor Augen kommen, die kauft ſonſt den wirklichen Damen alle vier auf einmal weg.

Amélie prüfte jeden einzelnen Hut genau: „Ja, Madame Müller iſt erſtaunlich, ſie übertrifft ſich bei jeder neuen Leiſtung. Was für Ideen ſie hat! Sehen Sie nur, Mr. Brand, wie die Aigrette auf dieſem Spitzenhut placirt iſt. Welche Grazie und welcher Geſchmack in der Wahl der Farben, eine hebt die andere, und keine ſchlägt die andere. Den Hut verkaufen wir als Modell.“

„So ſchön! ſo ſchön!“ fiel Julie ein, „und dieſe Nettigkeit! Alles wie aus dem Ei geſchält.“

Brand blieb ſtumm und betrachtete die Hüte mit tief innerlichſter Rührung. Dieſes ſchimmernde, phantaſtiſche, koſtbare Zeug hat der Mangel geſchaffen, die Armuth hat es gemacht für den übermüthigſten Luxus. Die Schönheit dieſes Zeuges iſt wie Hauch, einige Regentropfen vernichten ſie. Und dafür den Schlaf der Nächte, das Licht der Augen . . . Dafür!

Wieder wurde geklopft und angezeigt, daß der Wagen der Fürstin vorgefahren sei. Fräulein Julie raffte hastig ihre Waaren zusammen und eilte in den Salon.

Madame Amélie und Brand waren zugleich aufgestanden. Er verabschiedete sich sehr bewegt und sagte: „Der Wittwe meines Freundes muß geholfen werden. Helfen Sie mir helfen. Ueber das Wie müssen wir uns berathen. Wann darf ich wiederkommen?“

„Kommen Sie morgen,“ sprach sie huldvoll.

IX.

Am ſelben Nachmittage lief Peter zu ſeiner Magdalena hinüber. Er hatte es ſehr eilig, blieb aber doch einen Augenblick in Bewunderung vor dem breiten „hauchrein“ geputzten Auslageſenſter des Ladens ſtehen. Wie köſtlich ſah der heute wieder aus, in ſeinem Reiſig- und Blumenſchmuck! Ein zierliches Gärtlein, in dem Schinken, geräucherte Zungen und Fiſche und allerhand Paſteten wuchſen. Auf der Marmorplatte im Fenſter erhoben ſich zwiſchen üppigen Hortenſienſtöcken die appetitlichſten Wurſtpyramiden, ſchimmerten rothe und gelbe Aſpicrotunden. Hinter der friſchlackirten Tafel, neben der großen Wage, deren Schüſſeln wie Gold glänzten, prangte ſie, die Herrin, in ihrem unverwüſtlich jugendlichen Flor. Ihr Häubchen ſchien mit Schneeflocken garnirt, ihr kurzärmeliges Kleid und ihre Wangen hatten dieſelbe Centifolienroſenfarbe. Der Latz der weißen, mit einem Spitzenſtreifen beſetzten Schürze bedeckte die mächtige Bruſt, warf nicht eine Falte, hatte nicht das kleinſte Flecklein. Frau Magdalena zerlegte eben mit ſpielender Meiſterſchaft ein junges, fettes Huhn.

Ein Herr, der vorüberging, warf einen Blick in den Laden, lächelte und ſagte: „Zum Hineinbeißen!“

Peter ſah ihn unwirſch an; er wußte nicht, ob das Huhn gemeint ſei oder die Frau, raſch trat er ein und befahl ihr, verdrießlich wie Einer, der gerade einen kleinen Anfall von Eiferſucht gehabt hat, das Huhn auf einem Teller anzurichten.

„Das thu' ich ohnehin", ſagte ſie, „es gehört für den Hofrath im zweiten Stock."

Peter ſchüttelte den Kopf: „Wird nicht gehen; dem Hofrath gibſt ein anderes, das da nehm' ich gleich mit für meinen Herrn Rittmeiſter, der heute vergeſſen hat, ins Gaſthaus zu gehen."

„Was? Vergeſſen! Der was vergeſſen, das iſt ja wie wenn die Uhr am Stephansthurm ſtehen geblieben wär." Sie hatte das Huhn ſchon auf ein Schüſſelchen gelegt, umgab es mit Rauten aus Aspic, verzierte es geſchmackvoll mit kleinen Bouquets aus Peterſilie, ſtellte das Ganze auf eine vor Neuheit ſchimmernde Serviette und hielt ihrem Manne die zuſammengefalteten Enden hin. Statt dieſe zu ergreifen, trat Peter hinter die Pudel, gab der Gemahlin einen nachdrücklichen Kuß auf die Lippen, einen zweiten mitten in die blonden Löckchen hinein, die ſich ihr übermüthig im Nacken kräuſelten, und dachte: Teufel, Teufel, ich hab' das Frauenzimmer alle Tage lieber!

„Wieſo hat er denn vergeſſen ins Gaſthaus zu gehen?"

Ja, Peter würde es ſagen, wenn er's wüßte. Der Herr kam nach Hauſe um eine halbe Stunde früher als ſonſt und: „Ich ſeh' ihm's gleich an, daß er noch nicht geſpeiſt hat."

„Was Du ihm nicht Alles anſiehſt!“

„Natürlich, was ich ihm nicht Alles anſeh'. Auch gleich, daß er nicht zugeben will, daß er vergeſſen hat, und wie ich ſag': „Haben denn geſpeiſt?“ ſagt er: „Eſſe heute nicht; bring' Thee und Cigarretten. Den Speiſezettel kenn' ich von damals, wo er verliebt geweſen iſt. Ich hab' aber immer etwas dazu gegeben, und er hat's hinunter geſchlungen in der Zerſtreutheit.“

Peter lief davon, und ſeine Frau rief ihm nach: „Du, zum Hinunterſchlingen hätt's ein mageres Hendel auch gethan. Verliebt, der alte Brand?“ Es kam ihr unglaublich lächerlich vor. Aber, dachte ſie, ſo übel wär's am End' nicht, vielleicht thät' er ſich dann weniger hineinmiſchen in der Erziehung von meinem Peterl.

Und wirklich kümmerte ſich Brand in den nächſten Tagen ein bißchen weniger um Peterl's phyſiſches und moraliſches Wohlergehen. Seine Gedanken waren augenſcheinlich von etwas Bezwingendem erfüllt, das ihn manchmal erheiternd, manchmal betrübend, immer aber völlig in Anſpruch nahm. Er machte auch ſehr oft Beſuche, zu denen er ſich aufs Feinſte kleidete. Peter war nicht der Mann, der ſeinem Herrn nachſpürte, zur Spionage erniedrigte er ſich nicht, aber ſeines Verſtandes, ſeines Scharfſinns konnte er ſich nicht entäußern, die Fähigkeit, richtige Schlüſſe zu ziehen, konnte er nicht plötzlich los werden. An dem Tage, an dem er mit einem prachtvollen Bouquet zu Madame Amélie geſchickt wurde, wußte er Alles.

Daß es eine marchande de modes war, kränkte ihn tief, das ſagte er nicht einmal ſeiner Magdalena.

Der Verdacht Peter Peters' war nicht unbegründet; ſein Herr ging wirklich auf Eroberung aus. Aber nicht Liebe wollte er gewinnen, ſondern Vertrauen, und errang es auch in einem Maße, das ſeine Erwartungen und ſogar ſeine Wünſche überſtieg. Madame Amélie machte ihn mit ihrem Lebenslauf bekannt und ſchüttete ihr ganzes, übervolles Herz vor ihm aus.

Sie ſtammte aus einer guten Pariſer Familie, hatte in früher Jugend ihre Eltern und ſpäter dann durch die Unredlichkeit eines Verwandten ihr Vermögen verloren. Eine alte, alleinſtehende Tante, Madame Juſtine Vernon, die in Wien ein einträgliches Modengeſchäft führte, erbarmte ſich ihrer Verlaſſenheit und nahm ſie zu ſich. Und nun kam das Talent zur Entfaltung, dem Amélie ihre ſpäteren Erfolge verdanken ſollte. Ein Talent, das ſie, genau wie dieſe liebe Madame Müller, ahnungslos beſeſſen hatte, bis äußere Verhältniſſe die ſchlummernde Gottesgabe in ihr weckten. Sehr bald zeigte ſich, daß die Thätigkeit, die ihr aufgezwungen worden, eine ihren Anlagen und Fähigkeiten völlig zuſagende war. Sie ging aber auch in ihr auf. Sie trat nach dem Tode Madame Vernons an die Spitze des Hauſes, erweiterte das Geſchäft zu einer Putzwaaren- und Konfektionshandlung, erwarb einen Wohlſtand, der an Reichthum grenzte, und nahm eine Stellung ein, wie noch nie eine Modiſtin vor ihr. An Bewerbern hatte es ihr natürlich

nicht gefehlt: „Die Männer ſind ſo geldgierig und immer bereit, ſich zu verkaufen.“

„Auf den Sklavenmarkt mit dieſer Männer-Ausſchußwaare!“ murmelte Brand.

Aber Amélie Vernon dachte nicht daran, ihre Freiheit aufzugeben; ſie war ſtolz auf ihre jungfräuliche Unabhängigkeit und bewahrte ſie bis zu ihrem vierzigſten Jahre. Dann war das Verhängniß hereingebrochen mit dem Tode des alten und mit der Aufnahme des neuen Buchhalters, eines glänzend empfohlenen, jungen Menſchen. Tüchtig in ſeinem Fache, verläßlich in Geldſachen, ſolid und rangirt, hieß es, und das glaubte Madame Amélie; aber auch hübſch, liebenswürdig, bezaubernd, und das ſah Madame Amélie. Ach! der ſchöne Buchhalter ſpielte ſich auf den ſchmachtenden Troubadour, und ſie gab ſeinen Schwüren, ſeinem Flehen, ſeinen Thränen nach und erhob ihn zum Chef des Hauſes und zu ihrem Gatten.

„Vor zwei Jahren, Monſieur. Ja! die Monate, die Wochen und Tage, die ſeitdem vergangen ſind, kann ich zählen — die infidélités, die Édouard an mir begangen hat, nicht. Er betrügt mich wie ein Franzoſe, Ihr biederer Oeſterreicher!“ rief ſie und ſah Dietrich ſo feindſelig an, als ob er ein Mitſchuldiger ihres Ungetreuen wäre. O der Quäler! Wie ſie ihn liebte, ihn haßte, ihm fluchen und ihn vertheidigen mußte in einem Athem, denn — war er ſchlecht, die Frauen waren ſchlechter. Sie ſtellten ihm nach, er konnte ſich nicht retten vor ihnen. Damen, „de vraies dames“ ſchickten ihm

Bouquets. „Pauvre chéri!“ aber ein — „fier misérable!“ Heuchleriſch, gewiſſenlos und von einer Eitelkeit! . . . Wenn eine Frau gleichgültig an ihm vorbeigeht, fühlt er ſich von ihr inſultirt und nimmt ſie en grippe. So z. B. Madame Müller.“

„Frau Major von Müller?“ Brand mußte ſich feſt anklammern an die Lehnen ſeines Fauteuils, um nicht in die Höhe zu fahren: „Dieſer . . . Herr wird doch nicht wagen“ . . . Er hielt inne, vollbrachte ein Meiſterſtück der Selbſtbeherrſchung und fragte gelaſſen und kühl: „Sie kommt zu ihnen? Wann? Wie oft?“

Nun, früher, als ſie ihrer Sache noch nicht ganz ſicher war, kam ſie allwöchentlich. Sie hatte die Beſtellungen ſelbſt abgeliefert und das Urtheil und die Rathſchläge der Meiſterin erbeten. Derer bedurfte ſie jetzt nicht mehr und fand ſich nur noch an jedem Letzten des Monats zur Abrechnung bei der Prinzipalin ein; zwiſchen Elf und Zwölf, die Stunde, in der der Chef im Bureau feſtgehalten iſt. Höchſt ſeltſam, aber — ſie hat für ihn etwas Abſtoßendes: „Was für eine ſteifleinene Perſon haſt Du da aufgegabelt?“ fragte er ſchon mehrmals. Die Majorin ſcheint bemerkt zu haben, daß ſie ihm mißfällt, ſie vermeidet, ihm zu begegnen, betritt die Ateliers nicht mehr, ſondern kommt über die Seitentreppe direkt in den Privatſalon Amélies.

„So — weil ſie ihm mißfällt? Das iſt merkwürdig. Sie muß ſich ſehr geändert haben, wenn ſie irgend Jemandem mißfallen kann.“

„Mir nicht, o mir nicht," verſicherte Amélie, „für mich hat ſie etwas ſehr Anziehendes, einen außerordentlichen charme. Und ihre Kinder ſind entzückend, beſonders der kleine Junge. Ich laſſe ihn immer rufen, wenn er die Arbeiten ſeiner Mutter abliefern und Material zu neuen Arbeiten holen kommt. Er hat ſo touchante Augen. Um dieſen Schatz beneide ich Madame Müller. O, wenn der Himmel mir Kinderchen mit ſo touchanten Augen ſchenken wollte!"

Brand wartete ihr mit einer guten Lehre auf: „Den beſten Troſt für den Mangel an eigenen Kindern findet man in der Liebe zu denen der Anderen. Schließen Sie fremde Kinder ans Herz, Madame. Was mich betrifft, ich beabſichtige mich der Kinder meines verſtorbenen Freundes anzunehmen. Zu dem Ende will ich ſie aufſuchen, muß demnach wiſſen, wo ſie wohnen, und bitte Sie, mir ihre Adreſſe mitzutheilen."

Die war: VII. Bezirk, Berggaſſe Nr. 19, Erſter Stock, Thür $6^1/_2$. Aber hingehen? Amélie widerrieth es ihm. Sie hatte ſchon mehrmals bemerkt, wie vorſichtig Frau von Müller jedem Zuſammentreffen mit Bekannten aus früheren, beſſeren Tagen auswich. Sehr begreiflich das, wenn man ſo viel Charakter hat, ſo viel Stolz. Weder die Neugier noch das Mitleid ſollen Einblick nehmen in ihre traurigen Verhältniſſe. „Etwas gebeſſert haben ſie ſich übrigens ſchon. Madame Müller verrichtet nicht mehr alle Hausarbeit ſelbſt, ihre Zeit iſt koſtbar geworden, ihre kunſtreichen Hände brauchen Schonung; ſie hat eine Magd aufgenommen."

„Etwas gebeſſert haben ſich die Verhältniſſe der Frau Major, ſagen Sie, Madame. Das iſt zu wenig," verſetzte Brand, „ſie müſſen gut werden. Wir wollen dafür ſorgen, wir Zwei. Sie haben mir Ihr Vertrauen geſchenkt, Sie werden das meine nicht täuſchen. Ich rechne auf Ihren Takt, Ihre Feinfühligkeit."

„Feinfühligkeit? das iſt Delicateſſe? O, Sie können auf die meine zählen."

Dietrich nahm ein Couvert aus ſeiner Taſche und legte es auf das Tiſchchen, auf dem heute eine blaue Matteiſche Elektrizität ſtand. „Erweiſen Sie eine Wohlthat, Madame, unter dem Scheine eines entrichteten Honorars. Wenn Sie ſagen: ‚ich habe alle Hüte, die Sie mir neulich geſchickt haben, als Pariſer Modelle verkauft und betheilige Sie mit fünfzig Prozent am Reingewinne', das müßte doch eine hübſche Summe ausmachen. Nicht?"

Amélie zog die Augenbrauen in die Höhe. „O, Monſieur, ſo viel wie allgemein angenommen wird, kommt bei unſerem Geſchäfte nicht heraus. Doch will ich Mittel finden, Madame Müller glauben zu machen, daß wir eben jetzt, die Saiſon iſt ja ſehr günſtig, ungewöhnlich hohe Preiſe für unſere Arbeiten fordern konnten."

„Thun Sie das, Madame," ſprach Brand mit großer Wärme. „Geben Sie mir meine Seelenruhe wieder; der Gedanke an die Kinder meines verſtorbenen Kameraden läßt mich nicht ſchlafen."

X.

Brand ging in gedrückter Stimmung und mit ſich ſelbſt unzufrieden heim. Es mißfiel ihm, daß er eine Freundſchaft für den ſeligen Major von Müller heuchelte, von der ſein Herz nie etwas gewußt. Warum? Weil ihm der brave Mann, der genau das gethan hatte, was Dietrich hätte thun ſollen, ein lebender Vorwurf war.

„Verzeih mir, Major,“ ſagte Brand unwillkürlich laut und trat in ſeiner Benommenheit einem dürftig gekleideten, ſchmalen, ſchüchternen Herrn, der beſcheiden an ihm vorüberhuſchte, auf den Fuß. Der Herr grüßte und — entſchuldigte ſich. Für einen Major gehalten zu werden, ſchmeichelte ihm; denn er war nur ein ganz kleiner Beamter.

„Verzeihung,“ wiederholte Dietrich, zog den Hut und dachte: Demüthiges Menſchlein, wenn Du wüßteſt, wie klein ich mich fühle!

Sein Elend und ſeine Qual mußten ein Ende nehmen; er faßte einen großen Entſchluß. Wenn er auch nicht wagen durfte, Frau von Müller zu beſuchen, ſehen mußte er ſie. Morgen iſt der letzte April, da tritt ſie

ihre Wanderung zu der Brotgeberin an, da will er ſie erwarten vor ihrem Hauſe, will ihr folgen, vorerſt unbemerkt. Wer weiß, vielleicht zeigt der Zufall ſich günſtig und bietet Brand Gelegenheit, ſich ihr vorzuſtellen.

Er ſchlief wenig in dieſer Nacht, verfiel erſt gegen Morgen in einen unerquicklichen, durch wirre Träume geſtörten Schlummer. Als er erwachte, war es fünf Uhr, und aus grauen Wolken, die den ganzen Himmel bedeckten, ſtrömte dichter Regen nieder. Nach dem Frühſtück ging Dietrich in die Wohnung hinüber, die er für das Ehepaar Peters' im dritten Stock des Hauſes gemiethet hatte, in dem das Geſchäft Magdalenas ſich befand. Er kam gerade zurecht zum Bade ſeines Täuflings, und Frau Peter's erſchrak nicht wenig, als ſie ihn erblickte; denn das war die Gelegenheit, bei der Dietrich mit Ermahnungen am Wenigſten ſparte und ſo oft geſagt hatte, daß es ihr ſchon „auf die Nerven" ging:

„Ja, meine Liebe, das Baden eines kleinen Kindes iſt keine leichte Sache. Ich habe darüber in ganz vortrefflichen Büchern geleſen und auch geſprochen mit Widerhofer, Auchenthaler und Monti."

Heute kein Wort, nicht einmal ein recht aufmerkſames Zuſehen, und als die Uhr Neun ſchlug, nahm er ſeinen Hut (ſeinen ſchönſten Cylinder — bei dem Wetter) und ging und vergaß den Regenſchirm. Zum Glück bemerkte Frau Peters' es gleich und ſchickte ihm den Unentbehrlichen nach und dachte bei ſich mit aufrichtigem Bedauern: „Der iſt wirklich verliebt, und feſt, der arme Alte!"

Es hatte ihn auf einmal gepackt: Vielleicht kommt ſie heute früher als gewöhnlich zu Madame Vernon. Warum ſie das thun ſollte, da ſie doch einen beſtimmten Grund hat, zu keiner anderen Stunde als zwiſchen Elf und Zwölf zu kommen, wußte Brand nicht und konnte es nicht wiſſen. Aber möglich war's ja doch, und wenn ein vernünftiger Menſch eine Möglichkeit einmal angenommen hat, dann richtet er ſich auch nach ihr ein.

Er war ein guter Geher und erreichte in erſtaunlich kurzer Zeit ſein Ziel, die lange Berggaſſe. Sie machte ihrem Namen Ehre und ſtieg ziemlich ſteil in die Höhe. Zwiſchen ihren alten, niedrigen Häuſern ragten hie und da neue, thurmartige Zinskaſernen in den Himmel und raubten ſeinen Anblick ihrem armen Gegenüber und waren trotz ihres unverſchämt protzigen Ausſehens doch nur Wohnſtätten der Armuth und der Noth.

Auch Nummer 19 hatte ſolch' ein lichtraubendes vis-à-vis und ſchien aus Ehrfurcht vor ihm halb in die Kniee geſunken. Brand trat durch das ſchiefe Thor in einen elend gepflaſterten Hof, der ein ſchmales, unregelmäßiges Viereck bildete. Rings um die zwei Geſchoſſe liefen offene Gänge mit Geländern aus verbogenen Eiſenſtäben. Die Fenſter waren klein und in defektem Zuſtande. Im Hofe unter einem Vordach über dem Eingang, der zu der Hausmeiſterwohnung führte, beſchäftigte ſich ein derbes Weib mit dem Reinigen des Küchengeräthes und wurde dabei von einer Schar von Hühnern umgackert und von zwei Katzen umſchmeichelt. Auf einem

leeren Faſſe ſaß ein ſchwarzer Kater; und ein kleines, ſteinaltes, kaffeebraunes Thierchen, mit weißen Pfoten und langen, flatternden Ohren, das beim Anblicke Braud's eine Art Gebell erhob, mußte man erſt eine Weile betrachten, um zu erkennen, daß es zum Hundegeſchlecht gehörte.

Die Hausmeiſterin muſterte den durch das Hündlein Angekündigten vom Kopf bis zu den Füßen und fragte unfreundlich: „Was wünſchen's denn?“

Auf einem Gang des erſten Geſchoſſes war eine alte Frau mit zerzauſten Haaren und mit einer Brille auf der Naſe, in einen fettigen Schlafrock gekleidet, erſchienen, hatte ſich ängſtlich umgeſehen, einen kleinen zerfetzten Teppich auf das Geländer gelegt, und angefangen, ihn ſo leiſe als möglich auszuklopfen.

Aber die Hausmeiſterin bemerkte die geplante Unthat ſogleich und hemmte ihre Fortſetzung durch energiſche, mit Schimpfworten reichlich geſpickte Einſprache. Die erſchrockene Alte raffte ihren Teppich zuſammen und verſchwand in der Thür, aus der ſie getreten war.

Dieſen Zwiſchenfall benutzte Brand, um ſich aus dem Hauſe und aus der Nähe ſeiner groben Beherrſcherin zu ſtehlen. Dieſe Perſon nach Sophie Müller zu fragen, widerte ihn an. Dieſe Perſon ſchien ihm ſo recht fähig, alle möglichen infamen Schlüſſe aus der einfachen Erkundigung zu ziehen: „Wohnt hier Frau Major von Müller, und iſt ſie zu Hauſe?“

Nein, er wollte nicht fragen, er wollte warten; ge-

duldig, mehr als geduldig, mit dem Wunſche ſogar, ſie möge noch nicht kommen. Ihr Anblick wird ihm eine große Gemüthsbewegung verurſachen. Er hatte ſich das kaum eingeſtanden, als er ſich auch ſofort ins Gebet nahm. Und was weiter? Hat er eine feige Scheu vor Gemüthsbewegungen? Iſt es ſo weit mit ihm gekommen in dem Schlaraffenleben, das er führt, und vergißt er vor lauter Erziehen an Anderen die Erziehung ſeiner ſelbſt? Gemüthsbewegung, ja — es wird eine ſein, und er wird ſie aushalten.

Nach langem Auf- und Abgehen blieb er in der Nähe des Thores ſtehen. Unaufhörlich ſtrömte der Regen nieder, Brand nahm ſich unter den acht Waſſerfäden, die von ſeinem Schirm herunterliefen, wie ein ſteinerner Waſſergott aus. Es wurde halb Elf. Sie kommt nicht, das Wetter iſt zu ſchlecht, dachte er und — wartete weiter, obwohl er recht gut merkte, daß er ſchon die Aufmerkſamkeit einiger Schuhmacher erregt hatte, die an einem Fenſter des gegenüber liegenden Hauſes arbeiteten.

Zu jeder anderen Zeit würde er hingegangen ſein und die jungen Leute gefragt haben, was ſie zu gaffen und zu kichern hätten? Ob die Beobachtung der Paſſanten oder das Verfertigen von Schuhen ihre Pflicht und ihr Geſchäft ſei? Jetzt aber ließ er die Tröpfe ungehindert in dem Pfuhl ihrer Nichtsnutzigkeit verſinken und blieb auf ſeinem Poſten, bis die Uhr des nächſten Kirchthurms Elf ſchlug und der letzte Schein von Hoffnung, der noch in ihm glimmte, erloſch.

Und gerade in dem Augenblick, in dem er jede Hoffnung aufgegeben hatte, wurde ſie erfüllt. Er war noch einige Schritte hinauf bis an das Thor von Nummer 21 gegangen, da war ihm, als ob er zurückgezogen würde an unſichtbaren, aber ſtarken Fäden. Etwas Geheimnißvolles, nie Empfundenes zwang, ja zwang ihn, ſich umzuwenden.

Da trat ſie aus dem Hauſe. Er erkannte ſie ſogleich. Wie zögernd blieb ſie ein paar Sekunden vor dem kleinen Waſſerreſervoir ſtehen, das ſich zwiſchen der Schwelle und dem Trottoir gebildet hatte, ſah zum troſtlos grauen Himmel hinauf, öffnete raſch ihren Schirm, hob ſich auf die Fußſpitzen und ſchritt eilig und entſchloſſen des Weges.

Brand folgte ihr anfangs aus einiger Entfernung, dann wagte er ſich näher heran, ging auf die andere Seite der Gaſſe, ging ihr vor, ſah ihr ins Geſicht. Sie trug einen kleinen, ſchwarzen Schleier, hielt die Augen aufmerkſam auf das Pflaſter gerichtet und ſuchte die Steine aus, auf welche ſie ihre ſchlanken, ſchmalen Füße ſetzte. Sie hatte ihren leichten und entſchloſſenen Gang, die anmuthig aufrechte Haltung behalten, die ihm ſo deutlich in der Erinnerung geblieben waren. Sie ſah wie ein junges Mädchen aus, und fein und elegant in ihren alten Kleidern. O wie alt, wie abgetragen!

Brand verlangſamte ſeine Schritte und ging wieder hinter ihr her; und als ein Lümmel, der ihr entgegen kam, ſie beinahe vom Trottoir geſtoßen hätte, ſchob er ihn zur Seite mit ſolchem Nachdruck und ſo aggreſſiver

Miene, daß der Menſch ein „Pardon“ ſtammelte und ſich davon machte.

Sie waren am Ziele. Frau von Müller lief mehr als ſie ging ins Haus, und Brand dachte daran, heim zu gehen. Aber er that es nicht, er brachte ſich nicht fort. Er hatte ja die Möglichkeit, ſie noch einmal zu ſehen, ihr noch einmal zu folgen, ſie vielleicht noch einmal in Schutz zu nehmen vor irgend einem Lümmel und ſich dann ein Wort des Dankes von ihr zu verdienen .... Daß ſie doch in eine große Gefahr gerathen möchte, daß er ihr Leben um den Preis ſeines eigenen retten und ihr ſterbend ſagen könnte: „Frau von Müller, jetzt ſind wir quitt.“

Sie war nicht die breite Treppe zum erſten Stockwerk hinaufgeſtiegen, die links in die Salons führte, ſondern die Seitentreppe rechts, über die man zur Privatwohnung Madame Amélies gelangte. Brand hatte ſich in den Hof zurückgezogen und beobachtete von dort aus, was unter dem Thorwege vorging. Nach kaum zehn Minuten kam Sophie die kleine Treppe wieder herab. Ihre Wangen waren leicht geröthet, ein heller Ausdruck von Freude verklärte ihr Geſicht. Die angenehme Ueberraſchung, die Brand ihr zugedacht, war gelungen; Madame Amélie hatte ihre Sache gut gemacht.

Mit großer Raſchheit eilte Frau von Müller vorwärts und wäre beinahe an einen großen, breiten, nach der neueſten Mode gekleideten Herrn angeprallt, der plötzlich und ebenfalls ſehr raſch aus der Thür der gegenüber liegenden Treppe getreten war. Brand erkannte in ihm

das Urbild der vielen Porträts, die das Zimmer ſeiner Gattin ſchmückten, den Chef des Hauſes, Herrn Eduard Weiß. Das waren ſeine impertinent blauen, vorſtehenden Augen, ſeine üppigen Backenbärte, die ſchwellenden Lippen, die — um mit Amélie zu ſprechen — unter dem blonden Schnurrbart hervorblinkten, wie rother Mohn aus dem Weizenfelde.

Er lachte laut auf über den Schrecken, mit dem Sophie vor ihm zurückgefahren war, und ſprach, ohne den Hut zu rücken: „Seh'n Sie, da haben Sie's. Zur Strafe, daß Sie immer vor mir davonlaufen, wirft Sie der Zufall in meine Arme.“

Sie wendete ſich und eilte dem Ausgang zu; Eduard vertrat ihr den Weg:

„Nein, nein, Sie bleiben! Warum ſo ſcheu? Hab' ich Sie beleidigt, oder fürchten Sie, daß ich Ihnen gefährlich werden könnte? Wenn das wäre, ſchöne Frau, wenn ich das hoffen dürfte“ . . .

Zärtlich, mit elegiſcher Gebärde, ſtreckte er die fein behandſchuhte Rechte aus, um ihren Arm zu faſſen: aber im ſelben Augenblick legte ſich eine nervige Fauſt auf den ſeinen, und eine gebieteriſche Stimme befahl:

„Platz da, Herr!“

Betroffen ſah Eduard ſich um und maß den kleinen, unſcheinbaren Mann, der ihn angerufen hatte, mit einem häßlichen, verächtlichen Blicke. Dieſer Mann lüftete jetzt vor Frau von Müller den Hut wie vor einer Königin und fragte ehrfurchtsvoll:

„Darf ein alter Bekannter Ihnen ſein Geleit anbieten, gnädige Frau?“

Sie war zurückgewichen. Ein leiſes Beben durchrieſelte ihren ganzen Körper, mit groß geöffneten Augen ſtarrte ſie ihn an, ihre Oberlippe zog ſich ein wenig in die Höhe, man ſah, wie ihre weißen Zähne ſich feſt auf einander klemmten.

„Herr Rittmeiſter Brand,“ ſprach ſie zagend, faſt unhörbar.

„Brand?“ wiederholte Herr Eduard eingeſchüchtert. Rittmeiſter Brand, von dem Amélie in den letzten Tagen ſo oft und mit ſo herausforderndem Entzücken ſprach? Derſelbe Brand, von dem man wußte, daß er den Dienſt aufgegeben hatte, um ſich mit ſeinem Oberſten duelliren zu können. War er's? war er's nicht? Für alle Fälle fand Herr Weiß es gerathen, die Augen zu ſenken.

Sophie hatte ihre Faſſung bald wieder gewonnen. Ruhig, höflich, aber unwiderruflich entſchieden ſprach ſie, als Brand ſeinen Antrag wiederholte: „Ich danke Ihnen, Herr Rittmeiſter, nein, nein.“

Dietrich trat ſchweigend zur Seite, und ſie ſchritt an ihm vorbei und hinaus in den ſtrömenden Regen, in den Sturm, der ſich erhoben hatte und die Straßen durchfegte.

Eduard machte einen zaghaften Verſuch, ihr zu folgen. Aber Brand ſah zu ihm hinauf (er reichte ihm genau bis zum Ohrläppchen) und ſprach:

„Ich bitte Sie um eine kurze Unterredung. Ich begleite Sie auf Ihr Comptoir.“

„Ich komme von dort," verſetzte der ſchöne Mann und wußte nicht recht, ob er mehr Grund zur Entrüſtung oder zur Beſtürzung habe. „Ich gehe jetzt aus. Ich habe zu thun."

„Auch ich habe zu thun und zwar mit Ihnen," ſagte Dietrich beſtimmt, aber gar nicht aggreſſiv. Dem Chef lief es trotzdem eiskalt über den Rücken, und er fragte ſich, ob das vielleicht die Art der Herren vom Militär ſei, einen Civiliſten zum Duell heraus zu fordern. Zum Duell! Dieſem Unſinn, dieſem Verbrechen, das jeder vernünftige und rechtgläubige Menſch verabſcheut. Aber Gottlob, beſchwichtigte er ſich, wir haben ein Geſetz, und dieſes hat einen Paragraphen, der Schutz gewährt gegen Bedrohung am Leben. Dieſe Erwägung gab ihm einige Sicherheit und den Muth, zu ſagen:

„Eigentlich weiß ich nicht . . . Mit wem hab' ich denn eigentlich die Ehre?"

„Eine ganz berechtigte Frage, Herr Eduard Weiß. Ich habe verſäumt, mich Ihnen vorzuſtellen. Mein Name iſt Dietrich Brand."

„Alſo wirklich . . . Meine Frau hat ſchon öfter das Vergnügen gehabt, Herr Rittmeiſter" . . .

„Nicht mehr. Ich habe meinen Militärcharakter abgelegt."

„Ja ſo, alſo richtig, alſo — bitte."

Wenn Du nur nicht ſo verflucht martialiſch ausſäheſt, Du alte Tugendpolizei, dachte Eduard.

Er hatte den Gaſt in das ebenſo elegant wie gediegen eingerichtete Comptoir geführt, wies ihm dort einen bequemen Fauteuil an und ſetzte ſich ihm gegenüber an den Schreibtiſch. Da hatte er die Taſter der elektriſchen Glocken in der Nähe. Ihr Anblick und der des Telephons an der Wand war ihm erfreulich. Es berührte ihn auch angenehm, als er aus dem zweiten Zimmer die ſüße Stimme Fräulein Juliens, die mit dem Zuſchneider konferirte, herüberflöten hörte.

Brand nahm von dem ihm angebotenen Platz nur ſo viel in Anſpruch, als ſeine ſchmächtige Geſtalt durchaus brauchte. Er ſaß kerzengerade, mit feſt geſchloſſenen Beinen, und als Eduard ihm den Hut, den er in der Hand behalten hatte, abnehmen wollte, lehnte er kurz ab: „Nicht nöthig. Ich habe Ihnen nur mitzutheilen, daß der verſtorbene Major von Müller ein Kamerad von mir geweſen iſt. Erſt neulich habe ich erfahren, daß ſeine Wittwe hier lebt. In wie traurigen Verhältniſſen, theilte Ihre Frau Gemahlin mir mit. Ich bin nun entſchloſſen, Frau von Müller und ihre Kinder in meine Obhut zu nehmen. Soeben war ich Zeuge des Benehmens, das Sie ſich gegen dieſe Dame erlauben; wohl nur, weil ſie von Ihnen für ſchutzlos gehalten wird. Sie iſt es nicht mehr. Wer ſie beleidigt mit einem einzigen Worte, einem einzigen Blick, beleidigt mich. Ich aber verſichere Ihnen, daß ich Beleidigungen nicht dulde. Das laſſen Sie ſich geſagt ſein.“

Er ſtand auf, und Eduard folgte ſeinem Bei-

ſpiel. Er ſprach nicht, er verbeugte ſich nur, über ſein wohlgenährtes Geſicht flog ein Ausdruck . . . Alles zugleich, cyniſch, frech, feige.

Brand nahm ſich zuſammen; er wollte ſeinen Zorn nicht überwallen laſſen. Das koſtete ihn einen ſchweren Kampf. Unbegreiflich! Seinen Soldaten gegenüber war ſeine Ruhe unerſchütterlich, ſeine Geduld unerſchöpflich geweſen. Wie kam dieſer Bengel zu der Ehre, ihn dergeſtalt in Aufregung zu bringen?

XI.

Dieſe Frage war nicht die einzige, die ihn bedrängte. Das erſte Wiederſehen zwiſchen Sophie und ihm war für ſie ein mit Schrecken verbundenes, für ihn ein glückliches geweſen, denn er hatte ihr einen Dienſt leiſten dürfen. Was aber nun? Ihr gleich, ihr heute noch einen Beſuch abſtatten, ginge nicht an. Es ſähe gar zu hungrig aus nach Lob und Dank, und wahrlich dadurch, daß man einen Zudringlichen fern gehalten hat, erwirbt man doch zu allerletzt das Recht, ſelbſt zudringlich zu ſein. Andererſeits wieder — verfluchtes Dilemma! — möchte er doch um keinen Preis gleichgültig und theilnahmslos erſcheinen.

Vierundzwanzig Stunden lang ertrug Brand die Zweifelsqualen. Länger nicht.

Am nächſten Tag war das Wetter ſchön, er hatte Klein-Peterl im Stadtpark beſucht und wie gewöhnlich unter der fröhlich ſpielenden Jugend lehr- und ſegensreich gewaltet. Als es Zwölf ſchlug, als die Zeit wiederkehrte, zu der die tapfere Frau geſtern ausgewandert war, um den Ertrag ihrer Arbeit heimzuholen, als ſie vor ſeinem

Geiſte ſtand, wie er ſie mit Augen geſehen hatte, in ihrer lieblichen Verwirrung beim unerwarteten Wiederſehen — da war's beſchloſſen: „Um Drei bin ich bei ihr.“

Die Stunde ſchien ihm die paſſendſte für einen erſten Beſuch. Es iſt eine ſo hübſche Stunde, dieſe dritte — nach der Mittagshöhe. Sie laſtet nicht mehr drückend ſchwül und iſt doch kräftig von Sonnenlicht durchtränkt. Die dritte Nachmittagsſtunde hat manche Analogie mit gewiſſen geſetzten Jahren im Leben . . .

Brand ging ins Reſtaurant, raſcher als nothwendig geweſen wäre, und hatte, nach Hauſe zurückgekehrt, ſchon um halb zwei Uhr ſeine Cigarre fertig geraucht. Dann wurde Toilette gemacht. Cylinder Nr. 2, dunkelgrauer Straßenanzug Nr. 2. Alles ſehr einfach, aber bürſten mußte Peter den Hut, den Anzug, die Stiefel, daß ihm das Herz weh that um den Filz, das Tuch und das Leder. Brand warf ſogar einen Blick in den Spiegel, ſchüttelte den Kopf und ſah unzufrieden aus. Iſt auch an ſeinem Lebenstage früher Nachmittag . . . oder naht ſchon der Abend?

Es muß heute eine Andere ſein, dachte Peter. Zu den Beſuchen bei der „Marchand' Mod'“ wird nur Garderobe Nr. 1 angelegt. Nun ja, von ſo einer Putzgredl will man ſich nicht ſpotten laſſen.

„Jetzt geh' ich,“ ſagte Brand, und hinter den armſeligen Worten ſchwoll es empor wie komprimirter Jubel, dem man ein bißchen Luft macht. „Wohin glaubſt Du wohl?“ ſetzte er nach kurzem Nachdenken hinzu, und ſah

den guten Peter, und wußte ſelbſt nicht warum, ſtreng an: „Zur Frau Major von Müller.“

Peter war verblüfft; er geſtand ſich ungern, daß er nicht wußte, was er denken ſollte von ſeinem Rittmeiſter. So ſtieß er denn einen Seufzer aus und ſprach: „Die Frau Major von Müller, ja. Belieben jetzt in Klauſenburg zu ſein, die Frau Major.“

„Sie war dort, iſt jetzt in Wien.“

„Da muß ſie g'rad hergereiſt ſein, Herr Rittmeiſter,“ ſtotterte Peter, und ein Licht ging ihm auf, ſonnenhell, ſonnengroß, und er platzte aufleuchtenden Blickes heraus: „Die Frau Major ſind jetzt auch eine Wittib.“

„Was — auch? Wer — auch?“ Ein ſolcher Eſel! ſetzte er im Stillen hinzu, ob man mit einem ſolchen Eſel ein Wort reden darf, das nicht abſolut zum Dienſt gehört.

Die kleine Verſtimmung Brand's verflog im Augenblick, in dem er aus dem Hauſe trat. So ſchlecht das Wetter geſtern geweſen, ſo wunderſchön war es heute. In ſtrahlender Herrlichkeit ſtand die Sonne am lichtblauen Himmel; ein verklärender, wie von Millionen winziger Fünkchen durchſchimmerter Dunſt lag über den Prachtbauten der Ringſtraße und über den fernen Bergen. Das alte, ewig junge Wien prangte im Frühlingsſchmuck ſeiner Alleen, Raſenplätze und Gärten; aber noch lag ein winterlicher Hauch in der Luft und gab ihr etwas Kerniges, Stärkendes. Jeder Blick trank Schönheit, jeder Athemzug Kraft, und mit jedem Schritte, den Brand

vorwärts machte, ſteigerte ſich ſein Glücksgefühl, und ſein Unternehmungsgeiſt wirbelte, wirbelte empor, bis er ins Uebermüthige umſchlug.

Dietrich trat in einen äußerſt eleganten Spielereiladen und kaufte dort den gediegenſten Malkaſten, der ſich auf Lager fand, und die größte Pariſer Puppe; ein Wickelkind, von einem lebendigen nur dadurch zu unterſcheiden, daß es im zarteſten Alter ſchon beim leiſeſten Drucke „Papa“ und „Mama“ quietſchte.

Da Brand durchaus nicht wünſchte, beladen wie er war, einem Bekannten zu begegnen, nahm er einen Wagen und fuhr bis an die Ecke der Berggaſſe. Indeſſen fühlte er ſich auch hier nicht ganz behaglich; die Puppe war ſchlecht verpackt, aus einem Spalt des Papiers kam eine ihrer blonden Locken zum Vorſchein, und aus einem anderen ihre roſenfarbige Hand, und mit der ſchlug ſie einem ſeiner Grundſätze ins Geſicht. Wie oft hatte er Mütter und Gouvernanten gewarnt: „Von dem Tragen großer Puppen werden die Kinder ſchief.“ Und was wird Frau von Müller ſagen, wird ſie es nicht taktlos finden, daß er gleich beim erſten Beſuche mit Geſchenken angerückt kommt?

Er verwünſchte den Ankauf, zu dem ihn der berauſchende Einfluß der Frühlingsluft verleitet hatte und würde ſeine Uebereilung gar zu gern ungeſchehen gemacht haben. Die Gaſſe war ziemlich öde, die wenigen Menſchen, die er traf, ſchenkten ihm keine Aufmerkſamkeit; er glaubte etwas wagen zu dürfen, er unternahm den Verſuch, ſein

Paket hinter ein Hausthor zu legen. Aber das unſelige Puppenzeug quietſchte, und ein angetrunkener Maurer, der plötzlich, wie aus einer Verſenkung, auftauchte (es dürfte die Kellerſtiege geweſen ſein, erklärte Brand ſich ſpäter), ſchrie ihn an, das Haus ſei kein Findelhaus, er möge ſein Kind wo anders weglegen.

In der Entrüſtung über dieſe ſtupide Verdächtigung fand Dietrich ſeine Seelenſtärke wieder. Mit dem Bewußtſein, daß er Frau von Müller gegenüber nur eine Ungeſchicklichkeit, nicht aber ein Unrecht begehe, verfolgte er ſeinen Weg, erreichte ſein Ziel und ſtieg die ſchmale Wendeltreppe des alten Hauſes mit ihren gefährlich ausgetretenen Stufen empor. Auf dem Gange wendete er ſich nach rechts. Dicht neben der Thür $6^1/_2$ befand ſich ein Fenſter, das ein weißer Vorhang von innen verhüllte. Brand zog an dem Glockenſtrang, und dabei durchzuckte es ihn vom Wirbel bis zur Sohle wie ein elektriſcher Schlag.

Alter Mann! alter Mann, was ſind das für Gefühle? So war Dir ja zu Muthe, als Du, ein zwanzigjähriger Leutnant, der unvergeßlich ſchönen Frau Bürgermeiſterin von Wilna zum Geburtstag gratuliren gingſt, mit einem Roſenbouquet.

Die Glocke tönte, wie ſie zu tönen pflegt in den Wohnungen der Armen: „Bring' was, bring' was!“ ſagt ſie. Ein Zipfel des Vorhangs wurde in die Höhe gehoben und hinter der ſehr ſauber geputzten Fenſterſcheibe erſchien ein ältliches, gutmüthiges Frauengeſicht. Brand wurde

mit prüfendem Blick gemuſtert und ſchien einen Vertrauen einflößenden Eindruck zu machen; der Vorhang ſank wieder, die Thür öffnete ſich.

Auf die Frage, was er wünſche, gab er zur Antwort: „Ich heiße Brand, ich möchte Frau Major von Müller ſprechen, wollen Sie mich gefälligſt bei der gnädigen Frau melden.“

Die Küche, in der er eingelaſſen worden war, bildete den Zugang zum Wohnzimmer. Von dorther ließ eine fröhliche Kinderſtimme ſich vernehmen, kleine Schritte trippelten, kleine Hände zerrten ungeduldig und ungeſchickt an der Klinke der Thür. Sie ging auf. Aus einem Fenſter ihr gegenüber ſtrömte eine breite Lichtwelle herein, es ſah ins Freie, und von leuchtendem Grunde hoben ſich die Geſtalten Sophien's und Annerl's, die auf der Schwelle erſchienen.

Brand grüßte mit einem tiefen Neigen des Hauptes: „Frau Major, gnädige Frau! entſchuldigen, verzeihen Sie, daß ich es wage . . .“

„Verzeihen?“ wiederholte Sophie — „ich habe Sie erwartet, Herr Rittmeiſter.“

Erwartet? ja dann! . . . dann waren alle ſeine Skrupel todt, dann war er von allem Bangen erlöſt: „Brand, kurzweg, gnädige Frau, ich habe meinen Militär-Charakter“ . . . Er hielt inne. Was Teufel kümmerte ſie ſein Militär-Charakter und in dieſem Augenblick ihn ſelbſt? Sie ſtand vor ihm, ihre Augen ſahen ihn freundlich, gütig an, ſie hatte ihn erwartet . . . „Gnädige

Frau," begann er von Neuem und — hörte auch damit auf. Wer zu viel zu ſagen hätte, zu viel des Innigen, Warmen, Liebevollen, ſagt lieber nichts.

Annerl zupfte die Mutter am Kleide: „Du Mama, das iſt der Herr, der mir ſo gern etwas ſchenken möcht'."

Sophie runzelte ein wenig die Stirn, und Brand wurde ſich erſt jetzt wieder bewußt, daß er ſeine Darbringungen noch immer unter dem Arme hielt:

„Können Sie mir verzeihen, gnädige Frau, daß ich mir den indiskreten Wunſch erfüllen wollte, daß ich, einer übermüthigen Regung nachgebend . . . ich bin beſchämt, wirklich . . . beſann mich zu ſpät, hätte unterwegs gern Alles weggeworfen, wenn ich nur gewußt hätte, wohin?"

Seine Verlegenheit entwaffnete ſie, und ſie lächelte ſogar, als er die Puppe aus ihrer Umhüllung befreite, in beide Hände nahm und der Kleinen entgegen hielt.

Annerl war wie geblendet, ſie betrachtete das koſtbare Spielzeug mit ſcheuer Ehrfurcht, legte die Aermchen auf den Rücken und wich Schritt für Schritt langſam zurück. Brand machte ſich ſo klein er konnte und nahm die feinſte Stimme an und den bittendſten Ton und zirpte:

„Nimm mich! ich bin eine gute Puppe, ich bin eine arme Puppe, ich habe keine Mama."

Bewunderung und Zärtlichkeit drückten ſich in den ſchönen Augen Annerl's aus, aber ſie ſetzte ihren Rückzug ununterbrochen fort. Brand folgte und hinter ihm

ging Sophie, und hinter Sophie die Dienerin, die den Malkaſten trug.

So gelangte die Geſellſchaft in das Wohnzimmer. Es war niedrig, ärmlich und reinlich, hatte zwei Fenſter und zwei Thüren und die Ausſicht in einen ziemlich großen und gut gehaltenen Garten. Ein Arbeitstiſch, über dem eine Petroleumlampe an der Decke hing, ein paar Schränke, vier Strohſeſſel bildeten die Einrichtung des grau getünchten Gelaſſes.

Georg, der, eifrig mit Zeichnen beſchäftigt, am Tiſche geſeſſen hatte, war beim Einzug der kleinen Karawane aufgeſtanden, rückte einen Stuhl für Brand herbei und erſuchte ihn, Platz zu nehmen, mit einer hausväterlichen Art, die komiſch geweſen wäre bei jedem anderen Kinde, bei dieſem frühreifen, mit den Sorgen des Lebens ſchon vertrauten Knäblein jedoch wehmüthig berührte.

Sophie nahm Brand die Puppe ab und ſtellte ihm ihren Jungen vor: „Er hat mir gebeichtet, daß er unartig gegen Sie geweſen iſt, er meinte — er fürchtete ... Verzeihen Sie ihm. So einem kleinen Waarenausträger muß man leider Mißtrauen ins Herz pflanzen, und er iſt dumm und unerfahren und wendet es am unrechten Orte an.“

Brand erwiderte, daran läge nichts, aber Georg ſoll jetzt beweiſen, daß er ſein Mißtrauen gegen ihn aufgegeben hat, indem er dieſen Malkaſten von ihm annimmt: „Willſt Du, mein lieber Junge?“

Ob er wollte! Lautere Seligkeit ſtrahlte aus ſeinem

armen Geſichtchen, und er machte ſich ſogleich daran, die Geheimniſſe des Wunderſchranks zu erforſchen: „Nein, aber — aber!“ murmelte er, bei jeder neuen Entdeckung von Neuem entzückt, vor ſich hin, und Brand ſtaunte über die Geſchicklichkeit, mit der das Kind die kleinen Werkzeuge in die Hand nahm, prüfte, und zu benützen begann.

„Sie hätten ihn nicht glücklicher machen können,“ ſagte Sophie; „und ſehen Sie einmal die Kleine an.“

Annerl hatte ſich endlich an das ſchöne Wickelkind, das auf dem Schoß der Mutter lag, heran gewagt, ihren Kopf an den ſeinen gelegt und ſtreichelte ihm voll wonniger Zärtlichkeit die blonden Locken.

Sophie nickte ihr, dann aber auch Brand freundlich zu: „Die iſt im Himmel. Und der Kunſtjünger dort... Machen Sie ſich gefaßt, jetzt bekommen wir ein wohlgetroffenes Bild von Ihnen,“ ſie deutete mit einem Augenwink nach Georg, der mit unendlichem Ernſt daran gegangen war, Brand zu porträtiren.

Alles, was nicht zu ſeiner Beſchäftigung gehörte, ſchien für den Kleinen verſunken; der Eifer röthete ſeine Wangen, furchte ſeine kluge, überkluge Stirn. Er ſchob die Unterlippe ein wenig vor, hob die Augen zu Dietrich hinauf und ſenkte ſie dann auf die Arbeit, nach einem ſo merkwürdig forſchenden, in die Tiefe dringenden Blick, daß Brand ſich auf dem lächerlichen Verdacht ertappte, daß dieſem Kind mehr darum zu thun ſei, ihm auf den Grund der Seele zu ſchauen, als ſein Geſicht abzukonterfeien.

„Die Mutter hat heute viel zu thun," ſagte Georg plötzlich ganz laut, aber in ſein Buch hinein.

Dietrich blickte Sophie fragend an. Ja wohl, es waren noch einige Nachbeſtellungen gekommen, die morgen abgeliefert werden mußten.

„Da koſtet Sie die Zeit, die ich hier zubringe, etwas von Ihrem Schlafe?"

„Und was weiter?"

„Was weiter!" rief er bekümmert aus. Er war aufgeſprungen: „Gnädige Frau, entſchuldigen Sie, und nicht wahr? dieſer Beſuch gilt nicht; haben Sie die Großmuth, ihn zu vergeſſen."

Sie reichte ihm die Hand: „Gut denn, Sie waren nicht da."

„Und wenn ich komme, dann ſagen Sie wieder: Ich habe Sie erwartet."

XII.

Bei ſeinem nächſten Beſuche fand er ſie allein. Sie hatte die Dienerin mit den Kindern ausgeſchickt und gönnte ſich nach den Anſtrengungen der letzten Tage einige Stunden Ruhe. Sie lud ihn ein, am offenen Fenſter Platz zu nehmen, und machte ihn aufmerkſam auf die Schönheit eines jungen Kaſtanienbaumes, der über und über mit Blüthen bedeckt war. An dem Garten hatte ſie ihre Freude, und nur ſie und ihre Kinder durften ihn den Sommer über benützen, mit Erlaubniß des Hausherrn, der ſich jetzt auf dem Lande befand. Der Garten wurde vortrefflich gehalten von guten und höflichen Leuten, und man konnte ſich in ihm ſo frei bewegen wie im Zimmer, denn er war nur von Feuermauern umgeben.

Das Alles erzählte ſie ihm ein bißchen unſicher und haſtig, wie Jemand, der ſich frägt, während er zu einem Andern ſpricht: Intereſſirt es Dich auch?

Und er wieder war froh, daß ſie es übernommen hatte, die Konverſation einzuleiten; er hätte nicht gewußt, wie das anfangen.

Sophie fuhr fort: „Sehen Sie, daran, daß ich ſo daſitzen kann mit den Händen im Schoß und hinausſehen auf dieſes kleine Stückchen Natur, und davon einen Genuß habe, daran erkenne ich das Herannahen des Alters. In meiner Jugend war ich viel zu fleißig und auch viel zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt, um mich in müßige Bewunderung der Außenwelt verſenken zu können, und dazu hätte es in unſerem ſchönen, alten Garten doch mehr Gelegenheit gegeben als hier.“

Brand blickte ſie gerührt an, erwiderte einiges herzlich Unbedeutende und fing jeden Satz mit einem ſo durchdrungenen: „Verzeihen Sie“ an, daß ſie ſich eines Lächelns nicht zu erwehren vermochte und endlich mit munterer Entſchloſſenheit ſprach:

„Lieber Herr Rittmeiſter, Sie haben ein Schuldgefühl gegen mich, und davon will ich Sie befreien und zugeſtehen, daß ich Ihnen gegenüber im gleichen Falle bin. Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen.“

„Wirklich,“ rief er freudig, „wenn ich . . . wenn Sie . . . Wie ſieht das Unrecht aus?“

„Sie ſind gut und theilnehmend geweſen, haben mir Hülfe bringen wollen, und ich — nicht, daß ich ablehnte, das würde ich wieder thun, aber die Art, in der ich's that, reut mich, und nicht erſt jetzt, ſie hat mich ſogleich gereut, und ich bitte . . .“

„Bitten Sie nicht,“ rief er aus, „beſchämen Sie mich nicht zu tief. Erweiſen Sie mir lieber eine Gnade, würdigen Sie mich Ihres Vertrauens. Sagen Sie mir,

ob Sie in dieſem Augenblick doch ſo ziemlich, doch halbwegs ſorgenfrei . . .“

„Meine drückendſte Sorge,“ erwiderte ſie raſch, „iſt jetzt die um Georg. Was ſoll aus ihm werden? Er iſt zu ſchwächlich, um die Schule regelmäßig beſuchen zu können; ſeine wohlwollendſten Lehrer rathen mir, ihn zu Hauſe unterrichten zu laſſen. Ich habe das bisher ſelbſt beſorgt, und er hat es mir leicht gemacht. Aber wie lange werden meine Kenntniſſe ausreichen, um einen Knaben zu unterrichten? Und den Umgang mit anderen Kindern völlig entbehren müſſen — wie nachtheilig iſt das für ihn, er wird immer mehr in ſich gekehrt und weltfremd.“

„Gnädige Frau,“ ſprach Brand nach kurzem Beſinnen, „Sie werden ſich vielleicht noch erinnern, daß Erziehen von jeher mein Beruf war. Ich habe ihn nicht aufgegeben, ich übe ihn wieder aus in etwas veränderter Form. Ich habe mich der Kindererziehung gewidmet und finde darin eine hohe Befriedigung. Ich erlaubte mir, Sie um Ihr Vertrauen zu bitten . . .“

„Lieber Herr Rittmeiſter, Sie bitten um etwas, das Sie haben.“

„Dann, gnädige Frau, überlaſſen Sie mir die Erziehung Ihres Sohnes,“ ſagte Brand reſolut, und dabei war ſeine Miene ſo ernſt, ſo inſtändig bittend, und aus ſeiner Stimme klang ein ſo warmer Herzenston, daß Sophie trotz der peinlichen Ueberraſchung, in die ſein unerwartetes Anerbieten ſie verſetzte, nur Dankbarkeit empfand.

„Ich werde Ihr braves Kind zu einem braven Mann heranbilden," fuhr Brand fort. „Uebergeben Sie ihn mir; er iſt in dem Alter, in dem ein Junge nicht mehr ausſchließlich unter weiblicher Zucht ſtehen ſoll."

„Unmöglich, unmöglich," ſagte Sophie. „Ein Kind in Ihrem Hauſe, bei Ihrer Ordnungsliebe!" Sie hielt inne, der ſchmerzliche Ausdruck, den ſeine Züge angenommen hatten, that ihr weh.

Er glaubte einen Anflug von Ironie in ihren Worten zu entdecken. Seine Ordnungsliebe war es ja im Grunde geweſen, die den Sieg davon getragen hatte über ſeine Liebe zu ihr; wollte ſie ihn daran mahnen?

„Ich dränge Sie nicht zur Entſcheidung," begann er von Neuem, „ich bitte nur, erwägen Sie meinen Vorſchlag, erweiſen Sie mir dieſe Gnade." Wieder blickte er ſie lange und gerührt an, ſeufzte tief und ſagte plötzlich: „Ja, ja, ich bin einſt ganz dicht am Glück vorbeigegangen."

„An dem, was uns damals als Glück erſchien," berichtigte ſie. „Wir wollen offenherzig mit einander reden — offenherzig iſt mehr als aufrichtig —, einmal und nicht wieder, da ſich's ja um Unwiderrufliches, Unwiderbringliches handelt. Ich habe in jener fernen Zeit ſehr gelitten, Sie auch bitter angeklagt, ſpäter jedoch mich gefreut für Sie, daß Alles gekommen iſt, wie es kam, und daß Sie nicht hereingezogen wurden in unſer Elend. Es handelte ſich bald nicht mehr um Armuth und Noth, ſondern um Schande, um öffentliche Schande. Im Ge-

heimen war ſie längſt da, trotz Allem, was Müller that, trotz der übergroßen Opfer, die er brachte, hoffnungsfreudig im Anfang — in der Folge hoffnungslos. Ich täuſchte ihn nie, aber er ließ ſich nicht entmuthigen. Bei ganz edlen Menſchen, dachte er wohl, verwandelt ſich die Dankbarkeit endlich in Liebe. Ich war ſo edel nicht — er mußte es zuletzt einſehen, erwartete nichts mehr, und verließ uns doch nicht, gab Alles für uns hin. Daß uns das Aergſte erſpart blieb, daß die Schmach vom Sterbebette meines Vaters ferngehalten wurde, war ſein Werk. Als er ſich dann anſchickte, Abſchied zu nehmen, ohne einen Lohn, ja ohne Dank zu erwarten, da entſchloß ich mich, ihn nicht allein ziehen zu laſſen, für den verarmten, kränklichen Mann zu arbeiten, ihm eine treue Pflegerin und Frau zu ſein."

„Sie haben Ihren Entſchluß redlich ausgeführt," ſprach Brand nach einer langen Pauſe, „und nichts, nicht das Geringſte zu bereuen. Wohl Ihnen."

Er empfahl ſich und ging heim und hatte ein ſehr ſchweres Herz.

XIII.

Zu Hauſe fand er ein nach Veilchen duftendes Billet von Madame Amélie. Sie bat ihn für denſelben Abend zum Thee, im „tête à trois“ mit ihr und ihrem Gatten. Es handle ſich um eine wichtige, Frau von Müller betreffende Angelegenheit, die ſie mit ihm beſprechen wollten.

Die Eheleute empfingen Brand in einer traulichen Ecke des Salons, an einem elegant gedeckten Tiſchchen. Das beſte Einvernehmen herrſchte heute zwiſchen ihnen; ſie waren wie Liebende, die nach kurzem Zerwürfniß ein großartiges Verſöhnungsfeſt gefeiert haben. Amélie ſtrahlte vor Hingebung, Wonne, Zärtlichkeit; Eduard neigte ſich ihr gütig und milde zu. Er hatte Unrecht erfahren und verſchmerzt, und ließ nun das Licht ſeiner Huld leuchten über der reuigen, wieder in Gnaden aufgenommenen Sünderin.

„Meine Frau und ich,“ begann er nach dem erſten Austauſch von Höflichkeiten, „kennen das väterliche Intereſſe, das Sie an Frau von Müller nehmen, Herr Rittmeiſter . . .“

„Ich bin nicht mehr Rittmeiſter.“

„Das Sie Herr von Brand . . .“

„Ich bin nicht Herr von und kann Ihnen das Recht nicht zugeſtehen, mich zu adeln.“

Ein Ausdruck des Unmuths verzog die ſchönen Lippen Eduard's; er war aber entſchloſſen, ſich dieſes Mal durch den bärbeißigen Pedanten nicht aus dem Gleichgewicht bringen zu laſſen. „Herr Brand alſo“ fuhr er mit erhöhter Patzigkeit fort, „wir zweifeln auch nicht, daß Sie, als der beſte Freund des verſtorbenen Majors, Einfluß auf ſeine Wittwe haben, und wollen Sie erſuchen, ihn zu Gunſten der Propoſitionen anzuwenden, die wir dieſer Dame . . .“ Er wollte ſagen: „machen wollen,“ das ſchien ihm aber zu gewöhnlich, und ſo ſagte er: „proponiren wollen.“

Er hatte aus zuverläſſiger Quelle erfahren, daß das Haus Bauer, das ſich ſchon ſeit längerer Zeit bemühte, Madame Amélie Konkurrenz zu machen, „Konkurrenz dieſer Frau, dieſer genialen Frau, lächerlich, nicht wahr?“ — Frau von Müller durch glänzende Anerbietungen für ſich zu gewinnen ſuche: „Die Dame iſt natürlich viel zu fein, um uns gegenüber ein Wort darüber zu verlieren. Wir aber wollen ihre Nobleſſe nicht mißbrauchen. Wir gedenken vielmehr ſie ſo zu ſtellen, daß ſie ſich zu ihrem eigenen Vortheil für immer an uns feſſeln laſſe.“

„Propoſitionen proponiren — ſie ſo zu ſtellen, daß ſie ſich feſſeln laſſe? Merkwürdig,“ murmelte Brand und war voll Mißtrauen. Wenn die Umbildung Phraſen drechſelte, war ſie ihm vollends ein Greuel.

Amélie nickte ihrem Manne beifällig zu, und er

ſprach ihr durch einen Blick ſeine Anerkennung ihrer Anerkennung aus.

Dann entwickelte das Ehepaar den Plan, den es gemeinſam „verfaßt“ hatte, wie Eduard ſich gewählt ausdrückte. Das Geſchäft ſollte in zwei Reſſorts getheilt werden, Konfektion und Putzwaaren. An der Spitze des erſten blieb Fräulein Julie, an die Spitze des zweiten ſollte Frau von Müller treten. Von eigentlicher Arbeit wurde ſie entlaſtet, ſie hatte die der Anderen zu überwachen und nur hier und da „un coup de main“ zu geben. Ihre Erfindungsgabe, ihr Geſchmack können ſich in viel höherem Maße bethätigen, indem ſie ihren Glanz über das große Ganze verbreiten, ſtatt zur Herſtellung einzelner „bijoux“ zu dienen. Als Beſoldung wurden zweitauſend Gulden geboten, bei außerordentlichen Gelegenheiten, zu Beginn der Herbſt- und Frühjahrsſaiſon zum Beiſpiel, wenn die Beſtellungen ſich häuften, auch außerordentliche Remunerationen. Die Atelierſtunden waren die zwiſchen acht Uhr Morgens und acht Uhr Abends mit entſprechenden Ruhepauſen für die Mahlzeiten. Nur wenn es, wie ſchon geſagt, ungewöhnlich viel zu thun gab, wurden die Damen bis Mitternacht, wohl auch bis ein Uhr im Atelier feſtgehalten.

„Und dann können die Damen nach Hauſe laufen bei Nacht?“ fragte Brand mit Schärfe.

„Ja, Monſieur,“ erwiderte Madame Amélie, die von ihm ein ganz anderes Entgegenkommen erwartet hatte, „Equipagen kann ich ihnen nicht halten.“

„Nun, gnädige Frau, aufrichtig geſtanden, ich werde Frau von Müller abrathen, auf den von Ihnen gewiß ſehr gut gemeinten Antrag einzugehen.“

„Warum?“ Amélie wechſelte einen verſtändniß-innigen Blick mit ihrem Manne. Er hatte die Augen zum Kronleuchter erhoben, als ob er von dort Stärkung ſeiner hartgeprüften Langmuth erflehen wollte, und dabei einen leichten Seufzer ausgeſtoßen.

„Ah — ich errathe Alles — ich weiß?“ Sie lachte und zeigte dabei ihre geſunden und noch ganz kompletten Zähne: „Eduard hat mir erzählt. Sie waren neulich Zeuge eines Scherzes, den er ſich mit Madame Müller erlaubte, um ſie ein wenig zu quälen. O die Männer ſind immer grauſam, am grauſamſten aber doch, wenn ſie lieben,“ ſetzte ſie hinzu und ſah dabei ihrem Mann jämmerlich kokett in die Augen.

Der abgefeimte Racker hat das Prävenire geſpielt, dachte Brand und benahm ſich ſo borſtig, daß er an dieſem Abend das Wohlwollen Madame Vernon's beinahe eingebüßt hätte.

Als er fortgegangen war, brach Eduard in Lachen aus:

„Wir haben ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht.“

„Wieſo?“

„Du fragſt, kannſt fragen? O, was habe ich für eine liebe, geniale, blinde Frau! . . . Er will nicht, daß jemand Anderer dieſer Müller ein „Sort“ mache, er

will ſelbſt ihr „Sort“ ſein . . . O, er hat die gediegenſten Abſichten, er will ſie heirathen.“

„Was Dir einfällt — der alte Herr.“

„Iſt nicht ſo alt, kommt nur Dir ſo vor, biſt halt verwöhnt durch den Anblick Deines Mannes,“ ſchäkerte er. „Aber weißt Du was? wir ſpielen ihm einen Streich.“

„Warum denn? er hat uns ja nichts gethan.“

„Ich, ich bin eiferſüchtig auf ihn,“ rief Eduard in bezauberndem Uebermuthe.

Madame Amélie war denn auch bezaubert.

„Wenn wir ihr nicht helfen von ihrer Armuth, entſchließt ſie ſich am Ende und nimmt ihn und geht an ſeiner Seite in die ewige Langeweile. Mir könnte das zwar ſehr gleichgültig ſein, denn, wie Du weißt, ich mag ſie nicht, aber ein Schaden fürs Geſchäft wär's, wenn wir ſie verlieren würden. Deshalb, Schatz, wollen wir die Müller ſo ſtellen, daß ſie ſeine Wohlthaten nicht braucht. Ich bitte Dich, ſchicke ihr morgen in aller Frühe einen Boten. Jetzt wär's zu ſpät, jetzt ſchläft ſchon Alles bei ihr im Hauſe. Sie gehen ja dort zur Ruhe zugleich mit den Hühnern in ihrem Hofe.“

„Woher weißt Du, daß es Hühner gibt in ihrem Hof?“ fragte Amélie raſch in einer Anwandlung von Mißtrauen. Eduard aber erwiderte ganz unbefangen:

„Ich bin einmal dort vorbeigekommen. Alſo ſchreibe heute noch und beſcheide ſie für morgen Mittag zu Dir. Sei vielleicht ganz beſonders liebenswürdig und lade ſie ein, die Kinder mitzunehmen. Denen machen wir einen

guten Tag und ſchicken ſie mit Fräulein Julie zu Wagen in den Prater. Biſt Du dafür, mein Herz, mein geliebtes?“

Wenn er ſagte: „Mein Herz, mein geliebtes,“ war ſie verloren und hatte keinen Willen mehr als den ſeinen. Ja, ja, Alles, was er beſtimmte, ſollte geſchehen. Ihn ergriff eine tolle Luſtigkeit, er nahm ſeine dicke Frau in die Arme und tanzte mit ihr im Zimmer herum.

XIV.

Der nächſte Vormittag traf Dietrich auf dem Wege zu Frau von Müller. Er wollte ſie in Kenntniß des Anerbietens ſetzen, das Madame Vernon ihr machen werde, und ſie bitten, es abzuweiſen.

Minutenlang ließ man ihn heute vor der Thür warten. Er läutete mehrere Male diskret und geduldig nach entſprechenden Zwiſchenpauſen. Ihm kam vor, als ob er in der Küche flüſtern, leiſe Schritte über die Steinplatten gleiten hörte, als ob eine Thür möglichſt geräuſchlos geöffnet und wieder geſchloſſen würde.

Endlich hob ſich der Zipfel des weißen Vorhanges. Die Dienerin erſchien am Fenſter und fuhr beim Anblick Brand's erſchrocken zurück.

„Was iſt? was gibt's? Machen Sie doch auf!“ rief er laut und beunruhigt.

Noch eine Weile zögerte ſie, öffnete aber endlich doch und ſtand vor dem Eintretenden, ſie die brave, in Ehren ergraute Magd, verwirrt, mit unſtet flackernden Blicken, mit glühenden Wangen, ein Bild des ſchlechten Gewiſſens. „Niemand zu Hauſe,“ ſtotterte ſie und ſah

dabei ſchief und verſtört nach einem Gegenſtande hinüber, der auf dem Küchenbrette lag neben einem kleinen Krater aus Mehl, in den ſie ein Eigelb eingebettet hatte. Dieſer Gegenſtand war eine Zehnguldennote.

„Sie lügen ſchlecht," ſprach Brand. „Ja, was Hänschen nicht lernt, meine liebe . . . Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?"

„Pauline, zu dienen."

„Meine liebe Pauline. Die gnädige Frau mag nicht zu Hauſe ſein, aber jemand Anderer iſt da bei Ihnen. O, Pauline, in Ihrem — ich will ſagen in unſerem Alter — in Abweſenheit der gnädigen Frau, und mitten im Kochen!"

„Herr Rittmeiſter, Jeſus Maria, was glauben Sie von mir? Ich weiß nicht, was ich thun ſoll, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll . . ."

„Die Wahrheit, Pauline. Wer iſt da, wen verſtecken Sie?"

„Ich verſtecke ihn nicht, er verſteckt ſich ſelbſt. Ich weiß nicht, warum. Er hat mir befohlen, zu ſagen, daß Niemand zu Hauſe iſt, wenn wer Anderer kommt, als die gnädige Frau, und er muß auf ſie warten und muß mit ihr ſprechen in Geſchäften."

„Er hat befohlen? Wer hat Ihnen etwas zu befehlen?"

„Der Herr Chef, Herr Jeſus! Er iſt der Chef. Der gnädige Herr Chef wird doch etwas zu befehlen haben. Er kann uns Alle brotlos machen, ſagt er."

„Brotlos machen, ſo? Nun, meine Liebe, ich habe Ihnen zwar nichts zu befehlen, aber rathen möchte ich Ihnen . . .“

Herr Jeſus! dieſer Rath war in einer Manier gegeben, viel fürchterlicher als die des Chefs, Befehle zu ertheilen. Faſt hätte die arme Pauline aufgeſchrieen.

„Seien Sie ſtill und kochen Sie ruhig weiter, das iſt mein Rath. Und dieſes Geld“ — Brand wies auf die Banknote — „dieſes Sündengeld . . .“

„Sündengeld?“ — Jetzt war ihr Gekreiſche nicht mehr zu unterdrücken: „Ich mag's nicht, ich hab's nicht angerührt. Nehmen Sie's, gnädiger Herr, geben Sie's zurück.“

„Gut, vortrefflich.“ Brand ſteckte das Geld zu ſich und trat ins Atelier. Aber da war Niemand.

Der Elende hatte ſich weiter zurückgezogen, ins Zimmer nebenan — Gnade ihm Gott! — ins Schlafzimmer Sophiens. Dietrich ging auf die Thür zu, eine niedere Thür ohne Schloß, drückte die Klinke, und ſtand in dem Zimmer, in dem die Geliebte, ja, ja, die Vielgeliebte! ausruhte von den Mühen des Tages.

Ein armes, ſchmales, grau getünchtes Stübchen. An der kurzen Wand, dem geöffneten Fenſter gegenüber, ſtand ein mit einem rothen Kotzen zugedecktes eiſernes Bett, ziemlich dicht daneben ein alter, kleiner Ofen, und zwiſchen dieſem und dem Bett war Herr Weiß eingeklemmt und machte verzweifelte Anſtrengungen, ſich, immer tiefer niederkauernd, zu verſtecken. Ein lächerliches Unternehmen,

von dem nur Einer, der vor Angſt den Kopf verloren hat, glücklichen Erfolg erwarten konnte.

Brand betrachtete ihn mit durchbohrender Verachtung. „Kommen Sie doch hervor," ſagte er, „Sie demoliren noch den Ofen."

Der Rittmeiſter ſpaßte. Unerwartetes Glück! da konnte ja auch Herr Weiß ſpaßen. Er richtete ſich auf, glättete ſeinen Rock, ſeine Weſte, lachte gequält und ſtotterte mit unverfälſchtem Galgenhumor: „Ha, ha, Ueberraſchung über Ueberraſchung — Sie verderben mir eine Ueberraſchung . . . Ich wollte — ja, wollte im Auftrage meiner Frau . . ."

Brand hatte den Blick von ihm ab und auf einen eleganten Cylinder gewendet, der auf dem Bette lag: „Sie haben Ihren Hut in unpaſſender Art abgelegt, nehmen Sie ihn wieder auf!" ſprach er gebieteriſch, und Eduard brachte nur ein: „O Pardon!" heraus und gehorchte.

Brand ſtellte einen Seſſel, den einzigen, der da war, vor die geſchloſſene Thür, ſetzte ſich und kreuzte die Arme.

Weiß ſah ihm mit bangen Gefühlen zu. „Was beliebt Ihnen eigentlich?" fragte er, Schlimmes ahnend, aber bemüht, einen „legeren Ton" anzunehmen. „Sollen wir Frau von Müller hier erwarten?"

„Wir nicht. Sie gehen gleich, das heißt, Sie ſpringen — da hinaus."

Verwirrte die Furcht Eduard's Sinne oder ſtreckte

der entſetzliche Brand jetzt wirklich den Arm aus, gegen das Fenſter?

Er war ganz Kraft, ganz Wille, dieſer ehemalige Rittmeiſter. Unerbittliche Entſchloſſenheit funkelte aus den tiefliegenden Augen, und um den Mund mit den feſt aufeinander gepreßten Lippen hatte ein Zug ſich gebildet — dieſelben ſcharfen Furchen mochten ſich, wie mit dem Grabſtichel in Erz gezeichnet, von den Mundwinkeln herab gezogen haben, damals, als er die Piſtole hob, um den Oberſten durch und durch zu ſchießen . . . In Eduard ſtieg ein einziger, heißer Wunſch auf, der alle anderen Wünſche verſchlang, der Wunſch, aus der Nähe dieſes gefährlichen Menſchen zu kommen.

„Ich empfehle mich," ſagte er, „bitte nur, mir Platz zu machen."

„Dort iſt Platz genug," verſetzte Brand. Und wieder die entſetzliche Gebärde. „Frau von Müller kann jeden Augenblick nach Hauſe kommen, und ich will ihr das Mißvergnügen, Ihnen zu begegnen, erſparen. Deshalb gehen Sie nicht über die Stiege, ſondern ſpringen aus dem Fenſter, wenn Sie es nicht vorziehen, hinaus geworfen zu werden. Sie nehmen auch Ihr Eintrittsgeld mit . . ." Er hielt ihm die Banknote hin, die Eduard in rathloſer Beſtürzung einſteckte. „Wenn ich bedenke, daß Sie ſich erfrecht haben, Eintrittsgeld zu zahlen . . ."

„Herr Rittmeiſter, Sie verkennen meine Abſichten, ich verſichere Ihnen auf Ehre . . ."

„Reden Sie nicht von Ehre!" rief Brand. „Ich

habe auch Nerven, ich kann manche Worte von manchen Leuten nicht aussprechen hören. — Springen Sie!“ Wieder streckte er den Arm aus, und Eduard überlief's.

Was thun? Sich mit dem Fürchterlichen in einen Ringkampf einlassen — der wahnsinnige Gedanke kam ihm, doch verwarf er ihn sogleich und stotterte: „Es gibt eine Polizei —“

„Nicht in der Nähe. Wenn Sie rufen, kommt höchstens die Hausmeisterin.“

„Die nicht! die nicht!“ Vor der graute ihm offenbar — was mochte es gegeben haben zwischen ihr und ihm?

Helle Tropfen perlten auf seiner Stirn. Er näherte sich dem Fenster. Ein Blick, den er in den Garten hinabwarf, beruhigte ihn einigermaßen; es war ein geringes Wagniß, das von ihm gefordert wurde. Nur eine abscheuliche Verletzung der Eitelkeit, niederträchtig beschämend. Aber da kam Hülfe in der Noth, da hatte er einen rettenden Einfall. Der Spieß ließ sich umdrehen und dem Beschützer Sophien's ins väterliche Herz stoßen.

„Wenn ich's thu', thu' ich's, weil ich's will, weil's mir einen Jux macht,“ sprach er munter, „weil's flott ist, weil's fesch ist. Mich braucht's nicht zu tangiren, wenn man mich aus dem Schlafzimmerfenster der Frau von Müller springen sieht.“

„Keine Gefahr. Die unteren Fenster sind blind, und der zweite Stock ist unbewohnt. Man läutet. Nun, wird's?“

„Aus Jux thu' ich's — merken Sie ſich das . . .“ Er hatte ſich auf das Fenſterbrett geſetzt und die Füße hinaufgezogen; er ſah, daß Brand aufſtand und auf ihn zukam. Nein, nein! das verbat er ſich — Nachhülfe war überflüſſig. Haſtig erhob er die Hände zur Abwehr, verlor das Gleichgewicht, fuchtelte, einen Stützpunkt ſuchend, in der Luft herum, und plumpſte kopfüber hinaus.

Brand trat ans Fenſter und ſah ihn auf dem Boden liegen, und gar nicht „feſch“, gar nicht „flott“, mit blöd aufgeriſſenen Augen zum blauen Himmel empor ſtarren. Er war tief eingeſunken in ein friſch rigoltes Beet, das zur Aufnahme ſchöner Blumen und nicht zu der eines ſolchen Klotzes beſtimmt war. Dietrich warf ihm ſeinen Cylinder nach, den er vergeſſen hatte, und konnte nicht umhin, einen neuen Mangel in der Erziehung dieſes Herrn zu rügen:

„Wenn er voltigiren gelernt hätte, wie ganz anders wäre er da unten angekommen.“

XV.

Sophie kehrte in freudiger Stimmung heim. Sie war nicht erſtaunt, Brand da zu finden. Madame Amélie hatte ihr geſagt, daß er ihr abrathen werde, das Anerbieten des Herrn Vernon anzunehmen, und:

„Einen einmal gefaßten Entſchluß lang hinauszuſchieben, liegt nicht in Ihrer Art . . . Aber denken Sie, jährlich zweitauſend Gulden!“

Daß ihr Talent, ihre Thätigkeit ſo hoch angeſchlagen wurden, erfüllte ſie mit einem wahren Glücksgefühl. Wenn ſie auf den Vorſchlag, den Amélie ihr gemacht hatte, einging, war ſie ſorgenfrei, hatte die Möglichkeit, ihre Kinder gut zu nähren und zu kleiden. „Erwägen Sie, was das heißt,“ rief ſie aus.

„Es heißt viel,“ verſetzte Brand. „Sich aber täglich für zwölf Stunden von ihnen trennen und ſie der Obſorge der Dienerin überlaſſen, heißt mehr.“

„Pauline iſt brav, und meine Kinder ſind gehorſam. Georg hält ſein Wort wie ein Mann; ich weiß, was ich mir von ihm verſprechen laſſe, geſchieht. Die Trennung an jedem Morgen wird mir freilich ſchwer

werden, aber was erträgt man nicht, wenn man weiß, in zwei Jahren wird Alles beſſer. Und das wird ſein, denn ich darf jetzt hoffen, in zwei Jahren meine verpfändete Penſion eingelöſt zu haben."

„So haben Sie angenommen . . ."

„Noch nicht. Ich habe mir eine achttägige Bedenkzeit ausgebeten, obwohl Madame Amélie anfänglich auf ſofortiger Entſcheidung beſtand und den Grund meines Zögerns durchaus kennen wollte. Ich konnte ihr ihn nicht ſagen, dieſen einzigen Grund . . . es iſt unmöglich — und auch vielleicht höchſt lächerlich . . . In meinen Jahren ſollte ich doch die Furcht vor der Zudringlichkeit eines Frechlings überwinden können, der ſeine albernen Späße gewiß einſtellen würde, wenn ich den Muth fände, ihn einmal derb abzuweiſen."

„Fragen Sie Pauline, welchen Spaß der Frechling ſich eben erſt machen wollte," ſagte Brand und ſchilderte ihr kurz und lebhaft, was zwiſchen ihm und Eduard vorgefallen war.

Sophie ſchüttelte den Kopf. Sie war mit ſeiner Handlungsweiſe nicht einverſtanden: ihr ſchien, daß er eine Unvorſichtigkeit begangen hatte, eine Uebereilung! Er und eine Uebereilung! Wie kann man ſeinem Charakter ſo untreu werden?

Dietrich ſuchte ſich zu rechtfertigen. Er war mit den Gepflogenheiten des Hauſes ſchon bekannt genug, um zu wiſſen, daß um dieſe Stunde höchſtens der ſchwarze Kater ſich im Hofe aufhielt. Pauline iſt die Einzige, meinte

er, der man zu erklären braucht, wie ſo der Herr Chef zwar durch die Thür herein, aber nicht mehr durch die Thür hinaus ſpazierte.

Sophie nahm den Hut ab und die altmodiſche Mantille, die ſie ſorgfältig zuſammenfaltete, damit das vielfach geflickte Futter nicht zum Vorſchein komme. Dann ſetzte ſie ſich an den Werktiſch und fing an, eine Haube zu montiren.

Sie ſaß am Fenſter im vollen Lichte des ſonnigen Tages und Dietrich ihr gegenüber, den Blick unverwandt auf ſie gerichtet. Ihre Wangen waren leicht eingefallen, ein Zug von Schwermuth ſpielte um den Mund mit ſeinen etwas zu blaſſen Lippen. Sie ſah in dieſem Augenblick nicht jünger aus als ihre Jahre. Nur ihre ſchönen, kunſtfertigen Hände waren ganz unverändert geblieben und löſten mit bewunderungswürdigem Geſchick und erſtaunlicher Leichtigkeit ihre heikle Aufgabe. Der kleine Finger der Rechten, der ſelbſt am Wenigſten leiſtete, ſchien der geiſtige Urheber all des Geleiſteten zu ſein, ſchien zu prüfen, zu leiten, ſanft geründet Beifall zu ſpenden, jäh ausgeſtreckt Bedenken zu erheben. Brand betrachtete ihn und hätte ihn küſſen mögen, bezwang ſich aber und blieb regungslos; ein ſtiller Beobachter, aus dem allmählich ein gekränkter wurde. Etwas von dem, was in ihm vorging, hätte Sophie doch errathen müſſen. War's möglich, daß der Kampf, den er mit ſeinem übervollen Herzen kämpfte, von ihr unbemerkt blieb? Nur abſolute Gleichgültigkeit kann eine ſcharfſichtige und gütige Frau ſo blind und

grauſam machen. Sophie war ſich ſeiner Anweſenheit wohl gar nicht mehr bewußt, ſie hatte ihn vergeſſen über den Spitzen und Bändern, aus denen ſich immer deutlicher ein wunderhübſches, kopfputzartiges Ding geſtaltete, das ſie nun in die Höhe hielt und aus einiger Entfernung prüfend anſah.

„Nein, das könnt' ich nicht," rief Dietrich plötzlich aus. Sie lachte:

„Das glaub' ich, daß Sie das nicht können."

Er hatte aber etwas ganz Anderes gemeint. Er hatte gemeint: Ich könnte einen Menſchen, der mich liebt, der blutig bereut, mich nicht ſchon einſt geliebt zu haben wie jetzt, dem ſein ganzes Leben und Alles, was er hat, erſt dann etwas werth würde, wenn er es mir darbringen dürfte, nicht ſo neben mir ſitzen laſſen, ohne ihm ein Zeichen der Theilnahme zu geben.

Die Kinder waren zurückgekehrt. Man hörte ſie in der Küche laut und eifrig ſprechen; Annerl lief herein und mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu:

„Wir ſind gefahren, ſo weit, ſo geſchwind, in einem zugemachten Wagen. Und Fräulein Julie ſagt, wenn wir andere Kleider haben werden, werden wir in einem offenen Wagen fahren. Und jetzt ſind wir wieder da."

Georg folgte der Schweſter bald nach. Sein melancholiſches Geſichtchen war freudig belebt, aber der ihm ungewohnte Ausdruck erloſch plötzlich, er richtete die dunkeln Augen finſter auf Brand, zögerte einen Augenblick und kehrte auf der Schwelle wieder um.

„Sehen Sie nun," ſprach Sophie, „ſo iſt er. Daß er nicht Alles findet, wie er ſich's wahrſcheinlich vorher ausgemalt hat; daß Sie da ſind, daß Annerl ihm zuvorgekommen iſt mit ihrer Begrüßung, macht ihn unglücklich, verdirbt ihm die Laune für den Reſt des Tages. Ein anderes Kind würde man ſtrafen. Ich hab' es ja auch bei ihm mit Strenge verſucht, aber immer bereut. Er leidet zu viel darunter, die Strafe ſteht außer Verhältniß zu dem Vergehen."

Sie hatte die Kleine auf ihren Schoß gehoben, und das Kind umſchlang den Hals der Mutter mit beiden Aermchen und war glückſelig.

Braud hatte ſich kerzengrade auf ſeinen Seſſel aufgerichtet: „Gnädige Frau," ſagte er, „ich wiederhole meine ſchon neulich geſtellte Bitte: Vertrauen Sie Ihren Sohn meiner Leitung an, überlaſſen Sie mir ſeine Erziehung."

Sophie erhob die Augen zu ihm, ſah ihn dankbar an, aber ſie ſchwieg.

„Thun Sie's," fuhr Dietrich fort, „Georg ſoll es gut haben bei mir, es ſoll ihm an nichts fehlen, auch nicht an weiblicher Pflege. Dieſe ließe ihm eine höchſt anſtändige Perſon zu Theil werden, Frau Magdenaal Peters', die Mutter meines Täuflings, Dietrich Peter Peters'."

„Sie haben Alles erwogen, ich ſeh's," verſetzte Sophie freundlich, ja herzlich, und dennoch klang eine leiſe Ironie aus ihrem Tone. „Aber man mag ſich etwas Unbekanntes

noch ſo deutlich vorſtellen, wenn es in Wirklichkeit an uns herantritt, überraſcht es doch immer. Sie wiſſen nicht, was Sie ſich aufbürden wollen . . . Ich habe es ſchon einmal geſagt — ein Kind, in ihrem gewiß ſchönen, muſterhaft geführten Haushalt . . .“

„Ein Kind?“ fiel er ihr ins Wort. „Zwanzig Kinder tummeln ſich wöchentlich einmal bei mir herum. Ich gebe Soiréen, Erziehungs-Unterhaltungen . . . Ihr Sohn iſt feierlich geladen. Geſtatten Sie mir meinen Beruf auch an ihm zu erfüllen; es würde vielleicht nicht ohne Nutzen für ihn ſein. Für mich — was freilich kaum in die Wagſchale fällt — wäre es ganz gewiß ein Glück. Laſſen wir's auf eine Probe ankommen, gnädige Frau. Natürlich müßte ich vor Allem trachten, Georg an mich zu gewöhnen, ſeine Zuneigung zu erringen. Ich würde am Liebſten morgen ſchon den erſten Verſuch machen und ihn abholen kommen zu einem Spaziergang, wenn Sie es erlauben.“

„Gern, wie gern, und ich danke Ihnen.“ Sie war verlegen und gerührt und ſprach mühſam: „Ich danke, und in einem Athem bitte ich auch . . . Was die Antwort betrifft, die Madame Vernon in acht Tagen von mir erwartet — Herr Rittmeiſter, da laſſen Sie mich allein entſcheiden. Rathen Sie nicht ab, ſuchen Sie nicht, mich zu beeinfluſſen. Ich muß in dieſer Sache ganz frei, ganz nach eigener Einſicht handeln.“

„Wenn ich nicht abrathen darf,“ erwiderte Brand ſchmerzlich, „darf ich Sie während der Bedenkzeit, die

Sie ſich bedungen haben, nicht ſehen, nicht ſprechen, denn ſonſt . . .“

Er wurde durch das Eintreten Paulinen's unterbrochen, die den Tiſch decken kam.

„Warten Sie,“ rief Sophie ihr haſtig entgegen und erröthete über und über; ſie wollte keinen Zeugen haben bei ihrer ärmlichen Mahlzeit.

Brand empfahl ſich, und es that ihm bitter weh, daß ihr Abſchiedswort lautete:

„Auf Wiederſehen alſo, in acht Tagen.“

Unter dem Thore wurde er von der Hausmeiſterin erwartet.

Sie ſchlich auf ihn zu, eine lächelnde Hyäne, warf einen ſpähenden Blick in die Runde, konnte nirgends einen Lauſcher entdecken und ſprach:

„Hob'n e'n beim Fenſter 'nausg'ſchmiß'n! Recht is ihm g'ſcheg'n. Nur ſchod, daß mer kein' dritt'n Stock hob'n.“

„Ich habe Niemanden zum Fenſter hinausgeworfen,“ erwiderte Brand.

„No, verſteht ſi!“ Sie lächelte verſchmitzt, und jetzt erinnerte ſie an ein Krokodil. „Thon hoben's es nit, aber hundertmol verdient hätt's der Schuft, der miſerabliche. Schon von weg'n den jung'n Ding von do drib'n. So an arm's jung's Ding. Die Eltern ſein Schneidersleit', brave Leit', und 's Mädl war a brav . . . Bis der Schuft — ober dös ſteht ihm no ins Haus, dös wird ſei Gnädige erfohren, ob ſ'es g'freit oder nit . . .

Jetzt'n hot er's satt, dös arme Ding, und bandlet gern an mit unſ'rer Frau von Miller. No jo, ſo en einſchichtigs Frauenzimmer wäre ihm holt commod, 's is a Glick, daß der gnä' Herr zum Recht'n ſeg'n und ihn nauspfeffern."

„Frau Hausbeſorgerin, ich habe ihn nicht hinaus „gepfeffert", ich habe ihn erſucht, ſich ſelbſt an die friſche Luft zu ſetzen," ſprach Brand ernſt und nachdrücklich.

„Wenn er nur g'ſetzt iſt, wenn's 'n nur obg'ſchofft hob'n. Wie S'n obg'ſchofft hob'n" — ſie fuhr mit dem Arme durch die Luft, als ob ſie etwas Schweres bei Seite bringen und für immer begraben wollte, und legte dann betheuernd ihre Rechte auf die Bruſt: „Dös bleibt bei mir!"

XVI.

Die ganze folgende Woche hindurch kam Brand regelmäßig, um Georg abzuholen. Er übernahm ihn am Morgen an der Thür und gab ihn Abends an der Thür wieder ab. Der Kleine kehrte täglich mit einem größeren Wiesen- und Waldblumenstrauß heim, und auch täglich munterer, mit frischeren Augen, rosig angehauchten Wangen.

Das Porträt, das er an jenem Tage, an dem die Anwesenheit Brand's seinen Unmuth erregt, in die tiefste Tiefe des Malkastens verbannt hatte, kam wieder zum Vorschein; Georg strichelte so lange daran, bis der Kopf und der geheimnißvolle Hintergrund, von dem man nicht wußte, ob er einen Gewitterhimmel mit Geisterschlacht, oder ganz einfach die Zimmerwand vorstellen sollte, ganz schwarz wurden. Aber Aehnlichkeit mit einem ins Mohrenhafte übersetzten Dietrich Brand war da, und nach einiger Zeit befestigte der Knabe das Bild an der Wand neben seinem Bette und schlief unter den rabendunkeln Augen des neuen Freundes ein. Freilich nur, um bald wieder zu erwachen. Ruhiger, gesunder Schlaf wollte sich weniger

als je einfinden. In ſeinen Träumen ſetzte Georg die Wanderungen mit dem „Herrn Rittmeiſter“ fort, lachte laut über die tollen Sprünge eines aufgeſcheuchten Häsleins, fuhr auf mit einem gellenden Schrei, weil er eine Schlange heranſchleichen und ſich ringeln ſah auf ſeiner Bettdecke. Kaum beſchwichtigt und wieder eingeſchlummert, übte er im Schlafe ſeine neueſte Kunſt, ahmte den Schlag der Nachtigall nach, den Sang der Droſſel, das zierliche Gezwitſcher der Meiſe. Es klang eigen, lieblich und unheimlich zugleich, und Sophie fragte ſich, ob ihrem armen Kinde auch die Freude, die es jetzt genoß, zum Unſegen werden ſollte.

Die Bedenkzeit war um; am achten Tage kam Sophie ſelbſt, den Touriſten die Thür zu öffnen und Brand fragte:

„Was werden Sie beſchließen?“

„Ich habe ſchon beſchloſſen, ich habe heute mein Amt angetreten.“

Dietrich fuhr zuſammen. Ihm war, als ſtände er nicht mehr vor ihr an ihrer Schwelle, als ſei ſie ihm in weite Ferne gerückt, als hätte eine Kluft ſich plötzlich zwiſchen ihnen aufgethan. Und in der war verſunken, was ihm mehr, als er ſelbſt es gewußt, die letzte Zeit hindurch das Leben erhellt hatte — eine leiſe und hold ſchimmernde Hoffnung auf zukünftiges Glück.

„So?“ ſprach er. „So? . . . Ganz recht, Sie ſind Ihr eigener Herr.“

Sie war's und wollte es bleiben; hätte ſie ihm das deutlicher beweiſen können? Sein Rath, ſein Wunſch, ſeine Bitten galten ihr nichts. Nun ja, wenn einem ein Menſch gleichgültig iſt! Denke den Gedanken nur aus — eine erloſchene Neigung läßt ſich nicht wieder anfachen, nie. Dietrich verbarg ſeine ſchmerzvolle Enttäuſchung; er lächelte nur ſehr traurig, als Frau von Müller ſagte:

„Sie ſind im Begriff, meinem Kind zu Liebe Ihr Behagen aufzugeben, Ihre Freiheit, und ich ſollte dieſes große Opfer annehmen und ſelbſt nicht das kleinſte bringen? Es iſt unmöglich. O, Herr Rittmeiſter, Sie an meiner Stelle würden das auch finden, Sie würden genau ſo fühlen und handeln wie ich."

Brand erwiderte, daß er nicht im Stande ſei, ſich in die Empfindungsweiſe einer Dame hinein zu verſetzen. Uebrigens verſtehe es ſich von ſelbſt, daß Sophie nichts Anderes thun könne und dürfe als das, was ſie für das Rechte halte.

Er nahm Abſchied und war ein wenig erbittert und feſt entſchloſſen, mit ſich fertig zu werden. Es mußte ihm gelingen, es gelingt jedem tüchtigen Menſchen, dem eine ſchöne Aufgabe geſtellt iſt, an deren Erfüllung er mit ganzer Liebe geht, die ihn abzieht von der Grübelei über das eigene Wohl und Weh und dem thörichten Hangen und Bangen nach Unerreichbarem. Dieſe Aufgabe war zunächſt: Georg an ſich zu gewöhnen und die Eiswand ein- für allemal zum Schmelzen zu bringen, die immer noch von Zeit zu Zeit wie auf ein Zauber-

wort aus dem Boden ſtieg und ſich zwiſchen ihm und dem Kinde aufſtellte.

Dietrich warb um ſeine Zuneigung mit großer Kunſt, mit ſtets bewährter Geduld, und mußte lange werben und durfte ſich's nie merken laſſen, daß er warb. Er mußte ihn ſelbſt herankommen laſſen, den ſcheuen kleinen Menſchen, der ſo viel Liebe brauchte und ſich immer wieder in plötzlichen Anwandlungen des Mißtrauens von Dem abwendete, der ihm die reichſte entgegen trug.

Der berühmte Kinderarzt, mit dem ſich Brand ſeit der Geburt ſeines Täuflings befreundet hatte und dem er nun auch ſeinen Pflegeſohn vorführte, empfahl die äußerſte Sorgfalt. Gute Nahrung, gute Luft, Bewegung, aber keine Ermüdung, Beſchäftigung, aber keine Anſtrengung. So ein geſchicktes Lootſen zwiſchen allen möglichen Klippen, ſchwer, ſchwer! — „Nun," ſetzte er tröſtend hinzu, als er den tieftraurigen Eindruck ſah, den ſeine Worte auf Brand machten. „Sie bringen ihn vielleicht durch. Ein Erziehungskünſtler ſind Sie ſchon, jetzt müſſen Sie noch das Krankenwarten erlernen. Schwächlich bleibt Ihnen der Burſch übrigens ſein Lebtag."

Schwächlich und einſam, dachte Brand. Georg paßte nicht in die Geſellſchaft anderer Kinder; hülflos und fremd ſtand er bei den Samſtag-Verſammlungen, betheiligte ſich nicht an den Spielen der Kinder, ſah ihnen nur aufmerkſam zu, und dabei verklärte gar oft ein Aufleuchten der Freude, der Liebe, der Bewunderung ſein ſtilles Geſichtchen. Die Kinder wußten dieſe platoniſche

Theilnahme nicht zu ſchätzen. Die Mädchen lachten ihn aus, die Buben neckten ihn, vor denen mußte ihn Brand fortwährend retten.

„Wehr' Dich!“ rief er ihm einmal zu, als ein übermüthiger Junge ſich vor ihn hinſtellte, ihn zum Kampf herausforderte und ihm ſtatt aller anderen Präliminarien einen Fauſtſchlag verſetzte.

„Wehr' Dich!“ wiederholte Brand.

Georg richtete einen ſeltſam fragenden, überlegenden Blick auf ihn, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Nein, laß' ihn, den Armen.“

Was ging in ihm vor? Verſtand er, was er da ſagte? Woher kam ihm die Offenbarung, daß Unrecht thun mehr Qual in ſich birgt als Unrecht erfahren, und bedauerte er deshalb den Knaben, der ihn ſchlug?

Ein ſolcher Mitleidskünſtler ſollte dieſer kleine Georg ſein, dem jede ſentimentale Weichlichkeit fern lag, der, wie manches von Geburt an kränkliche Kind, körperliche Schmerzen mit klagloſem Heldenmuth ertrug? Er hatte kaum gezuckt, als die Fauſt des Angreifers auf ihn niederfiel, er hätte ſich als Mann nicht anders benehmen können, wenn die ſchwere Hand des Schickſals ihn getroffen hätte.

Die Zeit, zu der Dietrich in den vergangenen Jahren ſeine Sommerreiſe angetreten hatte, war vorbei, und noch immer traf er nicht die geringſte Vorbereitung, die Stadt zu verlaſſen. Frau Peters' und ihr pausbäckiger Junge reſidirten ſchon ſeit einigen Wochen im Hochparterre der

Villa in Neuwaldegg, die ſeit dem Tode der Eltern Brand's leer geſtanden hatte. Magdalena kam wöchentlich zweimal, um „im Geſchäft" nachzuſehen, das in ihrer Abweſenheit von der „Kuſin" geführt wurde, und verſäumte nie, Dietrich zu beſuchen und zu ermahnen.

„Kommen's doch hinaus, Herr Rittmeiſter, 's is ja Sünd und Schad, ſo ein ſchönes Haus, und Niemand drin als ich und mein kleiner Bub. So ein ſchöner Garten, und wenn ich Abends da ſitz allein unter den Buchen, da mein ich ordentlich, ich hör' ſie lamentiren, um ihren Herrn."

„Glauben Sie das, Frau Peters'," erwiderte Brand. „Sie hören die Buchen um Jemand ganz Andern lamentiren als um mich."

Magdalena erröthete und ſprach reſolut: „Daß ich nix dagegen hätt, wenn mein Mann da wär, das iſt natürlich, aber auch Sie, Herr Rittmeiſter, gehören zu uns. Wenn einem der liebe Gott ſo was Schönes beſchert, will er auch, daß man was davon hat. Auf ſo einen Beſitz, ſo einen prächtigen, g'hören mehr Leut hin als wir Zwei, mein Peterl und ich."

Brand wußte wohl, wer ſeiner Meinung nach „hingehörte," wen er am Liebſten durch die Zimmer ſchreiten ſähe, die ihm ſo traut belebt wurden durch die Erinnerung an ſeine Eltern. Er wußte, wem er am Liebſten geſagt hätte: Tritt ein, nicht als Gaſt, nein, als Gebieterin, und verwandle mir mein verödetes Eigenthum in ein trautes Zuhauſe. Sophie hielt ihn aber viel zu

kurz, als daß er eine Anſpielung auf einen ſo kühnen Wunſch wagen durfte. Er getraute ſich nicht einmal, von ſeinen peinigenden Sorgen um ſie zu ſprechen und ſah doch, daß ihre Kräfte in dem ſelben Maße ſanken, in dem ihr Eifer, die übernommene Aufgabe gut zu erfüllen, ſtieg. Daß dieſe Aufgabe keine leichte ſein werde, darüber hatte ſie ſich nicht getäuſcht, hatte im Voraus gewußt, daß ſie ſich die Stellung, die man ihr gab, erſt machen müſſe. Es war eben ein Kampfplatz in Miniatur, auf dem ſie ſtand. Sie hatte den paſſiven Widerſtand der älteren Fräulein gegen eine „plötzlich hereingeſchneite“ Autorität zu erdulden und die Unbotmäßigkeit der jungen Fräulein zu beſiegen.

„Und — was mir am Schwerſten fällt,“ ſagte ſie, „ich muß mich gewöhnen, die Arbeit, die ich immer mit Ernſt und Sorgfalt gethan habe, von Anderen mit empörender Nachläſſigkeit thun zu ſehen, ohne ſie ihnen aus der Hand nehmen und kurz und gut ſelbſt fertig machen zu dürfen. Ich werde für etwas ganz Anderes bezahlt; ich ſoll lehren, leiten, heranbilden.“

„Lehren, leiten, heranbilden — unmöglich, wenn man Ihnen keine Macht einräumt,“ erwiderte Brand nach einigem Nachdenken. „Ich ſtaune nur, daß ein großes Etabliſſement wie das von Madame Vernon's überhaupt beſtehen kann ohne militäriſche Organiſation.“

Sie lachte: „Schlecht und recht geht's doch weiter, und was mich betrifft, ich muß und ich werde mich zurecht finden. Es iſt Feigheit von mir, daß ich klage.

Eines, die Hauptſache, hat ſich von Anfang an ſo gut gemacht, wie ich's beſſer gar nicht wünſchen kann — der Chef ignorirt mich. Das verdanke ich Ihnen, auch das . . ."

„Wann werden Sie ſich eine Erholung gönnen?" fiel Brand raſch und beinahe aggreſſiv ein. „Wann gedenken Sie Urlaub zu nehmen?"

„In dieſem Jahre doch nicht, im erſten Jahre doch nicht. Am wenigſten doch jetzt, da in ſechs Wochen der Schluß der Ateliers für faſt zwei Monate während der saison morte bevorſteht."

Mit dieſer Antwort mußte er ſich beſcheiden und war in nicht eben roſiger Laune, als Madame Amélie nach langer Zeit einmal wieder einen Hülferuf ertönen und Brand zu ſich bitten ließ.

Er traf ſie in einem bejammernswerthen Zuſtand. Sie lag auf dem Ruhebette, über deſſen Lehne ihre langen dichten Haare, in Strähne aufgelöſt, hingen; ſie ſtöhnte und hielt dem Eintretenden mit krampfhaft zuckenden Fingern einige zerknitterte, thränengetränkte Briefe entgegen:

„Eh bien — voilà!"

Sie wußte Alles. Ein Armenadvokat hatte ſie in Kenntniß von der neuen Schlechtigkeit ihres Gatten geſetzt, der die jüngſte und hübſcheſte unter den jungen Arbeiterinnen verführt, verlaſſen und, als ſie ausblieb aus dem Atelier, ſchändlich verleumdet hatte bei ſeiner Frau. O, ihr graute, ihr ekelte vor ihm. Er war kein pauvre chéri mehr, er war Monſieur Weiß, der fripon,

den ſie verachtete, und von dem ſie ſich trennen wollte, auch wenn ihr Herz darüber in Stücke ginge.“

„In Stücke, darüber? da müßte es doch ein recht zerbrechliches Ding ſein. Ich aber halte es für ein ſtolzes und ſtandhaftes Herz, das ſich aus erniedrigenden Banden befreien wird. Gehört Heldenmuth dazu? Sie haben ihn, Sie ſind gewiß nicht umſonſt die Tochter des Landes, das ſo viele Heroïnen geboren hat.“

Amélie richtete ſich auf, der Schmeichelei war ſie noch am Rande der Verzweiflung zugänglich.

Dietrich fuhr eine Weile in gleichem Tone fort, warf ſich dann aber auf das Praktiſche: „Wenn Sie dieſen Menſchen noch eine Zeit lang als Chef walten laſſen, führt er eine Paſchawirthſchaft ein, verwandelt Ihre Ateliers in Harems. Die Achtung, in der Ihr Haus ſteht, geht verloren. Ihr ſauer erworbenes Geld, das Sie guldenweiſe hereingebracht haben, fliegt zu Tauſenden hinaus. Wofür, Allgerechter! Ihre Schande, die Sünden, die man an Ihnen begeht, werden damit bezahlt.“

Madame Amélie hörte ihm zu, rieb ſich die Schläfen mit Migräneſtift, erröthete und erbleichte. Niemals hatte die Beredtſamkeit Brand's eine ſolche Wirkung auf ſie ausgeübt, wie im Augenblick, in dem er gegen Herrn Eduard für ihr Geld plaidirte. Sie gab ihm in Allem Recht. Ja, es war aus und mußte aus ſein! Elend hatte der fripon ſie gemacht, zur Bettlerin ſollte er ſie nicht machen. Sie trennte ſich von ihm, ſie that's, wenn

es auch — von dieſer Befürchtung kam ſie nicht los — ihren Tod herbeiführen oder doch beſchleunigen werde.

„Im Gegentheil!“ rief Brand. „Die Kraft haben, eine nichtsnutzige Neigung auszurotten aus unſerem Innerſten, heißt den beſten Beweis liefern, daß wir recht lebendig ſind. Rotten Sie aus, Madame! Es wäre doch des Teufels, wenn Sie etwas Unwürdiges nicht ausrotten könnten!“

Amélie gerieth in Extaſe: „Helfen Sie mir, Monſieur Rittmeiſter Brand, nobles, großes Herz! Verlangen Sie von mir einen heiligen Eid, daß ich werde unerbittlich bleiben . . .“ Sie erhob die Schwurfinger: „Je jure . . .“

Dietrich ließ ſie nicht weiter reden: „Ein feſter Vorſatz iſt ein Eid und darum nicht weniger heilig, weil wir ihn nur uns ſelbſt geleiſtet haben.“

Sie dankte ihm für dieſes ſchöne Wort, ſie war es werth, daß man ein ſo ſchönes Wort zu ihr ſprach, denn ſie hatte volles Verſtändniß für alles Schöne und überhaupt ein ſehr feines Gefühl. Jetzt war aber nicht le moment, Gefühle zu haben, jetzt regierte kühle raison allein das Thun und Laſſen Madame Vernon's. In raſchen Zügen entwarf ſie ihren Zukunftsplan. Heute noch wollte ſie ihren Geſchäftsfreund beauftragen, die vorbereitenden Schritte zur Scheidung einzuleiten, morgen beſtellte ſie ihr Haus, ſetzte eine Regentſchaft mit Fräulein Julie an der Spitze ein, übermorgen reiſte ſie. O ſeliger Tag! Tag der Befreiung aus entehrendem

Joche! Uebermorgen fuhr ſie nach ihrem „Paris bien-aimé,“ zu ihren Verwandten, von denen ſie bei ihren alljährlichen Künſtlerfahrten nach der Metropole der Intelligenz, der Erfindungsgabe, des Geſchmacks immer mit offenen Armen empfangen, von denen ſie verwöhnt, chovirt, adorirt wurde.

„Einen letzten Freundſchaftsdienſt erweiſen Sie mir,“ ſchloß ſie. „Gehen Sie zu Ihm —“

„Zu wem? —“

Sie ſenkte die Augen: „Zu Monſieur Weiß. Sagen Sie ihm, daß ich ihn verachte und lieber ſterben, als ihn auch nur einmal wiederſehen will. Sie aber, mon bon ami, Sie kommen, übermorgen Lebewohl ſagen der armen Amélie.“

Er verſprach, ſich gewiß noch vor ihrer Abfahrt einzufinden, und ging hinüber ins Bureau.

Der Chef ſtand vor dem Pulte, auf dem das Hauptbuch aufgeſchlagen war und beſchäftigte ſich damit, ſeine Ringe von einem Finger auf den andern zu ſtecken und gründlich zu erwägen, auf welchem ſie den ſchönſten Effekt machten.

Brand kam mit ſozuſagen knirſchenden Schritten auf ihn zu, beſtellte die Botſchaft Madame Amélies und gab die Erklärung ab: „Auch wenn Ihre Frau Gemahlin mich nicht dazu aufgefordert hätte, wäre ich gekommen, um Ihnen zu ſagen: Was ich thun konnte, um Sie in das Nichts zurückzuſtoßen, aus dem eine Ihnen

tauſendfach überlegene Frau Sie in unbegreiflicher Verblendung geriſſen hat, das habe ich gethan.“

Weiß war anfangs äußerſt betroffen und rathlos geweſen, ſammelte ſich aber allmählich und ſuchte dem unerwarteten Angriff zu begegnen: „Zu gütig, zu viel Ehre für uns. Inkommodiren ſich . . . miſchen ſich in unſere kleinen ehelichen Zwiſtigkeiten.“

„Sie haben mich mißverſtanden,“ verſetzte Brand. „Von kleinen Zwiſtigkeiten iſt nicht die Rede. Ihre Frau trennt ſich von Ihnen, ſie reiſt, ſie begibt ſich nach Paris, in den Schutz ihrer Familie.“

„So, ſie reiſt? Allein, die Arme?“ Eduard ſteckte ſeine Ringe definitiv auf den kleinen Finger der linken Hand. Er war in den Wiederbeſitz ſeiner ganzen Dreiſtigkeit gelangt, hatte die Rolle gefunden, die er heute dem „alten Hofmeiſter Brand“ gegenüber ſpielen wollte, die des vielerfahrenen Weltmanns. „Wird eine traurige Reiſe ſein,“ ſagte er und ſtieß einen leichten Seufzer durch die Naſe aus.

„Und ein trauriges Zurückbleiben für Sie.“

„Vielleicht auch nicht. Wenn aber — kann ich ja nachreiſen. Kenne Paris noch nicht, ſehe mir's vielleicht an — zur Abwechslung. Wir Männer lieben die Abwechslung, ſind einmal auf den Wechſel geſtellt . . . nicht alle. Es gibt auch Ausnahmen, zum Beiſpiel Sie. Sie ſind für die Tugend, für das Väterliche.“

Er bebte zurück vor dem Blick, den Brand auf ihn richtete; er wich aus, als dieſer ſich ihm um einen

Schritt näherte, aber seine aufgestachelte Frechheit errang doch den Sieg über seine Feigheit: „Seien Sie, wofür Sie wollen und thun Sie nach Ihrem Belieben, Herr Rittmeister, ich thu' nach dem meinen.“ Seine Stimme wurde immer sicherer, die Finger der ausgestreckten Hand spielten nachlässig mit dem Drücker der elektrischen Glocke, die auf dem Schreibtische stand — eine Bewegung, und Hülfe war da. Herr Weiß durfte viel wagen, er war in guter Hut.

So fuhr er denn, seine Worte manchmal gewaltsam hervorstoßend, fort: „Jedes Thierel hat sein Manierel, heißt's im Sprichwort: Das vergessen Sie immer, Sie möchten den Katzen Flügel und den Vögeln Pfoten anerziehen. Lassen Sie das bleiben, Herr Rittmeister, Sie plagen sich und ändern doch nichts, lassen Sie die Katzen ungeschoren laufen und die Vögel ungeschoren fliegen.“

„Herr,“ erwiderte Brand, „die beklagenswerthe Thatsache, daß es unverbesserliche Hallunken gibt, erschüttert mir nicht den Glauben an die Macht der Erziehung.“

Er sprach diese Worte ganz ruhig, er wunderte sich selbst, wie ruhig er geworden war und jetzt seiner Wege ging.

Da hatte er wieder eine Lektion bekommen: „Laß ihn, den Armen,“ sagte sein kleiner, lieber Junge. „Lassen Sie mich ungeschoren, Sie ändern doch nichts an mir,“ sagte Herr Eduard. Kam das nicht auf Eins heraus? War es nicht dasselbe?

Dasselbe und nicht dasselbe, es ist ein Unterschied

in der Qualität, wie ein Unterſchied iſt zwiſchen dem Nichtwiſſen des Philoſophen und der Unwiſſenheit des Laffen, zwiſchen dem in ringender Qual geborenen Unglauben des Denkers, und dem frechen Annichtsglauben des Galgenſtricks.

XVII.

Die Zeit, in der geſchienen hatte, daß die Geſundheit Georg's ſich ſtärke, kindliche Lebensluſt in ihm erwache, war vorbei. Er ſank wieder zurück in die frühere, ſtille, wehmüthige Niedergeſchlagenheit. Schlaf- und ruhelos bei Nacht, ſtand er nach kurzem Morgenſchlummer auf, um bald in ein traumſeliges Hindämmern zu gerathen, das ihm wohl that, aus dem er ſich aber oft gewaltſam aufraffte oder aufzuraffen ſuchte. Er litt nicht, er ſprach nie einen Wunſch aus, er lächelte, wenn Jemand ſagte, er ſei krank. Ach nein, er war nicht krank, ihm fehlte nichts, er war auch ganz glücklich, er war nur müd', ſehr müd'.

Einige Male hatte Brand den Nachmittag mit ihm in Neuwaldegg zugebracht, zum Entzücken des kleinen Dietrich Peters'. Wenn der hörte: Der Herr Rittmeiſter kommt, war er vom Gartenthor nicht fortzubringen, preßte ſein Geſichtchen an die Eiſenſtäbe und ſchien durch die Kraft, mit der er's that, die Kraft ſeiner Sehnſucht ausdrücken zu wollen. Sobald er Brand von Weitem erblickte, ſchrie er auf und rief in allen Tönen der Zärt-

lichkeit — jauchzend, jubelnd, in Rührung hinſchmelzend: „Mein Jittmeiſte! Mein He Jittmeiſte!“

Und dem einſamen Manne, der eine unerwiderte Liebe im Herzen trug, that die anbetende und äußerungsbedürftige Liebe dieſes Kindes wohl.

Auch der immer freundliche, immer nachgiebige Georg wurde von Peter Peters' warmfühlendem Sprößling angebetet. Der große Georg war ſo gut mit ihm, that Alles, was er wollte, verwies ihm kaum je einen Ungehorſam, eine Unart, räumte ihm aber die Gelegenheit und die Verſuchung zu Ungehorſam und Unart ſorglich und unauffällig aus dem Wege.

„Hören Sie, Frau Peters',“ ſagte Brand zu Magdalena, „der Umgang mit meinem Pflegeſohn dürfte für meinen Täufling ſehr erſprießlich werden. Mein Georg, der iſt ein Erzieher!“

Magdalena empfand dies Lob als Tadel ihrer Erziehungskunſt, was ihr nicht angenehm war und ihr den Geprieſenen nicht angenehm machte. Sie hatte für ihn viel Mitleid und wenig Zuneigung. Daß er Stunden lang zeichnend, malend auf einem Flecke ſitzen konnte, oder auch Stunden lang nichts Anderes thun, als Ameiſen oder Vögel, oder die Wolken am Himmel beobachten, das ging ihr wider den Strich, war der rührigen Frau unbegreiflich und deshalb unſympathiſch.

„Und die Sanftmuth von dem Buben, Herr Rittmeiſter! Dieſe ewigen Rückſichten auf andere Leut', und wie er ſo g'ſcheit ſpricht . . . 's is unnatürlich, Herr

Rittmeiſter. Eine ſolche Bravheit, eine ſolche G'ſcheitheit kann gar nicht g'ſund ſein für einen Buben."

„Für einen Buben, ſo? Ein Mädchen dürfte natürlich, ohne Gefahr, daß ihr Wohlbefinden darunter leidet, nach Belieben brav und geſcheidt ſein," erwiderte Dietrich. „Beim Manne, der ſich ja doch nur zum zukünftigen Höllenbraten auswächſt, kann es nicht zeitlich genug ‚brandeln', meinen Sie. Das ſind Irrthümer, meine liebe Frau Peters, ſehr gefährliche Irrthümer, die ihr Scherflein beitragen können zu dem ſchändlichen Kampfe der Geſchlechter, den die Weibmänner und die Mannweiber der ‚Moderne' in die Welt geſetzt haben."

Frau Peters war verdutzt: „Kampf der Geſchlechter?" „Die Moderne?" Sie ahnte nicht, was das zu bedeuten hatte, und wollte doch den Herrn Rittmeiſter nicht fragen, aus Furcht, ungebildet zu erſcheinen. So beſchloß ſie, zu warten und von ihrem Manne Aufklärung über die Sache zu erlangen.

Brand hatte ſeinen Beſuch bei Madame Amélie bis zur letzten Stunde vor ihrer Abreiſe verſchoben. Da bedurfte die Scheidende am nothwendigſten ſeines ſtärkenden Zuſpruches. Er wollte noch einmal an ihren Stolz appelliren und die Hoffnung ausſprechen, daß ſie im Bewußtſein ihrer geretteten Würde Erſatz finden werde für ihr zweifelhaftes und immer bedrohtes Glück.

Als er ſich um halb acht Uhr Morgens dem Hauſe

näherte, ſah er einen mit Koffern beladenen Landauer davor ſtehen. Sollte das der für Madame Vernon beſtellte Wagen ſein? Nicht zu denken! Der Pariſer Zug geht erſt wenige Minuten vor Neun ab, ſie wird doch nicht eine geſchlagene Stunde im Wartezimmer ſitzen wollen. Indeſſen erſchien aber ihr Stubenmädchen und reichte dem Kutſcher eine umfängliche Hutſchachtel auf den Bock hinauf. Kein Zweifel mehr — die ſeelenſtarke Frau hatte Eile, ihren heroiſchen Entſchluß auszuführen und ihr häusliches Domicil, dieſe Brutſtätte des Unheils für Andere, des moraliſchen Unterganges für ſie ſelbſt, zu verlaſſen.

Brand trat unter das Hausthor, und im ſelben Augenblick kam die große Modiſtin ihm aus dem Treppenhauſe entgegen. Sechs ihrer Damen geleiteten ſie, einige vergoſſen Thränen, andere ſchienen mühſam, aber heldenmüthig einen großen Schmerz niederzukämpfen. Amélie blieb ſtehen, ihr Gefolge umdrängte ſie, ihre Hände wurden ehrfurchtsvoll gepreßt, ſtürmiſch geküßt. Sie dankte mit Rührung und Grandezza für jedes Liebeszeichen.

Ein Gymnaſiaſt, der eben vorüberging, weidete ſich ein Weilchen an dem Anblick und rief: „Die reine Maria Stuart vom Burgtheater.“

Brand ſchob den kecken Jüngling zur Seite, näherte ſich Madame Amélie mit erhobenem Hute und beglückwünſchte ſie: „Sie ſind Ihrem Entſchluſſe treu geblieben, Madame, ſehen Sie, es geht auch ohne Eid. Meine Hochachtung, Madame.“

Sie war merkwürdig verlegen, ja bestürzt: „Ach, oh — diese Liebenswürdigkeit! diese Güte! . . . Ich hätte wirklich nicht erwartet . . . daß Sie so früh . . .“

„Nicht erwartet? — Da ich Ihnen doch versprochen hatte . . . Ich glaube fast, ich komme Ihnen ungelegen,“ scherzte er.

Sie protestirte, und er ergriff ihren Arm und half ihr in den Wagen steigen. Dabei that er einen Blick in das Innere des Gefährts . . . Alle Teufel! eine Ecke war schon besetzt, sehr dick und breit durch einen schönen Mann mit weiß und rothem Gesicht, mit schwellenden Lippen. Brand kannte das Lächeln, das höhnische und ängstliche Lächeln, zu dem sie sich in diesem Augenblicke verzogen. Entrüstet warf er den Wagenschlag zu. Amélie, schamroth und verwirrt, beugte den Kopf und machte eine um Verzeihung flehende Gebärde. Der Kutscher trieb die Pferde an.

Glückliche Reise, Unglückliche! Sie nimmt den Elenden mit — auf die Flucht vor ihm. O die Weiber, die Weiber!

Fast hätte Dietrich es laut ausgerufen. Die Damen unter dem Thor waren indessen von toller Lustigkeit ergriffen worden, schnatterten und lachten, daß es ein Vergnügen gewesen wäre, ihnen zuzuhören, wenn die Immoralität dieses Gelächters ein Vergnügen hätte aufkommen lassen. Unter der Anführung Fräulein Julien's, die im Bewußtsein ihrer Regentschaftswürde um zwei Zoll gewachsen schien, hüpften und tanzten die Frauen-

zimmer die Stiege wieder hinauf. Mißbilligend ſah Brand ihnen nach.

Beim Abſchied und nach dem Abſchied muß man euch ſehen, ihr falſchen Kröten! dachte er. Alsbald aber regte ſich ſein Gerechtigkeitsbedürfniß und veranlaßte ihn zu allerlei Erwägungen und zu der Frage: „Machen wir Soldaten es nicht im Grunde ebenſo? Mit Trauerklängen begleiten wir den entſchlafenen Kameraden zur letzten Ruheſtätte — mit klingendem Spiele marſchiren wir hinweg von ſeinem Grabe.“

Der Vergleich hinkt freilich wie jeder Vergleich. Uebrigens ſei es wie es wolle — mit Weibererziehung gedachte Brand ſich vorläufig wenigſtens nicht mehr zu befaſſen.

Sophie war bei dem theatraliſchen Abſchied der Principalin nicht erſchienen; Dietrich traf ſie unterwegs, und ſogleich fiel ihre Bläſſe und ihre ſorgenvolle Miene ihm auf. „Was iſt Ihnen,“ ſprach er ſie an. „Sie ſehen bekümmert aus.“

„Das bin ich auch. Georg iſt in der Nacht von heftigem Fieber ergriffen worden, und ich habe den Arzt rufen laſſen, ihn aber nicht erwarten können.“

„Ich will ihn erwarten und Ihnen Botſchaft ins Atelier bringen,“ ſagte Dietrich.

„Nicht ſelbſt,“ erwiderte ſie raſch, „ſchicken Sie mir Nachricht. Ich bitte.“ Sie machte eine flehende Gebärde, nickte ihm zu und eilte davon.

In der Wohnung angelangt, wurde Dietrich von Klein-Annerl begrüßt.

„Weißt Du was?“ rief ſie, „nimm heute mich mit auf die Reiſe. Georg bleibt da, er iſt eingeſchlafen.“

Und ſo war's. Auf einem Seſſel in der Fenſterecke, mit ſeinem Hütchen auf dem Schoße, zum Ausgehen bereit, war er in Schlaf geſunken. Sein Kopf hing tief herab auf die Bruſt, ſein Athem ging unhörbar leiſe. Er war ſehr gewachſen in der letzten Zeit, die Aermel ſeiner Jacke reichten kaum noch bis zu den ſchmalen Handgelenken. Wie glichen ſeine Hände denen ſeiner Mutter, wie farblos aber und wie abgezehrt waren ſie!

Dietrich ſtand lange vor ihm, ehe er erwachte, plötzlich auffuhr und in das Geſicht des Freundes blickte.

„Lieber Herr Rittmeiſter, guter Herr Rittmeiſter,“ ſagte er freudig, und ſeine Augen leuchteten.

Das war die erſte Liebeserklärung, die Brand von dem Kinde zu hören bekam. Sie erhellte ihm die Seele bis auf den tiefſten Grund, doch that er, als ob er nichts Neues und Merkwürdiges an ihr fände, und fragte: „Wie geht's? Wie fühlſt Du Dich? Wollen wir heute in die Berge?“

„In die Berge, ja, ja, in die Berge,“ wiederholte das Kind, erhob ſich, wankte und fiel beſinnungslos in Dietrich's Arme.

Er und Pauline brachten ihn zu Bette und labten ihn. Der Arzt, der bald darauf erſchien, fand ihn noch in halber Betäubung, ſprach ſich nicht aus, wollte am

Abend wiederkommen. Da war Sophie ſchon zu Hauſe, und für ſie hatte er nur Worte des Troſtes und der Beruhigung. Zu Brand ſagte er aber ſchon am nächſten Tage im Vertrauen:

„Wir ſchwanken auf einem ſchmalen Brette über dem Abgrund.“

Und es wurde ein langes, langes Schwanken, eine ſchwere, ſchleichende Krankheit. Sie fraß allmählich die phyſiſchen Kräfte des Kindes auf, konnte aber ſeiner Intelligenz, ſeiner Phantaſie, ſeiner Güte, allen liebenswürdigen Eigenſchaften, die ihn beſeelten, nichts anhaben. Sie kamen vielmehr erſt recht zu Tage, jetzt, da ſeine Scheu, zu äußern, was er fühlte, gewichen war.

„Nur nicht aufregen,“ warnte der Arzt, „dämpfen! Zerſtreuung braucht er jetzt nicht, langweilen ſoll er ſich.“

Aber leider langweilte Georg ſich nie; Alles intereſſirte ihn, ein Schatten, der an der Mauer hinglitt, ein Baumblatt, das durchs offene Fenſter hereinflog, gab ſeinem Geiſte überreichen Stoff zu raſtloſem Denken und Sinnen.

Einmal erfuhr er einen großen Schmerz. Der Arzt hatte den Rath gegeben, Annerl fortzubringen aus der Nähe des Kranken, und es wurde beſchloſſen, ſie der treuen Obhut der Frau Peters anzuvertrauen. Als dieſe kam, um ihre Schutzbefohlene in Empfang zu nehmen, brach Annerl beim Abſchiede von ihrem Bruder in heiße Thränen aus. Sie war aber kaum in die Küche getreten, wo Dietrich Peters von ſeiner Mutter deponirt worden

war, als man ſie auch ſchon fröhlich lachen und ihn begrüßen hörte.

Georg richtete ſich im Bette auf bei dieſem Freudensausrufe: „Jetzt iſt ſie glücklich, wenn ſie nur glücklich iſt, die Kleine,“ ſagte er, kehrte ſich mit dem Geſichte gegen die Wand — und weinte ganz leiſe.

Bei einem Haar hätte Brand mitgeweint, ſo nahe ging ihm das Leid, das ſeinem lieben Jungen widerfuhr. Aber zwiſchen dem, was ſich an weichen Empfindungen in einem Manne regt und dem, was von ihnen zu Tage kommt, liegt eine Welt des Unausgeſprochenen. Brand hielt ſich immer im Zaume, verrieth nie eine Schwäche und pflegte eifrigſt das Talent zur erziehlichen Krankenwartung, das er in ſich entdeckte. Dazu gehörte unter Anderem auch eine ganz vortreffliche, originelle Erzählungsgabe, von der Dietrich bisher nichts geahnt hatte. Kein brutales Vorbringen all' deſſen, was Einem eingefallen iſt, nein, ein Erfinden während des Erzählens, und dabei ein fortwährendes Beobachten des Eindrucks, den dieſes hygieniſche Fabuliren hervorbringt. Der Eindruck, den es macht, iſt ſeine Muſe, ſein Stachel und Zügel: er lehrt: jetzt darfſt du ſteigern, ſpannen, und jetzt mußt du nachlaſſen, wohlthuend und ſanft, und jeden Mißton auflöſen und verklingen laſſen in Frieden und Harmonie.

Das konnte Brand, das hatte er gelernt, das hatte die Liebe zu ſeinem lieben Jungen ihn gelehrt. Und was nicht Alles noch! Die Anordnungen des Doktors

befolgte er gewiſſenhaft, aber gegen ſeine Diagnoſe erhob er Einwendungen:

„Es iſt eine Entwicklungskrankheit, glauben Sie mir, aus der Georg ſich neu geſtärkt erheben, und dann erſt recht kräftig an Leib und Seele gedeihen wird. Er wird ſeine kleinen Abſonderlichkeiten und Empfindlichkeiten abſtreifen, und Einer wie Tauſende werden in allem Geringfügigen und Nebenſächlichen; Einer wie Wenige aber in allem Großen, Ernſten, Wichtigen. Machen Sie ihn nur zu einem geſunden Menſchen, Herr Doktor, zu einem tüchtigen, einem ausgezeichneten Menſchen wird er ſich machen ohne Sie und ohne mich, denn — ich ſehe das ſchon — er gehört zu Denen, die ſich ſelbſt und gelegentlich ganz unbewußt den Erzieher erziehen.“

XVIII.

Die Stellung Sophien's im Hauſe Vernon war ſeit der Abreiſe ihrer Gönnerin ungemein ſchwierig geworden. Die Untergebenen legten offene Feindſeligkeit an den Tag. Fräulein Julie veränderte den Ton. Kein Entgegenkommen mehr, nicht die geringſte Freundlichkeit. Ja, ſie trug nun einmal die Verantwortung für das ſtrengſte Aufrechthalten der Disziplin im Geſchäfte. Sie bedauerte ſehr, daß Frau von Müller ein krankes Kind zu Hauſe hatte; ſchlug aber ihre Bitte, durch wenige Tage nur etwas ſpäter als ſonſt ins Atelier kommen zu dürfen, rund ab. Nicht ſie hatte Gnaden auszutheilen, dieſes Vorrecht genoß einzig die Prinzipalin. Etwas Anderes iſt, wenn Frau von Müller Urlaub nehmen will; den kann ſie jede Stunde haben, ſelbſtredend mit Verzicht auf ihre hohe, ſehr hohe Beſoldung.

Dietrich nannte das Vorgehen Fräulein Julien's ganz korrekt, als ihm Sophie ſo gelaſſen, als ihr möglich war, von ihrem Mißerfolg berichtete.

„Aber," meinte ſie, „man kann noch etwas mehr als korrekt, man kann barmherzig, man kann ſein — wie

Sie. Was thun Sie für uns! Nie vermag ich Ihnen zu danken . . .“

Er blickte ſie vorwurfsvoll an: „Danken! Sie werden doch mir nicht danken . . . Wenn Sie wüßten, wie mir vor aller Dankbarkeit graut . . .“

„Seitdem Sie aus Dankbarkeit den Major von Müller geheirathet haben,“ hätte er hinzufügen müſſen, wenn Sophie den Grund ſeines Abſcheus gegen eine ſo ſchöne Tugend hätte erfahren wollen. Aber ſie fragte nicht, und er ſchwieg.

Sehr bald darauf erfüllte ſie ihm den ſehnlichen Wunſch, den auszuſprechen er nicht gewagt hatte: ſie nahm Urlaub.

„Ich bringe Alles wieder ein, was ich jetzt verſäume,“ ſagte ſie, „ich werde doppelt fleißig ſein, ſobald Georg nur wieder hergeſtellt iſt.“

An der Ueberzeugung, daß er geneſen werde, hielten Brand und ſie unerſchütterlich feſt, dieſe Hoffnung ließen ſie ſich nicht rauben.

Zwei Nächte hatte Sophie aufrecht, auf einem hölzernen Seſſel ſitzend, neben dem Bette des Kranken gewacht. Am nächſten Abend ſtand auf einmal ein großer, bequemer Fauteuil da. Peter Peters hatte ihn gebracht mit tauſend dringenden Entſchuldigungen ſeines Herrn, und an das Fußende von Georg's Lager geſtellt. Und dann war Brand gekommen mit neuen und noch dringenderen Entſchuldigungen.

„Laſſen Sie das Ding nicht hinauswerfen, haben

Sie die einzige Gnade; es ist ein Reconvalescenten-Fauteuil, dulden Sie ihn hier eine Zeitlang wenigstens, dem Kinde zu Liebe."

Sie staunte, daß er so flehentlich bat. Er fürchtete, ihren Stolz zu verletzen, und sie hatte dem Wohlthäter ihres Kindes gegenüber keinen mehr.

„Aber Herr Rittmeister," sagte sie, „wie können Sie noch daran zweifeln, daß ich Ihr Geschenk freudig annehme? Ich nehme ja so viel von Ihnen an, das Opfer Ihrer Zeit, Ihres . . ."

Er unterbrach sie: „Opfer? — Sie betrüben mich. Wissen Sie denn nicht, daß, was Sie mein Opfer nennen, mein Glück ist? Vor Kurzem noch war ich ein ganz armer Teufel, ein alter, vergrämter Mann, der nichts mehr vor sich sah als eine Reihe eintönig, einförmig hinschleichender Jahre; jetzt bin ich reich . . ." Er suchte ein allzu warmes Wort zu vermeiden: „Durch meine Theilnahme für Sie, und meine Liebe zu Ihren Kindern."

Sophien's Augen hatten sich ein wenig verschleiert, aber sie sprach in munterem Tone: „Und zu Dietrich Peters."

„Gott segne den Kleinen, die erste Aufrichtung verdankte ich ihm. Aber er hat ein robustes Elternpaar . . . es ist doch etwas Anderes, etwas . . ." Seine Stimme gerieth in Gefahr, umzukippen, alle moralischen Rippenstöße, die er sich zur Stärkung versetzte, blieben wirkungslos. Der Grimm, den er darüber empfand, spiegelte sich

in ſeinem Geſichte wider und gab ihm ein ſo bärbeißiges Ausſehen, daß Sophie, die ſchon einen Schritt auf ihn zu gemacht hatte, ſich ganz erſchrocken abwendete, und die Hand, die ſie ihm hatte reichen wollen, liebkoſend auf das Haupt ihres Kindes legte.

Als es Abend wurde, ſprach ſie nicht wie ſonſt: „Herr Rittmeiſter, Sie müſſen heim.“ Sie ſaß in dem bequemen Lehnſtuhl, ihre Füße ruhten auf einem Schemel, ihr Kopf ſank in die Kiſſen zurück.

„Die Mutter ſchläft,“ flüſterte Georg, „laſſen wir ſie ſchlafen, und Du erzähl' mir eine ſchöne Geſchichte.“

„Eine ſchöne Geſchichte. Ja, mein Junge, was für eine denn?“

„Etwas von Feen, das habe ich am liebſten.“ Das Kind richtete ſeine fieberglänzenden Augen voll Erwartung auf ihn.

Er beſann ſich. Der Kopf war ihm ſo ſeltſam wüſt. „Von Feen, gut, von alten, uralten — ein Kind kann ſich's nicht vorſtellen, wie alt ſie ſind.“

„Aber Du, Herr Rittmeiſter, kannſt Dir's vorſtellen, Du kannſt Alles, Herr Rittmeiſter,“ ſprach Georg aus tiefſter Ueberzeugung.

„Glaub' doch das nicht, ich kann nur erzählen von uralten Feen,“ verſetzte Brand in einſchläferndem Tone. „Sie haben graue Kleider an, mit Schleppen und ſchweben hin und her. Denk' Dir wie das Pendel an einer großen Uhr — ein langes, langweiliges Pendel, ſo ſchweben die grauen Feen hin und her.“

„Es kommen aber auch rothe, und die tanzen.“

Richtig! Brand ſah richtig rothe Feen tanzen, wie Funken unter Bäumen mit klingenden Blättern, und im Hintergrunde zogen Landſchaften vorbei von wunderſamer Schönheit, und ein Licht lag über ihnen, milder als Sonnen-, anders als Mondlicht, ein Licht, wie es auf Erden keines gibt und von dem ſich einen Begriff nur machen kann, wer es geſchaut hat, denn ſchauen muß man's, nicht ſehen . . . Er unterbrach ſich. Was er da Alles zuſammen redete . . .

„Sag' nur weiter,“ bat Georg, „ich weiß, was das heißt. — Ich ſehe Dich und ſchaue die Feen.“ —

Dietrich war unglücklich; ſtatt das Kind ſanft einzulullen, regte er es zum Denken an. Voll Zärtlichkeit und Reue ſtrich er ihm über den Scheitel: „Weißt Du was? Denk' nicht, ſchlafe. Lieber Junge, wenn Du einſchlafen könnteſt, das wäre ſo geſcheidt und ſo gut!“

Georg ſeufzte tief auf, preßte die Wange an das Kiſſen, ſchloß die Augen und regte ſich nicht mehr. Sophie ſchlief ſanft und feſt. Es war ſo ſtill, daß Dietrich das Ticken ſeiner Taſchenuhr hörte, die er auf den Tiſch gelegt hatte neben das Nachtlämpchen und die Arzneiflaſche. Merkwürdig hell drang der leiſe, gleichmäßige Schall durch ein ſeltſames Brauſen in ſeinem Kopfe hindurch.

Seine Adern klopften, eiſige Schauer ſchüttelten ihn, und im Nacken fühlte er ſich gepackt von einer Rieſenfauſt, die ihm den Kopf zuſammenpreßte.

Teufel, Teufel, was ſoll das heißen? In der vorigen Nacht ſchon wollten ähnliche Sinnestäuſchungen ihn narren; aber er hatte ſich ihrer erwehrt, war aufgeſtanden wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich in die Berggaſſe gegangen.

Allerdings hatte der Doctor, den er dort traf, ihm auf die Schulter getippt und geſagt:

„Es gibt heute einen glühend heißen Tag, fahren Sie zeitig nach Hauſe, Herr Rittmeiſter, Sie haben Fieber.“

Fieber? In ſeinem ganzen Leben hatte Dietrich nie Fieber gehabt, außer damals nach ſeiner Verwundung. Fieber! Wenn man wiſſen will, ob Jemand Fieber hat, greift man ihm an den Puls. Sich aber hinſtellen vor ihn, ihm nur einen Blick zuwerfen und gleich wiſſen: Der fiebert — das kann man auch dann kaum, wenn man Seheraugen hat wie dieſer Doctor.

Dietrich ſtand leiſe auf — ihm war, als zöge er an jedem Fuße einen Centner mit — und ſah nach der Uhr. Bald Zwei; die Stunde, zu der Pauline kommen ſollte, um die Gebieterin am Krankenbette abzulöſen. Als Brand zu ſeinem Platze zurückkehrte, war Sophie eben erwacht.

„Um Gotteswillen, wie viel Uhr? . . . Das Medikament . . . Ich habe verſäumt . . .“

„Nichts, nichts,“ beruhigte Brand. „Sehen Sie, da iſt Pauline. Verlaſſen Sie ſich nur auf uns Zwei.“

Die erſchöpfte Frau gab ſeinen und den Bitten ihrer

Dienerin nach und ging in ihr Zimmer, um noch ein paar Stunden zu ruhen vor der Ankunft des Arztes.

Als dieſer Schlag Sechs eintrat, war ſie wieder auf ihrem Poſten. Sehr blaß, ſehr müde, aber vollkommen angekleidet, anmuthig — rührend anmuthig! — in ihrer Aermlichkeit, und bereit ihr Tagewerk tapfer anzutreten.

Der Arzt war heute zufrieden mit ſeinem Patienten, fand ihn friſcher als ſeit langem. „Aber Ihnen," ſagte er zu Brand, „Ihnen geht's elend. Sie müſſen zu Bette. Nein, nein in vollem Ernſt. Kommen Sie mit, ich bringe Sie in meinem Wagen nach Hauſe."

XIX.

So alſo iſt Einem, der ganz unmotivirt, ohne jeden vernünftigen Grund, aufs Krankenlager geworfen wird. Aufs Krankenlager in der ſelben Zeit, da er ſich zum erſten Male der Vielgeliebten und Vielverehrten wirklich nützlich machen könnte!

Peter war zu Tod erſchrocken, als er ſeinen Herrn erblickte, der, vom Doctor begleitet, die Stiege herauf kam, wankend, erdfahl, mit tief eingefallenen Augen, ſich ins Bett kommandiren und ſich ſogar helfen ließ beim Auskleiden, er, der Rittmeiſter Brand! Kein Wunder, daß Peter den Kopf verlor, ſtille Thränen vergoß, an ſeine Frau telegraphirte und ſie in die Stadt berief zur Pflege des Herrn und zu ſeinem eigenen Troſte.

Frau Peters eilte herbei, wurde aber ſchlecht empfangen. Dietrich gerieth in Zorn über das eigenmächtige Vorgehen ſeines Dieners. Dieſer Peter! Kannte dieſer Peter ihn noch nicht, glaubte er wirklich, daß Dietrich Brand einer Frau erlauben werde, ſein Krankenzimmer zu betreten, wenn es denn, hol's der Teufel, ein Krankenzimmer gab? Magdalena wurde nicht vorgelaſſen, ſondern

beordert, allſogleich nach Neuwaldegg zurückzukehren, wo ſie ein Feld für ihre Thätigkeit hatte und wohin ihre Pflicht ſie rief.

Brand aber verlebte einen ſchlimmen Tag und eine noch ſchlimmere Nacht. Nie, niemals hätte er es für möglich gehalten, daß eine Krankheit — pah! nicht einmal eine Krankheit, nur ein armſeliges Unwohlſein — einen Mann ſo packen und niederwerfen konnte! Machtlos, ſich machtlos fühlen dem eigenen Körper gegenüber, dem Sklaven! Gibt es eine tiefere Beſchämung? Er verfluchte ſich ſelbſt. In ſeinem Kopfe ging es zu wie in einem Hammerwerk, in ſeiner Kehle ſchnitt es wie mit Meſſern, der ganze Menſch glühte wie eine Kohle.

Trotz alledem fand ihn der Arzt, der Morgens kam, raſirt, gebadet, ſorgfältig angekleidet in einem Lehnſtuhl am Fenſter des Schlafzimmers ſitzen.

„Wie geht es bei Frau Major von Müller?“ war Dietrich's erſte, mit bedenklich kurzem Athem vorgebrachte Frage.

„Ganz leidlich,“ erwiderte der Arzt und vermied dabei, den forſchend auf ihn gerichteten Augen des Kranken zu begegnen. „Frau Sophie iſt aber ſehr beſorgt um Sie.“

„Sehr beſorgt um mich?“ wiederholte Brand mit leiſem Zweifel, mit wehmüthiger Wonne.

„Sie läßt Sie dringend bitten, ſich zu ſchonen, einmal auch an ſich zu denken.“

„Was ſoll ich thun?“

„Zu Bette gehen, gewiſſenhaft Arznei nehmen. Sie

ſind dann wahrſcheinlich in einigen Tagen hergeſtellt, und das wäre gut, denn Frau Sophie wird Ihrer Stütze recht ſehr bedürfen."

Dietrich erſchrak: „Was iſt mit ihr? Iſt ſie krank?"

„Nein, nein," darüber beruhigte ihn der Doctor, aber mit ſehr wenig Worten; er hatte Brand nur einen Augenblick ſehen wollen, ſetzte ſich nicht einmal, griff wieder nicht nach dem Pulſe des Patienten, legte bloß die ſchmale, blaſſe Hand auf deſſen Schulter und ſprach mit ſanfter Bitte: „Bleiben Sie wenigſtens zu Hauſe."

„Zu Befehl," erwiderte Brand, worauf ihn der Arzt ein wenig ſpöttiſch und unbeſchreiblich gütig anſah und ſich mit einem kurzen: „Adieu!" empfahl.

Warum in aller Welt hatte er ſpöttiſch dreingeſehen? Aus niederträchtiger, ärztlicher Schadenfreude? Oder machte es ihm Spaß, daß ein alter Soldat ſich ſeinen Anordnungen ſo ängſtlich unterwarf wie ein maroder Pfründner? Ja, das war's, und darüber gedachte ihn Brand eines Beſſeren zu belehren. Plötzlich entſchloſſen, ſtreckte er die Rechte aus und drückte den Taſterknopf der elektriſchen Glocke an der Wand anhaltend und energiſch nieder.

Peter eilte herbei.

„Meinen Paletot, meinen Hut," befahl Dietrich, „ich gehe — oder vielleicht ich fahre — zu Frau Major von Müller."

Nicht ein Wort des Widerſpruchs kam über Peter's Lippen, doch betrachtete er den Gebieter mit der hoffnungsloſen und liebevollen Traurigkeit, mit der eine

Mutter ihr ſtarrſinniges Kind betrachtet. Brand fühlte die Empfindung ſeines Dieners nach, und auch er blieb ſtumm. Man ſagt nicht, man beweiſt, was man kann.

Peter ſah ihn eine ſo gewaltige Anſtrengung machen, als ob er ſich aus einem Sumpfe, in dem er halb verſunken war, emporarbeiten wollte, ſah ihn aufſchnellen — und faſt zugleich beſinnungslos zu Boden ſinken.

Es war ſo ſchnell geſchehen, daß Peter den Sturz nicht verhindern konnte. Jetzt kniete er bei ſeinem Herrn, hob ihn auf, trug ihn in ſeinen Armen (welches Glück, daß Brand davon nichts wußte) auf das Bett, labte ihn und brachte ihn bald wieder zu ſich. Als der Rittmeiſter die Augen aufſchlug, ſtand Peter aber ſchon abgewendet und ordnete die Kleider im Schranke.

„Ich will heute doch lieber zu Hauſe bleiben," ſagte Dietrich nach einer Weile, „ich hab' etwas Schwindel, das kommt von den verfluchten Medikamenten."

„Von nichts Anderem, Herr Rittmeiſter," verſetzte Peter.

„Du brauchſt dem Doctor nichts davon zu ſagen," nahm Brand nach einer abermaligen Pauſe wieder das Wort, „es würde ihn kränken, und am Ende bildet er ſich noch ein, daß ich ohnmächtig geworden bin wie ein bleichſüchtiger Backfiſch."

„Natürlich, Herr Rittmeiſter, denn wer kann wiſſen, was ein Civiliſt ſich einbildet."

Zweimal im Laufe des Vormittags mußte Peter einen Kommiſſionär in die Berggaſſe ſchicken, um Nach-

richten zu holen. Nur bei Pauline; die gnädige Frau durfte nicht beläſtigt werden mit den vielen Anfragen. Pauline ließ den Rittmeiſter beſchwören, ſich keine Sorgen zu machen. Er fand die Antwort ungenügend und ſendete Peter in Perſon nach einer Botſchaft aus, und der kehrte mit der Meldung zurück:

„Die gnädige Frau läßt ſich empfehlen, dem kleinen Georg geht's gut."

„Wirklich, wirklich? Haſt Du ihn geſehen?"

„Ihn nicht, aber die Frau Majorin iſt ſelbſt heraus-gekommen, ſie ſelbſt . . ." Eine unbeſiegbare Rührung packte und würgte ihn.

„Jetzt weint er wieder, der Waſchlappen," murmelte Brand und dankte Gott im Stillen, daß er der armen Mutter ihr Kind wieder geſchenkt und auch ihm, der es freilich nicht anders erwartet hatte, ſeinen lieben Jungen.

Es duldete ihn nicht länger im Bette; er ließ ſich ankleiden, konnte aber nur auf den Arm ſeines Dieners geſtützt bis zum Lehnſeſſel gelangen.

Gegen die ſiebente Abendſtunde wurde geläutet, und unmittelbar darauf läutete auch Dietrich und befahl Peter, der hereinſtürzte, hochroth im Geſicht und mit verklärter Miene:

„Niemanden vorlaſſen, keinen Menſchen!"

„Herr Rittmeiſter, es iſt die Frau Majorin von Müller."

Brand erhob ſich. Mit ihm zugleich erhob ſich aber auch der Fußboden und rollte Wellen, die Decke flatterte

wie ein Segel. Dietrich war froh, bei dem allgemeinen Aufruhr wieder in die Arme ſeines Fauteuils zurückkehren zu können:

„Wer kommt? Wer? . . .“

Da ſtand ſie ſchon auf der Schwelle.

„Gnädige Frau . . . Mein höchſter Wunſch — Sie bei mir!“

Sie konnte nicht gleich ſprechen, ſie ging langſam auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er. „Nein, daß ich Sie ſo empfangen muß. Invalid, nicht einmal entgegen gehen, nicht einmal aufſtehen . . . Nein, daß Sie zu mir kommen . . . Es geht alſo beſſer. Mein lieber, kleiner Freund — wie hab' ich mich nach ihm geſehnt!“

„Er ſich auch nach Ihnen.“ Sanft entzog ſie ihm ihre Hände, ſetzte ſich ihm gegenüber und ſchlug den Schleier zurück: „Auch Sie ſind ſehr leidend.“

„Geweſen!“ rief er aus.

Nie, niemals hatte ihr Anblick ihn ſo bewegt in allen Herzenstiefen. Nie war ſie ihm ſo erhaben hold erſchienen, Majeſtät und Lieblichkeit in einer Geſtalt.

Brand ließ ſie nicht aus den Augen: „Aufrichtig, gnädige Frau,“ ſprach er, und ſeine Stimme zitterte, „wie ſteht's mit ihm?“

„Gut,“ antwortete ſie, „ganz gut.“

Er athmete auf, er wurde heiter und geſprächig. Er hatte viel nachgedacht in dieſen Tagen der Einſamkeit. Was denkt man nicht Alles zuſammen in zweimal vier-

undzwanzig Stunden! Seine ganze Vergangenheit war vor ihm lebendig geworden, und die leuchtende Ueberzeugung hatte ihn durchdrungen, daß er nur zu danken habe.

„Gnädig hat mein Herr und Gott ſich mir immer erwieſen, zweimal in meinem Daſein aber allgütig. An dem Tage," Brand ſenkte nachdenklich den Kopf, „an dem ich im Begriff war, ein Licht auszulöſchen, das er angefacht hatte, und er mich in ſeiner Huld davor beſchützte, den Frevel zu begehen. Ein zweites Mal, da er mich Sie, verehrte Frau, wiederfinden ließ, die ich durch eigene Thorheit verloren hatte und jetzt lieben darf — in Ihren Kindern."

Sie hatte ihm ſtill und theilnehmend zugehört, nun ſtand ſie raſch auf, ſagte ihm Lebewohl und wünſchte ihm eine recht gute Nacht.

Peter erhielt den Auftrag, einen Wagen zu nehmen und die gnädige Frau nach Hauſe zu bringen. So geſchah's, und er kam zurück mit einem Gruß von ihr, und Dietrich ging zur Ruhe und ſchlief wie ein Geſunder. Er erwachte geſtärkt, glücklich, und obwohl es regnete, war für ihn die Welt voll Sonnenſchein.

Im Laufe des Vormittags brachte ein Dienſtmann einen Brief.

„Von der Frau Majorin," ſagte Peter und überreichte ihn ängſtlich und zögernd.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Lieber gütiger Herr Rittmeiſter!

Seien Sie ſtark, machen Sie ſich auf das Trau-

rigſte gefaßt. Ihr kleiner Freund iſt todt, geſtern geſtorben, als die Kirchenglocken zum Ave läuteten. Selig entſchlafen — ich weiß jetzt, was das heißt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um es Ihnen zu ſagen, und konnte nicht, Sie haben mir zu leid gethan . . ."

Brand las nicht weiter. Das Blatt entſank ſeiner Hand. Sie war gekommen, um ihm zu ſagen: Das Kind iſt todt, und hatte es nicht vermocht; ſie wußte, wie weh es ihm thun würde, und hatte es ihm nicht ſagen können. Aus Mitleid, aus himmliſchem Erbarmen — — — Nein, das war mehr als Mitleid und Erbarmen — unendlich mehr.

Das Schädliche.

Lieber Freund!

Wir haben eine Zeitlang im öffentlichen Leben Seite an Seite gekämpft. Du wirſt mit den Waffen in der Hand ſterben; ich habe mich vom Schlachtfeld abgewandt. Es war Dir unlieb, aber Du ließeſt die Gründe, die mich dazu beſtimmten, gelten und gabſt mir recht. Thue das noch einmal, gib mir noch einmal recht. In einer ganz andern Sache.

Unlängſt hörte ich eine berühmte Schauſpielerin zu einem großen Arzte ſagen: „Sie müſſen auch manchmal Komödie ſpielen.“ Er antwortete: „Ja, aber wir ſpielen ſchlecht.“ — Recht ſchlecht, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe. Schon vor Wochen, als ich nach Wien fuhr, um meinen Arzt zu konſultiren, las ich es ihm vom Geſicht ab: Dir iſt nicht zu helfen. Und neulich, da ich ihn wieder aufſuchte und ein ſchmerzſtillendes Mittel von ihm verlangte, verrieth mir ſeine Bereitwilligkeit, mich in die Kunſt, ein Morphiniſt zu werden, einzuweihen, daß er die Gefahr einer zukünftigen Entwöhnungskur für ausgeſchloſſen hielt.

Finita la commedia. — Eine Komödie war's übrigens nicht.

Wir haben von meinen Verhältniſſen nie geſprochen, Du weißt von meinem Privatleben nicht mehr als alle Welt, das heißt: was geſchah; nicht, wie es geſchah. Ich will Dir meine Geſchichte erzählen, ich will eine Generalbeichte ablegen.

Deiner Gerechtigkeit ſicher, ſehne ich mich nach Deiner Losſprechung.

Ich bin im Jahre 1829 geboren auf unſrem Schloſſe Niedernbach.

Ich habe von meinem Vater eine eiſerne Geſundheit und eine eiſerne Willenskraft geerbt. Meiner Mutter verdanke ich den Abſcheu vor allem Unreinen, der mich ſchon im Obergymnaſium dem Spotte fünfzehnjähriger Jungen preisgab.

Sie lachten über mich und nannten mich einen heiligen Antonius, ich verachtete ſie und nannte ſie angefaultes Grünzeug.

Ich war nicht dumm, aber ich lernte ſchwer. Gott weiß, welche Mühe es mich gekoſtet hat, immer der Erſte in der Klaſſe zu ſein.

Während der acht erſten Studienjahre (mein Vater hatte mich für die ſtaatsmänniſche Laufbahn beſtimmt) wohnte ich in der Hauptſtadt unſrer Provinz bei einem Gymnaſialprofeſſor.

Er war ein guter und geſcheiter Mann, ließ ſich aber ganz beherrſchen von ſeiner hübſchen, um viele Jahre jüngern Frau. Albern und mißgünſtig, machte ſie ihm und auch mir das Leben ſchwer.

Die Weihnachts-, die Oſter- und die Ferienzeit brachte ich in Niedernbach zu, wünſchte die Stunde der Heimkehr jedes Mal mit einer Sehnſucht herbei, die mir Tage lang und Nächte lang vorher den Appetit und den Schlaf raubte, und konnte doch nirgends ſo unglücklich ſein wie zu Hauſe.

Meine Eltern führten eine traurige Ehe. Die Liebe hatte einmal wieder zwei Leute zuſammengeführt, die nicht für einander paßten. Das Lebenselement meiner Mutter war der Friede. Sie ſtrömte ihn förmlich aus. Sie hatte ſich ihn errungen nach ſchweren Leiden, durch die Kraft einer wahrhaft erhabenen Entſagung. Mein Vater beſaß eine Kämpfernatur, und während meine Mutter früh alterte, blieb er jugendlich in ſeiner ſchönen Erſcheinung, ſeinen Leidenſchaften und Neigungen bis an ſein Ende. Er ſtarb lange vor dem Eintritt ins Greiſenalter. Die Krankheit, die ihn in wenigen Tagen hinwegraffte, trat plötzlich und mit furchtbarer Heftigkeit auf. Sterbend rang er noch wie ein Held mit dem Tode und begriff erſt wenige Augenblicke vor dem letzten, daß auch er ſeinen Meiſter gefunden hatte.

Da richteten ſeine Augen ſich auf meine Mutter. Wir alle, die ſein Bett umſtanden, ſchauderten. In dieſem Blick lag ein Ausdruck von unausſprechlicher Reue und Todesangſt, ein verzweiflungsvolles Flehen, wie das eines Verdammten zum Urquell des Heils.

Meine Mutter beugte ſich über ihn und küßte ſeinen qualverzerrten Mund und ſchloß ſeine armen Augen mit ihren Lippen.

Nicht ſo ſterben! ich will nicht ſo ſterben! loderte es in mir empor.

Der Eindruck, den ich in dieſer Stunde empfing, hat ſich nie verwiſcht. Ich werde nicht ſterben wie mein Vater, ich werde ruhig hinübergehen, trotz des furchtbaren Ereigniſſes in meinem Leben, und obſchon ich eigentlich ein Mörder bin.

* * *

Ich war ſechsundzwanzig Jahre alt, als mein Vater ſtarb, und hatte mir eben auf der Univerſität in Wien den Doctorhut errungen. Mühſam, mit Anſpannung aller meiner Kräfte.

Zunächſt verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich das Trauerjahr bei meiner Mutter in Niedernbach zuzubringen habe, und nachdem es verfloſſen war, dachte ich nicht mehr daran, unſern gemeinſamen Aufenthaltsort zu verlaſſen.

Die Thätigkeit des Landwirths, die paßte mir. Freilich hieß es beim Abc anfangen, und das geſchah unter der Leitung meines alten Verwalters, eines ungelehrten, aber tüchtigen Oeconomen. Niedernbach war für ihn die Welt, und zwar die denkbar beſte, und das Intereſſe des Herrn dieſer Welt das höchſte Intereſſe überhaupt.

Die glücklichſte Zeit meines Lebens begann. Bis jetzt war Lernen für mich eine Plage, jetzt erfuhr ich, daß es ein Genuß ſein kann. Ich habe mir ihn gegönnt und wurde mit der Zeit ein Landwirth, zu dem die

Leute in die Schule gehen konnten und auch fleißig gegangen ſind.

So günſtige Verhältniſſe wie die, die damals in Niedernbach herrſchten, treffen ſich freilich ſelten.

Eine aus arbeitſamen und in der Mehrzahl braven und friedfertigen Leuten beſtehende Bevölkerung. Der Pfarrer ein Mann nach dem Geiſte des Evangeliums; der Lehrer, zu ſeinem Amte innerlichſt berufen, betrachtete die Kinder nicht nur als Schüler, ſondern auch als Zöglinge. Zum Bürgermeiſter wurde ich gewählt, und ich habe weder mir noch den Gemeinderäthen das Amt bequem gemacht. Aber Ordnung hielten wir, die ehrlichen Leute waren oben auf, und die Lumpe mußten kuſchen.

Das alles iſt heute anders geworden.

Abgeſehen von meiner amtlichen Thätigkeit führte ich tagsüber dasſelbe Leben wie mein Verwalter. Wenn es dunkel wurde, legte er ſich zu Bette, ließ drei lange Pfeifen, drei Gläſer Bier, den Unterbeamten und den Oberknecht kommen und nahm ihnen den Rapport ab.

Ich wechſelte die Kleider und ging meine Mutter begrüßen.

Nach dem Abendeſſen, das wir im Bibliothekzimmer einnahmen, begaben wir uns in die Geſellſchaft irgend eines großen Menſchen. Um ſeinen gebannten Geiſt zu beſchwören, brauchte man nur eines ſeiner Werke aufzuſchlagen. Sogleich offenbarte er ſich, ließ uns in ſein Herz blicken, enthüllte uns ſeine tiefſten Gedanken.

Schöne, allzu raſch entſchwundene Abende, die wir

ſo zubrachten, zu dreien. Die Tage wieder kürzte mir viel zu knapp die gewaltige Zeitvertreiberin Arbeit. Und wenn einem die Tage zu ſchnell vergehen, wie erſt die Jahre!

Ihrer fünf des ungetrübten Glückes rannen dahin, dann begann meine Mutter zu kränkeln. „Der Anfang vom Ende, das aber noch länger auf ſich warten laſſen kann, als der Leidenden zu wünſchen iſt," ſagten die Aerzte. Ich verfluchte ihre Weisheit, und in Zeiten, in denen das Uebel ſtillſtand, hoffte ich immer wieder gegen alle Wahrſcheinlichkeit und alle Vernunft auf Heilung.

Während einer ſolchen Ruhepauſe meiner Sorgen legte ich den Grund zum Unglück meines Lebens. Ich verliebte und verlobte mich.

In unſerer Nachbarſchaft hatte ſich ein Herr von C., ein ehemaliger Großinduſtrieller, mit ſeiner Familie angeſiedelt. Er war ein Mann von Geiſt, Talent und ſtrengſter Redlichkeit. Ein geborener Oeſterreicher, der aber viele Jahre in England zugebracht, dort ein anſehnliches Vermögen erworben und eine Familie gegründet hatte. Mit ſeiner ſtattlichen, einem alten ſchottiſchen Adelsgeſchlechte entſtammten Frau führte er die beſte Ehe. Er war ſtolz auf ſeine Lady, und ſie liebte ihren munteren, immer gut gelaunten „Sir James" noch viel heißer, als ſie ſelbſt paſſend fand für ihre zweiundvierzig Jahre. Sie hatten drei Töchter, drei Schönheiten. Die älteſte und die jüngſte waren blond wie die Mutter, die mittlere ſah dem Vater ähnlich. Was man ſo ähnlich ſehen

nennt. Auch ſie hatte braune Haare und einen olivenfarbigen Teint und große, tiefblaue Augen. Aber — ihn könnte ich deutlich beſchreiben, ſie zu beſchreiben, wäre ſogar einem Dichter unmöglich geweſen. Sie war das verkörperte Geheimniß, ein wunderbares, lockendes Räthſel. Ich habe nie wieder Augen geſehen, die ſo inbrünſtig beſchwören, ſo demüthig flehen und ſo ſchrecklich drohen konnten, nie eine Stimme gehört von ſo beſtrickendem Wohllaut, ſolchem Reichthum an Tönen für jeden Ausdruck der Zärtlichkeit und ſo herbem Klang für den Haß.

Das heißt — doch! Einmal lebte das alles wieder vor mir auf mit grauenhafter Treue.

* * *

Ich habe Edith geliebt, vom erſten Augenblick an. Ihre Schönheit blendete, ihre Anmuth bezauberte mich. Sie war die ſchönſte unter den Schweſtern, die begabteſte und doch — das zurückgeſetzte Kind. In jeder Kleinigkeit, in jedem Blick, den ihre Eltern auf ſie richteten, dem Ton, in dem ſie zu ihr ſprachen, ſie anſahen, verrieth ſich's: An der hatten ſie keine Freude.

Und ſie ſchien ein trotziges Gefallen an dem Unterſchied zu finden, der zwiſchen ihr und ihren Schweſtern gemacht wurde. Sie klagte nie darüber, verſäumte aber auch nie eine Gelegenheit, ihr Aſchenbrödelthum recht ins Licht zu ſetzen. Das vor allem hätte mich warnen ſollen, aber — ich war ja verliebt, mehr als verliebt; ich dreißigjähriger Mann liebte zum erſten Mal und ſo

blind und heiß wie ein Jüngling. Selbſtverſtändlich wurde meine Mutter meine Vertraute. Sie hatte einen harten Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen gehabt, bevor ſie ſich entſchloß, Edith zu ſehen.

„Die Tochter eines Großinduſtriellen und viel zu reich für Dich,“ ſagte ſie. „Gibt's denn kein armes, ſchönes Prinzeßchen auf irgend einem verwunſchenen Schloſſe mehr?“

Ihre Standesvorurtheile und ihr Stolz ſchwiegen erſt, als ſie den Ernſt und die Tiefe meiner Leidenſchaft erkannte.

Frau von C. hielt gute Nachbarſchaft. Sie beſuchte meine Mutter, die damals ſchon den Umkreis des Hauſes nicht mehr überſchritt, ſehr oft und war immer willkommen. Von ihren Töchtern hatte ſie ſich trotz wiederholter Aufforderungen noch nie begleiten laſſen, und das wurde ſehr recht und ſehr feinfühlig gefunden von meiner Mutter. Ich mußte lange warten und lange bitten, bis endlich eine ſo dringende Einladung von ihr an alle Damen C. erging, daß ſie nicht mehr ignorirt werden konnte.

Den Brief, der ſie enthielt, überbrachte ich ſelbſt. Am 12. Juli 1853 war's. Das Datum bleibt mir unvergeßlich.

Die Familie, regelmäßig bis zur Pedanterie in ihrer Lebensweiſe, brachte zur Sommerszeit die Vormittage im Maleratelier zu, daß ſich C. in einem Saale des Halbſtocks eingerichtet hatte. Ein ſchöner, mit großem Luxus decorirter Raum.

Seiner Begabung nach war C. ein Kaufmann im großen Stil, seiner Neigung nach ein Kleinmaler von peinlichem Bienenfleiß und, wie er offenherzig eingestand, voll Ehrgeiz. Die Bilder, die er auf die Ausstellungen schickte, wurden fast immer angenommen und sogar verkauft. Darüber konnte er sich freuen wie ein Kind, und die paar hundert Mark, mit denen er für Monate lange Arbeit bezahlt wurde, und die er sogleich verschenkte, machten ihn glücklich.

Seine Töchter malten auch. Die blonden — habe ich schon gesagt, daß sie Maud und Ethel hießen? — mit vielem Eifer und wenig Talent, Edith mit großem Talent und ohne Eifer. Sie brachte es nie über einen mehr oder minder flüchtigen Entwurf hinaus. Aber ein solcher Entwurf, an den sie einige Stunden gewendet hatte, war mehr werth, als die besten Bilder ihres Vaters zusammengenommen. Nicht etwa nach meiner parteiischen Meinung, sondern nach der der Künstler, die Herr von C. als gefeierte Gäste in sein Haus zog. Er selbst und seine Frau waren in dem Punkt mit Blindheit geschlagen.

„Sehen Sie doch unsre Maud, unsre Ethel, dieser Ernst! Sie haben das Genie des Fleißes. Edith spielt nur.“ — Es hieß überhaupt nur: Unsre Maud, unsre kleine Ethel und — Edith kurzweg. Das besitzanzeigende Fürwort blieb weg, wenn sie von ihr sprachen. Ich aber dachte im stillen: Je weniger die Eure, um so mehr die Meine.

An jenem Vormittag, an dem ich als Bote meiner Mutter zu den Nachbarn hinüberritt, fand ich Edith allein im Atelier. Ihre Eltern und ihre Schweſtern waren in das „Koſtümzimmer“ gegangen, dem Auspacken einer längſt ſehnlich erwarteten Sendung alter Trachten vorzuſtehen. Edith machte ſich ein wenig luſtig über die „Anregungen“ zu neuen Kunſtwerken, die aus dieſem Moder ſteigen würden, und ich ſegnete im Stillen ſeine Ankunft, der ich das erſte Alleinſein mit der Vielgeliebten verdankte.

Sie ſaß am großen Atelierfenſter im vollen Tageslicht und war ſchön.

Ihr Anzug, ein hellgraues Kleid aus leichtem, weichem Stoff, mit einem einfachen Gürtel um den Leib, erinnerte an die Tunica der römiſchen Frauen. Sie hatte ihren rechten Fuß auf einen Schemel geſtützt. Auf ihrem erhobenen Knie lag ein Zeichenbuch, in dem ſie herumkritzelte in gewohnter nachläſſiger Art. Bei meinem Eintreten war ſie flammend roth geworden, hatte ſich aber in ihrer Beſchäftigung nicht unterbrechen laſſen.

„Darf man fragen, was da gezeichnet wird?“ ſagte ich.

Edith überlegte eine kleine Weile und — reichte mir das Buch.

Ich mußte laut lachen. Sie hatte eine Carricatur von mir gemacht, eine geniale. Zum Aufſchreien ähnlich meine große Naſe, mein großer Mund, mein dicker Schnurrbart. Bei längerem Betrachten dieſes durchaus nicht ge-

ſchmeichelten Ebenbildes fiel mir aber der widerwärtige Ausdruck auf, den ſie mir gegeben hatte, und ich fragte: „Komm' ich Ihnen wirklich ſo boshaft vor, wie Sie mich da verewigt haben?"

Sie antwortete ausweichend: „Daß Sie ſehr bös werden könnten, das, ja, das glaub' ich."

„Alſo doch nicht boshaft, nur bös, und bin's noch nicht, ſollt's erſt werden."

„Es bleibt nicht aus, alle Menſchen ſind bös, wenigſtens gegen mich," ſagte ſie in dem unbefangenen und kühlen Ton, in dem man eine im Grund gleichgültige Thatſache beſtätigt.

Ich fand das kindiſch, und ſie fragte:

„Warum denn kindiſch? Wenn ich Ihnen ſage, es iſt nie Jemand durch lange Zeit gut gegen mich geweſen, können Sie mir das Gegentheil beweiſen?"

„Gewiß nicht, mir iſt auch das Unbegreifliche wahr, ſobald Sie es behaupten," erwiderte ich.

Und ſie — ja, ſo ausführlich, wie ich da angefangen habe, kann ich nicht fortfahren. Wenn ich mich noch ſo ſehr bemühen würde, mir jede Einzelheit unſres Geſprächs zurückzurufen, es wäre vergeblich. Todt, todt. Auch Erinnerungen ſterben, gottlob!

Nur einige Worte der — am Ende meines Lebens ſtehend, ſage ich: — armen Edith und die Art, in der ſie geäußert wurden, und die mich bezauberte, ſind mir unvergeßlich geblieben.

Sie war nie geliebt worden, ſie ſtand allein mitten

unter den Ihren, und es konnte nicht anders ſein, ihr „unglücklicher Charakter“ verſchloß ihr die Herzen auch der „beſten und liebreichſten Menſchen“. Ich natürlich wünſchte zu wiſſen, wie der „unglückliche Charakter“ ſich bethätige. Da erhob ſie den Kopf und richtete ihre Augen auf mich. Um ihren roſigen Kindermund ſpielte ein um Verzeihung bittendes Lächeln.

„Nun,“ ſagte ſie, „durch Verleumdung zum Beiſpiel, durch eine mit dem Bleiſtift verübte Verleumdung.“

Ich hatte Mühe, nicht aufzuſpringen, nicht ihre Hände zu faſſen, nicht zu ſprechen: „Böſes Kind, werden Sie meine liebe Frau. Ich nehm's auf mit Ihrem unglücklichen Charakter.“

Aber ich beherrſchte mich, ſetzte das Verhör fort und kam zur Ueberzeugung, daß ich ein Opfer der Familie vor mir habe, eines der vielen jungen Weſen, deren Seelenregiſter, nach einem andern Grundton geſtimmt, als der ihrer Umgebung, die verkörperte Diſſonanz bilden im Kreis der Angehörigen.

Eine Frage ſtellte ich noch, es ſollte die letzte ſein: „Sie ſind alſo nicht geliebt worden; haben Sie auch nie geliebt?“

Ohne Zögern, mit immer gleicher Einfachheit antwortete ſie: Doch, ſie hätte ſich's wenigſtens eingebildet. Sie war damals ſiebzehn Jahre alt, er vierundzwanzig. Sie wußte heute noch nicht, was ihr mehr gefallen hatte an ihm, das Böſe oder das Gute: ſein Leichtſinn, ſeine Verſchwendungsſucht, ſein tollkühnes Spielen mit der

Gefahr. Sie hatten einander nur in Gesellschaft getroffen und dennoch — wie leicht verständigen sich zwei junge Narren! — Schwüre ewiger Liebe getauscht. Er nannte sie Julia, und sie nannte ihn Romeo — ihre Eltern nannten ihn einen Abenteurer. Mit ihrer Einwilligung hätte sie seine Frau nicht werden können, so forderte er ihr das Versprechen ab, mit ihm zu entfliehen. Sie gab es; sie gab ihm auch den einzigen Schmuckgegenstand, den sie besaß, einen kleinen Ring, einen schmalen Reifen mit einem Rubin.

Kurz vor dem zur Entführung bestimmten Tag beging Romeo eine Unbesonnenheit, das heißt etwas, das dafür gelten sollte. Er schrieb einen Brief an Julia, den sie nie gelesen hat, der in die Hände der Mutter kam. Selbstverständlich bei den klösterlichen Einrichtungen im C.'schen Hause.

Eine Zeit hindurch wurde Edith mit besonderer Kälte behandelt und erfuhr erst nach langem Ringen und Bangen in den Qualen der Ungewißheit, daß ihre Eltern den unvorsichtigen Briefschreiber zu einer Besprechung eingeladen und ihn bewogen hatten, vom Schauplatz zurückzutreten, sehr weit, bis nach Canada. Der Ring war dageblieben und ein kostbares Ding geworden. Nur um hohen Preis hatte der Liebende sich von ihm getrennt. Die Summe, die Romeo dafür forderte, betrug ungefähr so viel wie seine Schulden.

Eine klägliche Liebesgeschichte, die einen entsetzlichen Eindruck auf ein siebzehnjähriges Herz gemacht haben mußte.

So ſchwer hat das Leben ſchon an dir geſündigt, du armes Kind. Das Herz wollte mir übergehen, das entſcheidende Wort drängte ſich auf meine Lippen.

Edith machte eine flehend abwehrende Gebärde, faltete die Hände auf ihrem Schoß und lehnte den Kopf zurück. Ein ſeltſamer Blick aus ihren halb geſchloſſenen Augen, hülflos, troſtlos, ſtreifte mich.

Im Nebenzimmer wurden Schritte und Stimmen laut.

„Die Eltern kommen. Wollen Sie ihnen eine große Freude machen?“ ſprach Edith. „Werben Sie um Maud.“

Ich machte ihnen dieſe Freude nicht, ich übergab Frau von C. den Brief meiner Mutter, und die Antwort darauf lautete: „Ich werde die Ehre haben, morgen, Mittags um zwölf Uhr, der Frau Gräfin meine Töchter vorzuſtellen.“

* * *

Am nächſten Morgen ging ich wie gewöhnlich an mein Tagwerk. Ich hatte auf einem ziemlich entlegenen Hofe zu thun. Anfangs war ich ruhig und voll Zuverſicht. Als die Stunde herankam, in der Edith die Schwelle meines Hauſes überſchreiten und zum erſten Mal vor meine Mutter treten ſollte, wurde ich von einer unbeſchreiblichen Unruhe erfaßt. Es klopfte und hämmerte in allen meinen Adern, ich ſprach und wußte nicht, was, und gab einen verkehrten Befehl nach dem andern. Die Leute ſahen mich ängſtlich und verwundert an. Ich

hielt's nicht mehr aus, ich ließ mein Pferd vorführen und jagte heim.

Eine furchtbare Hitze herrſchte an dem Tag, die Sonne brannte herunter, als ob ſie Alles in Flammen ſetzen wollte.

Schweißbedeckt, wie ich war, geſtiefelt und geſpornt trat ich ins Zimmer meiner Mutter. Sie lag auf ihrem Ruhebett, leichenblaß und erſchöpft, ein Bild des Leidens. So hatte ich ſie nie geſehen, ſo mußte ich ſie überraſchen. Vor mir überwand ſie ſich, ihr edles, geliebtes Geſicht zeigte ſich mir nie anders als beſeelt vom Ausdruck ſanfter Heiterkeit. In dieſem Augenblick aber waren ihre Schmerzen ſtärker geweſen als ſie.

Als ſie mich erblickte, machte ſie einen verunglückten Verſuch, ſich aufzurichten, fiel in ihre Kiſſen zurück und ſtreckte mir ſtumm die Hand entgegen.

„Der Beſuch hat Dich ermüdet," ſagte ich. „Sind ſie zu lange geblieben?"

„Ganz kurz."

„Nun, Mutter, wie findeſt Du Fräulein Edith?"

Sie ſah mich beſtürzt an, als hätte ſie ein böſes Gewiſſen.

„Mutter, wie findeſt Du ſie?"

„Unheimlich. Lieber Franz, nur die nicht!"

Das war der erſte Eindruck.

Meine Mutter würde aber nicht die hochherzige und gerechte Frau geweſen ſein, die ſie war, wenn ſie ſich ſeiner Macht unterworfen hätte. Sie hat ehrlich ge=

trachtet, ihrer Herr zu werden, und oft wiederholt, daß es ihr unmöglich wäre, den Grund des Widerſtrebens zu nennen, das ihr Edith bei der erſten Begegnung eingeflößt hatte. Später ſcherzte ſie ſelbſt darüber: „Wer weiß, vielleicht war's Eiferſucht auf meinen Einzigen, vielleicht auch regte ſich beim Anblick ſeiner Erkorenen die berüchtigte Schwiegermutter in mir.“

Edith verſtand allmählich ihre ganze Liebe zu gewinnen. Um ſo ſicherer, als ſie ſich weniger darum bewarb, immer den letzten Platz einnahm, immer zurücktrat hinter ihren Schweſtern. Sie that das unauffällig, ſcheinbar abſichtslos, als ob es das Natürliche wäre und nicht anders ſein könnte. Ich hatte noch kein Liebeswort mit ihr getauſcht, ſie nicht wieder allein geſprochen ſeit unſrem Zuſammentreffen im Atelier und war doch im Stillen ihrer Zuneigung gewiß.

Nicht ängſtlich, ſelig war mir zu Muthe, als ich eines ſchönen Tages um ſie werben ging bei ihren Eltern. Ich wurde ins Schreibzimmer C.'s geführt und fand dort das Ehepaar. Sie hielt eine Arbeit, er ein Buch in der Hand, aus dem er ihr vorlas. Vorleſen war auch eine ſeiner Liebhabereien, und eine der ihren war Zuhören.

Die beiden Leute boten ein friedliches Bild, und ich meinte einen Blick in die Zukunft zu thun, und dachte mir: Ein Menſchenalter, und wir ſitzen ebenſo ſtill vergnügt und glücklich bei einander, Edith und ich.

Bevor ich ein Wort ſagte, wußten ſie natürlich ſchon, was mich zu ihnen führte.

Frau von C. ſenkte den Kopf. Ihr Profil war mir zugewandt; ich ſah, daß ihr feiner Naſenflügel bebte, und daß ſich über ihre Wange ein heller Streifen zog. Blonde, hochgefärbte Menſchen erbleichen ſo. C. hielt ſich gerade wie gewöhnlich und hatte die Arme auf die Seitenlehnen ſeines Seſſels geſtützt. Die Finger ſeiner herabhängenden Hände, die ſich aus ſeinem ſchneeweißen Anzug braun wie die eines Indiers herausſtreckten, zuckten, auf ſeinem treuherzigen, glatt raſirten Geſichte dunkelte ein Schatten von Verlegenheit.

Als ich ausgeredet hatte, was bald der Fall war, trat tiefes, unangenehmes Schweigen ein.

Dann ſagte C.: „Sie ſind uns ein ſehr willkommener Schwiegerſohn.“

„Sehr willkommen,“ beſtätigte ſeine Frau, und ihre noch ſchlanke und impoſante Geſtalt emporrichtend, ſetzte ſie hinzu: „Was Edith betrifft, ihres Jaworts können Sie gewiß ſein.“ Das beſtätigte wieder er, und das ging ſo fort. Sie ſprachen abwechſelnd, und was ſie ſagten, entſprang einer und derſelben Ueberzeugung. Sie hatten zuſammen nur eine Seele, einen Verſtand, ein Urtheil. Solche Eltern ſind ſchlechte Erzieher; ſtatt der vier Augen, die ſie brauchen, haben ſie nur zwei.

Als die Ehrenmenſchen, die ſie waren, theilten ſie mir das große Ereigniß im Leben Edith's, die geplante Flucht, mit, und daß ſie ſich darüber nie würden tröſten können. Sie legten das beſchämendſte Geſtändniß ab, das Eltern thun können: „Wir haben nicht gewußt, das

Vertrauen dieſer Tochter zu gewinnen. (Traurig für euch, dachte ich, mir ward es geſchenkt.) Sie iſt eben anders als ihre Schweſtern, die durch einen Wink zu leiten waren. Bei ihr hieß es biegen oder brechen. Das Kind verſchloſſen und eigenwillig, wir ſtreng bis zur Härte ihr gegenüber, weil wir das als unſere Pflicht anſahen. So hat ſich allmählich eine Eiswand zwiſchen uns aufgerichtet. Edith liebt uns nicht, aber wir glauben, nein, wir ſind überzeugt und danken Gott dafür, ſie liebt Sie, ihr ſelbſt unbewußt verräth ſie's, und einmal iſt es uns gegönnt, ihr ins Herz zu blicken. Das erſte Wunder, das die Liebe an ihr thut. Wer weiß, vielleicht nicht das letzte, vielleicht gewinnen wir an Edith eine Tochter, indem wir ſie Ihnen zur Frau geben."

Sie wurde gerufen. Ein Blick auf ihre Eltern, auf mich, und ſie blieb neben der Thür ſtehen, ſie ſuchte mit beiden Händen eine Stütze an der Wand.

Ich war mir während der Unterredung mit Herrn und Frau von C. wie eingefroren vorgekommen. Als ich Edith ſo bewegt daſtehen ſah, übermannte mich mein Gefühl. Ich ging auf ſie zu, ich wollte reden, ich konnte nicht; ich öffnete die Arme, und ſie ſtürzte hinein.

Sie ſprach zuerſt: „Iſt's wahr? Iſt's möglich, mich? nicht Maud, nicht Ethel — mich!"

* * *

Nun kamen Tage, deren ich mit Stolz und Wonne gedächte, wenn ſie den Eingang bilden würden zu einem ſchönen Leben. Jetzt aber eile ich über die Erinnerung

an das Glück hinweg, das wie ein Giftpilz raſch empor=ſchoß und raſch verdorrte.

Edith's Eltern und meine Mutter ſagten: „Ihr kennt Euch kaum," und ſie drangen darauf, daß unſer Brautſtand lange dauere. Mir konnte die Zeit des Hangens und Bangens nicht raſch genug verfliegen, ich wollte ſie kurz haben und ſetzte meinen Willen durch. Wir heiratheten, wir reiſten, kehrten heim. Ein Kind, ein Mädchen, kam zur Welt und erhielt in der Taufe den Namen meiner Mutter, Eleonore.

An dem Verhältniß zwiſchen Edith und mir hatte ein Jahr der Ehe nichts verändert. Wonach Edith ſich geſehnt, ſeitdem ſie dachte, grenzenloſe Liebe, einen Menſchen, deſſen Abgott ſie war, der ſie thöricht verzog, ſie beſaß es nun. Mit aller Kraft ihres mächtigen Weſens hielt ſie ihr Eigenthum feſt, wachte mit eiferſüchtigem Geiz über jede Regung meines Herzens. Das Geſetz der Geſetze lautete bei ihr: Du ſollſt mich, deine Frau, lieben, mich allein. Freilich gab auch ſie ſich ganz, und ſie war ein reiches Geſchöpf. Ich bin nie wieder einem Weibe von ſo viel Geiſt und Verſtand, von ſo unerſchöpflicher Einbildungskraft begegnet. Dazu ihr großes Talent, das hingereicht hätte, zwanzig „ewig Strebenden" einen Lebens=inhalt zu ſchaffen, und mit dem ſie ſpielte, das ſie ver=wüſtete. Bat ich einmal: „Führe dieſe Skizze aus, ſie gäbe ein hübſches Bild," da hieß es: „Willſt Du mich los ſein? Soll ich einen halben Tag an die Staffelei angenagelt bleiben?" Und wenn ich meinte: „Schade

um Dein Talent," war ihre Antwort: „Ich will kein Talent haben und ausbilden, als das, Dich anzubeten."

Aus der Mappe verſchwand die Skizze, die ich gelobt hatte, und ich fand an einem der nächſten Tage ein Stück von ihr neben meinem Papierkorb recht abſichtlich hingelegt.

Noch vor meiner Verheirathung hatte ſich meine Mutter auf ein kleines Gut, das ihr Eigenthum war und unfern von Niederndbach lag, zurückziehen wollen. Ich gab es nicht zu. Sie mußte bei uns bleiben, das Schloß war groß genug, um zwei von einander unabhängige Haushaltungen zu beherbergen. — „Wir werden uns vertragen," meinte ich und behielt recht. Wir vertrugen uns. Meiner Frau wurde kein Grund gegeben, das landläufige oder, mit einem andern Wort für dieſelbe Sache, das ordinäre Vorurtheil gegen die Schwiegermutter zu theilen. Die ihre hat auch nicht den Schatten eines Anſpruchs an ſie erhoben und die geringſte, ſelbſtverſtändliche Rückſicht immer dankbar und faſt als Gnade empfunden. Seitdem ſie ſich in ihrer frommen Menſchenunkenntniß einbildete, Edith kennen gelernt zu haben, hatte ſie nur Lob und Liebe für „ihre Tochter".

Die Liebe fand keine Gegenliebe; das Lob zu erwidern, nahm Frau von C. auf ſich. Sie ſprach es oft mit feierlicher Ueberzeugung aus, wenn ſie zu uns herüberkam aus den Zimmern meiner Mutter. Dabei blickte ſie Edith feſt und ſtreng in die Augen und pries ſie glücklich, in der Nähe einer ſolchen Frau leben, ſich erbauen zu dürfen an dieſem Vorbild der heldenmüthigen

Geduld im Leiden, der Güte gegen die Menſchen und der Ergebung in den Willen Gottes.

Dieſe herausfordernde Bewunderung hat böſe Früchte getragen. Sie hat mitgeholfen, das traurige Wunder zu vollbringen, daß eine Frau, der ſelbſt die Fernſtehenden, die Stumpfſten Verehrung und Liebe zollten, nicht vermochte, dem Weſen, das ihr nach mir das theuerſte war, die kleinſte herzliche Regung abzugewinnen. Sie ſuchte ſich und mich darüber zu täuſchen, ſie behauptete, Edith gehöre zu den jungen Geſchöpfen, die ſich ſchämen, eine warme Empfindung zu zeigen: „Und das ſind die Beſten, die Stärkſten," ſagte ſie. „Wie ſie iſt, ſo iſt ſie mir recht. Eine Schwiegertochter, die mich mit Aufmerkſamkeiten verfolgt, würde mir läſtig! Ich bliebe ewig in ihrer Schuld, ich alte, an mein Ruhebett gefeſſelte Maſchine, und käm' aus den Gewiſſensqualen nicht heraus."

Ich aber dachte bei mir: Warte nur, Mutter, deine Güte wird die Gleichgültigkeit Edith's beſiegen, und dann wirſt du ſehen, wie wohl es thut, von einem Sohn und von einer Tochter geliebt zu werden.

In dieſer Hoffnung wurde ich betrogen.

Ich kam eines Vormittags früher als gewöhnlich nach Hauſe. Wir hatten Ethel zu Tiſche. Als ich ins Speiſezimmer trat, hörte ich unſern Gaſt im Salon nebenan lachen und zugleich ſchelten: „Pfui, Edith, das iſt abſcheulich." Darauf ein unterdrücktes Gewimmer und wieder Lachen und Schelten. Ich öffnete die Thür und ſah Edith auf dem Canapee ausgeſtreckt liegen.

Ihr Spitzentaſchentuch hatte ſie wie eine Haube auf den Kopf geſtülpt, das Geſicht in Falten gezogen und äffte das Gebahren meiner Mutter nach in einer ihrer ſchweren Leidensſtunden.

Meine Fäuſte ballten ſich: „Bravo, Comödiantin!“ rief ich aus, ſtürzte auf ſie zu und faßte ſie hart an beiden Schultern. Die Todesangſt, in die Ethel gerieth, brachte mich zu mir. Sie war auf die Kniee geſtürzt und ſchrie: „Verzeih, verzeih ihr, es war nicht bös gemeint.“

Edith hatte nicht gezuckt unter meiner grauſamen Berührung: „Ich haſſe Deine Mutter,“ ſagte ſie langſam und ließ auf jedem Wort die Stimme ruhen und biß die blanken Zähne zuſammen. „Ich haſſe ſie, weil Du ſie mehr liebſt als mich. Ich hab's immer gefürchtet, jetzt weiß ich's.“

* * *

Bis hierher bin ich neulich gekommen. Dann wollte ich überleſen, was ich aufgeſchrieben habe. Aber das darf ich nicht, ſonſt lege ich die Feder weg. Sie iſt in meiner Hand ein ſchwaches Werkzeug, und was ſie ſchildert, bleibt gar zu weit hinter der Wirklichkeit zurück. Dieſe Aufzeichnungen erwecken kaum einen ſchwachen Begriff von dem Weſen Edith's, von der Kraft ihrer Leidenſchaft, von der Lieblichkeit ihrer Hingebung, von der Anmuth, die ihr treu geblieben iſt, durch Irrthum und Sünde bis in die Verworfenheit.

Arme Edith! Wer weiß, wenn meine Liebe zu ihr die Stärke der ihren zu mir gehabt hätte, ebenſo ausſchließend, rückſichtslos, unbedingt geweſen wäre, vielleicht würde ich ſie doch gerettet haben, die arme Edith, — und dann auch die Andere . . .

Vielleicht — das iſt ein Wort! Ich muß es ſtreichen aus meinem Vocabularium. Ich darf nicht denken: vielleicht, ſonſt iſt mir eins gewiß — der Wahnſinn.

Nach der Rückkehr von unſrer Hochzeitsreiſe hatte ich meine landwirthſchaftliche Thätigkeit wieder aufgenommen. Sechs Wochen nach der Geburt des Kindes war Edith ſchon an meiner Seite geweſen: „Nimm mich mit und kümmere Dich nicht um mich, ich werde Dir nie läſtig werden.“ Sie hielt Wort, ſie wurde mir nie läſtig, im Gegentheil, ſie machte ſich nützlich durch ihr Intereſſe an der Sache, ihren ſcharfen Blick, ihr richtiges Urtheil über die Menſchen. Wir ritten oder fuhren zuſammen aus und kamen zuſammen nach Hauſe. Ihr war kein Weg zu weit, keine Beſchäftigung zu gering, wenn ſie nur bei mir ſein konnte.

Mit dem Kind gab ſie ſich wenig ab. Ich machte ihr Vorwürfe darüber; es war am ſelben Tag, an dem ſie meine Mutter verſpottet hatte. „Wenn es Dir ähnlich ſähe, würde ich's lieben. Aber das bin ja ich, das iſt noch einmal die unglückſelige Edith,“ erwiderte ſie. „Aus der Art geſchlagen, ſagten die Eltern. Unfähig, das Ehrwürdige zu verehren, ſagſt Du!“

Weinend, außer ſich ſtürzte ſie in meine Arme.

„Lehr' mich's, lehr' mich gut ſein, hab' grenzenloſes Erbarmen! Hab' mehr Liebe zu mir als Abſcheu vor meinen Fehlern."

Der Winter kam; C.'s reiſten mit Ethel nach dem Süden und ließen Maud, die meiner Mutter eine wahrhaft kindliche Zuneigung entgegentrug, bei ihr zurück. Edith und ich ſollten den Faſching in Wien zubringen, und täglich mahnte meine Mutter: „Geht, Kinder, geht. Eure kleine Lore bleibt in guter Hut. Ihr habt Euch etwas Zerſtreuung wohl verdient, genießt ſie." Maud ſtimmte bei, Edith verhielt ſich paſſiv.

Ich weiß nun ſchon lange, meine Mutter wollte mich forthaben, ich ſollte nicht Zeuge ſein ihres letzten Martyriums, dem ſie ſich nahe fühlte. Und gerade um dieſe Zeit ſchien ſie mir auffallend wohler, und meine Zuverſicht wurde durch die des Arztes erhöht.

Wir nahmen Abſchied — wir. Ich ging nie mehr allein zu ihr hinüber, um nicht mit der Frage empfangen zu werden: „Wo iſt Edith?" Sie gab ſich Rechenſchaft von der Eiferſucht, die ſie erregte, ſo ſehr Edith auch beſtrebt war, ſie vor ihr zu verbergen. Meine Mutter ſah Alles in zu ſchönem Licht, und was ſie in ſchönem Licht durchaus nicht ſehen konnte, dafür fand ſie eine Entſchuldigung; aber — ſie ſah.

Sie hatte Toilette gemacht zu dieſem unvergeßlichen Abſchied. Man hätte ſie für geſund halten können an dem Vormittag; auf ihren Wangen ſchimmerte ein Anflug von Farbe, ihre Augen glänzten. Wie ein lichter Engel

ſtand Maud neben ihrem Ruhebett. Sie iſt gut verſorgt, dachte ich, und dennoch überfiel mich's: Du ſollteſt nicht fort von ihr. Aber ich verſcheuchte die weichmüthige Empfindung, ſcherzte über die elegante Haube meiner Mutter und über das Spitzenkleid, in das ſie ſich geworfen hatte, und ſie ſcherzte mit:

„Ich habe auch meine Eitelkeit, ich will Euch in angenehmer Erinnerung bleiben.“

Sie küßte Edith und dann mich auf die Stirn, gar gerecht theilte ſie die Zeichen ihrer Zärtlichkeit zwiſchen uns.

Edith wandte ſich. Ich aber ſchloß meine geliebte Mutter noch einmal an mein Herz und preßte meine Lippen auf ihren viel zu früh weiß gewordenen Scheitel und fühlte das Beben ihrer armen, wunden Bruſt an der meinen. „Du leideſt, Mutter,“ ſagte ich. Sie ſchüttelte den Kopf, ſie lächelte.

„Sei ganz ruhig, ich verſpreche Dir, wenn es gegen allen Anſchein Ernſt werden ſollte, rufe ich Dich.“

* * *

Wir ſtürzten uns kopfüber in die Weltfreuden. Es ging, wie's immer geht beim Auftauchen einer neuen, die Aufmerkſamkeit erregenden Erſcheinung. Das Cliquenunweſen, das jetzt in der Wiener Geſellſchaft herrſcht, begann ſchon damals ſich auszubilden. Viele kleine, ſtreng abgeſchloſſene Kreiſe in dem großen Kreis mit den ver-

ſchwimmenden Conturen. Es gibt keine beſtimmbaren Grenzen zwiſchen Denen, die zur Geſellſchaft gehören, und Denen, die ſich zu ihr zählen und von außerhalb Stehenden zu ihr gezählt werden. Aus den kleinen Kreiſen gucken ſie hinüber, herüber, mißtrauen, läſtern, ziehen ſich zurück in ihren Bau, aber mit einer Beute, irgend einem Klatſch, irgend einer lächerlichen Erfindung. Sie rollt, vergrößert ſich, wird durch die Leichtgläubigkeit erhärtet, eine ſteinerne Legende, an der ſich kein Jota ändern läßt.

Von Edith wußte man ſchon nach den erſten Tagen, daß ſie eine Creolin, die einzige Tochter eines unermeßlich reichen Pflanzers auf Barbados war. Ihr grauſamer Vater hatte ſie gezwungen, zuzuſehen, wenn er unbotmäßige Sklaven todtpeitſchen ließ. In ihrer Heimath nannte man ſie die Perle der Antillen.

Dieſen Unſinn, der mich ärgerte, fand Edith ergötzlich. „Jetzt brauch' ich mich nicht erſt intereſſant zu machen, ich bin's," meinte ſie. Die ſcharfen, eindringenden Pfeile ihres Spottes ſchwirrten, die Witzworte, die ſie ſagte, bekamen Flügel, die Carricaturen, die ſie zeichnete, hatten einen ganz außerordentlichen Erfolg. Man buhlte um die Ehre, in der Sammlung Edith's zu figuriren. Was die Stellung einer jeden Andern untergraben hätte, befeſtigte die ihre. Das alles ſchmeichelte mir und verdroß mich zugleich. „Dir iſt nichts heilig," ſprach ich einmal zu ihr, und ſie zuckte die Achſeln. „Weil ich nichts Heiliges finden kann auf dieſer unheiligen Erde." Empört fuhr ich auf: „Edith!" Da ſchmiegte ſie ſich ſchon an

mich, demüthig und flehend, die Vielgefeierte. „Verzeih Deinem armen, albernen Kinde, glaub' ihm nicht. Unſre Liebe iſt mir heilig."

Die Geſellſchaftsmenſchen nannte ſie dumme Avaren, die ſich hinter ihre Ringwälle verkriechen und von dort aus die Welt beurtheilen. Aber einen Ringwall nach dem andern zu erobern, im Triumph in jeden einzuziehen, das unternahm ſie, und das gelang ihr. Es konnte nicht anders ſein. Nie hat Jemand, den zu gewinnen ſie ſich bemühte, ihr widerſtanden. Sie bezauberte die Männer und gewann die Frauen. Ich habe die Zäheſten, die Unüberwindlichſten, die Vorurtheilsvollſten klein beigeben geſehen, wenn ſie ſich herbeiließ zum Kampf mit ihnen. Ihr Verſtand beſaß im höchſten Grad, was man beim Auge das Accommodationsvermögen nennt. Sie ſtellte jeden in die rechte Sehweite und ſich neben ihn in ſeinen Geſichtskreis und war geſcheit mit den Klugen, ernſt mit den Ernſten, frivol mit den Oberflächlichen.

Bald gab es kein Feſt ohne ſie, und ſie gehörte zu den gefeiertſten Frauen in der „großen Welt". Wenn wir vom Schauplatz eines ihrer Siege nach Hauſe fuhren, legte ſie die Arme um meinen Hals und den Kopf auf meine Schulter und fragte: „Haſt Du mich wieder recht lieb, weil ich den Andern ſo gut gefalle?" Jede Huldigung, die ihr dargebracht wurde, heimſte ſie ein mit Entzücken, um ſich ihrer vor mir rühmen zu können.

Den letzten Ball im Faſching wollten wir noch mitmachen vor unſrer Rückkehr nach Niedernbach, und auf

dieſes glänzende Abſchiedsfeſt hatte Edith ſich beſonders gefreut und genoß es mit vollkommener Unbefangenheit.

Am nächſten Morgen, ſehr früh, weckte ſie mich, ſtand in Reiſekleidern an meinem Bette. „Wir müſſen nach Niedernbach, Lieber, mit dem erſten Zug. Es iſt ein Telegramm von Maud gekommen, Deine Mutter iſt etwas weniger wohl.“

Ich ſprang auf, verlangte das Telegramm. Es war verlegt worden; vielleicht war es in den kleinen Koffer gerathen, den Edith und die Kammerfrau in aller Eile gepackt hatten. Niemand nahm ſich Zeit, es zu ſuchen, nur raſch in die Kleider; das Frühſtück wartete, der Wagen war beſtellt. Meine Frau hatte ſchon für alles geſorgt.

Eine furchtbare Reiſe trotz aller Mühe, die Edith ſich gab, mich zu beruhigen. Eine entſetzliche Ankunft. Vor dem Thor trat Maud uns entgegen. Auf ihrem Geſicht las ich: Du kommſt zu ſpät.

Edith ſprang aus dem Wagen auf ihre Schweſter zu und flüſterte ihr haſtig etwas ins Ohr. Maud horchte, ihre Augen wurden ſtarr, ſie wich vor Edith zurück, unwillkürlich, mit Abſcheu. Sie konnte nicht lügen, ſie konnte nicht, die Fähigkeit fehlte ihr. Ich erfuhr Alles auf einmal. Meine Mutter war vor einer Stunde geſtorben, ſie hatte ſich in ihren letzten Augenblicken vergeblich nach mir geſehnt. Ich war zu ſpät gekommen, weil Edith, um den Ball nicht zu verſäumen, das Telegramm, das mich nach Hauſe berief, unterſchlagen hatte.

* * *

An dieſem Verrath ſtarb meine Liebe. Aber — ein Geſtändniß, ſchwer abzulegen — die Leidenſchaft überlebte den Haß und die Liebe. Der herbe Zuſatz, den meine Selbſtvorwürfe ihr gaben, vertiefte ſie nur, ſie wurde ſo recht eine erniedrigende Wonne, eine ſelige Bitterniß, um ſo mächtiger, je elender ſie macht, denn ſie nährt ſich von unſrer beſten Kraft. Sie iſt der aus Nektar und Wermuth gemiſchte Trank, nach dem ewig lechzen wird, der ihn einmal gekoſtet hat. Er allein löſcht den Durſt des Erdgeborenen nach Luſt und Leid zugleich.

Was heiße Reue — das heißt, nein, dieſes Wort muß ich zurücknehmen, eigentlicher Reue war Edith unfähig; ſie rühmte ſich deſſen ſogar — was heiße Liebe thun kann, um einen Frevel zu ſühnen, das hat Edith damals gethan. Ich hätte ihr verzeihen oder ſie von mir ſtoßen ſollen, fand aber weder zu dem einen noch zu dem andern die Kraft. Es war ein gräßliches Wirrſal in mir. In einem Athem verurtheilte und entſchuldigte ich ſeine Urheberin. Ich ſprach nicht die Verdammniß über ſie wie ein Richter, ich fluchte ihr wie man einem Spießgeſellen flucht.

An der Leiche meiner Mutter war mein Gewiſſen erwacht. Ich lernte alle ſeine Qualen kennen. Die ſtummen Lippen der Todten hatten geſprochen: „Schlechter Sohn!“

Wie war's möglich geweſen? Ich begriff's nicht mehr, daß ich mich hatte täuſchen laſſen durch ihren

frommen Betrug, irreführen durch ihre großmüthige Verſtellung; daß ich nicht errathen hatte, was ſie mir verſchwieg, den unaufhaltſamen Fortſchritt der Krankheit, die an ihr zehrte, daß ich nicht gegeizt hatte mit jeder Minute ihres entſchwindenden Lebens. Und ſie — die letzten Worte, den letzten Wunſch, Alles, was ſie aufgeſpart für den Augenblick, in dem es „Ernſt werden ſollte", hatte ſie nicht ausſprechen, mich nicht mehr ſegnen können.

Sie war ſo ſchwer hinüber gegangen, hörte ich. Die Sehnſucht nach mir in ihrem mütterlichen Herzen verlängerte den Todeskampf, ließ ſie nicht friedlich hinüber gehen.

Von der Zeit an habe ich eine reine Freude nicht mehr gekannt, ich war unheilbar verwundet.

Ob der Grund meines veränderten Benehmens gegen Edith ihren Eltern ein Geheimniß blieb, weiß ich nicht. Sie haben darüber nie Rechenſchaft von mir verlangt, mir nicht die geringſte Unzufriedenheit gezeigt. Im Gegentheil, ſie waren rückſichtsvoller und aufmerkſamer denn je für mich, kälter denn je gegen ihre Tochter. Auch an ihren Schweſtern fand Edith keine Stütze. Maud, ſo vortrefflich, ſo pflichttreu, ſo liebevoll, wenn ſie verehrte, war doch nicht ohne die gewiſſe Härte, die von großer Frömmigkeit unzertrennlich ſcheint. Dieſe Härte bekam Edith jetzt zu fühlen. Die kleine Ethel, die vor der unberechenbaren Schweſter immer eine inſtinctive Scheu gehabt hatte, zog ſich ganz und gar von ihr zurück, nahm keine Einladung mehr an. Umſonſt forderte Edith ſie

auf, bat (und wie inſtändig!) umſonſt: „Komm zu uns. Bleib bei uns.“

Dagegen empörte ich mich. An mir hatte Edith ſich verſündigt, mir, nicht den Andern kam's zu, ſie zu ſtrafen. Einmal ſtellt' ich meine Schwägerin Ethel zur Rede: „Was hat Edith Dir gethan?“ — Nun, ihr nichts, aber was mußte ſie mir gethan haben, daß ich ſo bös mit ihr ſein konnte?

Sie war nur das Echo ihres Vaterhauſes, und ich fand die Parteinahme, die mir dort zu Theil wurde, ſehr unberufen und ſehr beſchämend für mich.

Das abſolute Alleinſtehen Edith's erweckte am Ende doch wieder mein Mitleid, und wieder ſchlichen ſich in mein Herz noch andere Empfindungen als die leidenſchaftlicher Mißachtung oder leidenſchaftlicher Hingeriſſenheit. Ich konnte nicht ausrufen: „Du irrſt,“ wenn ſie ſagte: „Hätten wir Deine Mutter am Leben gefunden, mein Unrecht wäre das ſelbe geblieben, aber wie anders würdeſt Du's beurtheilt haben!“

Es ergriff mich, wenn ich meine Schwäche verwünſchte nach einer Rückkehr zu ihr und ſie dann ſprach: „Sei ruhig, ich fühle Deine Liebloſigkeit nie demüthigender als jetzt in Deinen Armen.“

Es rührte mich, wenn ſie meine rauheſte Abweiſung mit der Bitte beantwortete: „Mißhandle mich, je ärger, je beſſer. Um ſo früher tilgſt Du meine Schuld gegen Dich und wirſt endlich in der meinen ſtehen. Dann ſollſt Du erfahren, wie die Liebe und was ſie verzeiht.

Alles, alles! Es gibt nichts im Bereich des Denkbaren, das ich Dir nicht verzeihen würde."

So brachte ſie mich langſam wieder in ihren Bann, aber wo blieb das Glück? An eine ſtille, gleichmäßige Exiſtenz in wohlgeordneter Häuslichkeit war an der Seite Edith's nicht zu denken: ein Haus führen iſt eine Mühewaltung, und davor graute ihr. Ihr graute auch vor dem Leſen eines ernſten Buches, und unrettbar lächerlich machte ſich in ihren Augen, wer mit ihr ein Geſpräch führen wollte, das nicht ausſchließend vom Nächſten, ſeinen Schwächen und Fehlern handelte. Wenn es etwas gab, das ihr Intereſſe und ſogar ihre Bewunderung erregte, ſo war's ein ſchönes Bild, und wenn es Menſchen gab, die wenigſtens eine Zeitlang von ihren Spöttereien und Läſterungen verſchont wurden, ſo waren es Künſtler. Aber Pietät flößte ihr ſelbſt der größte nicht ein. Dieſe Empfindung iſt ihr fremd geblieben bis ins Grab. Sie hatte zu ſcharfe Augen für alle menſchlichen Fehler, ihre eigenen nicht ausgenommen. Ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie zwei große Vorzüge beſaß; ſie war nicht eitel, und ſie kannte ſich ſelbſt. Die Stunden der Einkehr kamen ſelten und hinterließen keinen bleibenden Eindruck; kamen ſie aber, dann waren ſie furchtbar.

Später noch, in Tagen, in denen ich ihr noch viel ſchwerere Schuld zu verzeihen hatte, meint' ich, ſie müſſe Erlöſung finden können in der Kunſt und in der Religion. Sie wollte davon nichts wiſſen. „Das lebendige Leben

intereſſirt mich, nicht das gemalte," ſagte ſie; „und beten? Lieber nicht. Mein Gebet wird immer zur Anklage. Warum hat der Ewige ein verpfuſchtes Werk, wie ich bin, nicht zurückgeſchleudert in das Nichts, da er es geſchaffen hatte und ſah, daß es nicht gut war."

Mit der kleinen Lore, die leidenſchaftlich an ihr hing, beſchäftigte ſie ſich wenig. Sie hatte kein rechtes Herz für das Kind. „Weil es Dir nicht ähnlich ſieht," ſagte ſie zu ihrer Entſchuldigung, „ſondern mein Ebenbild iſt. Sieh nur, Lieber, die Geſtalt, die Kopfform, die Augen: die meinen! Ihr Sprechen, ihr Lachen: das meine! Es iſt ſchrecklich. Ich bin hineingeſchneit gekommen in die Familie, wer weiß wie? Ich ſehe keinem der Unſern gleich, erinnere an keinen. Dieſes Kind iſt Fleiſch von meinem Fleiſch und Geiſt von meinem Geiſt. Es iſt noch einmal ich, doppelt ich und wird doppelt unſelig ſein."

Sie verfiel in wahnſinniges Schluchzen. Ich ging aus dem Zimmer, ich wollte nicht weich werden.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß Edith am Klavier, ſpielte einen Walzer und lachte, lachte ſchallend über die Kleine, die zu tanzen verſuchte und alle Augenblicke über ihre eigenen, ungelenken Füßchen ſtolperte und hinfiel. Endlich hatte ſie genug und blieb auf dem Boden ſitzen, ganz artig und erſchöpft. Edith ließ ſie hart an. Sogleich brach das Kind in Schreien aus, ſtrampelte und plärrte und entwickelte ſo viel Zorn und Bosheit, als einem dreijährigen Ding nur irgend möglich iſt. Seine Mutter

betrachtete es eine Weile höchlich ergötzt, ſprang plötzlich auf, hob's in ihre Arme, überfluthete es mit Zärtlichkeiten und drehte ſich mit ihm und tanzte und ſang dabei ihrem wilden, ſchönen Kind ein wildes, ſchönes Zigeunerlied vor. Jede ihrer Bewegungen, jede ihrer Gebärden paßte zu der Muſik, war — wenn man ſo ſagen darf — ſtumme Muſik. Sie ſah wohl, daß ich daſtand und ſie beobachtete, that aber nicht dergleichen. Und das Kind, belohnt für ſeine Unart, war entzückt und jauchzte laut.

So erzog ſie's.

Mein Haus hatte keine Herrin, mein Kind hatte keine Mutter, ich hatte keine Lebensgefährtin, ich hatte — eine ſchöne Geliebte.

* * *

Meine landwirthſchaftliche Thätigkeit erweiterte ſich von Jahr zu Jahr. Ein gemeinnütziges Unternehmen, das ich ins Leben gerufen hatte, gedieh viel ſchneller und nahm größeren Umfang an, als ich im Beginn mir hätte träumen laſſen. Die leidige Politik erhob auch Anſpruch auf einen Theil meiner Zeit; ſo hatt' ich Beſchäftigung in Hülle und Fülle. Sie zog mich ab von meiner unfruchtbaren Reue, von der Pein meines inneren Zwieſpalts.

Edith war nun oft allein. Sie klagte darüber; ich gab ihr zur Antwort: „Du haſt Dein Haus, Dein Kind, Deine ſträflich vernachläſſigte Kunſt, Du haſt die Nachbarſchaft Deiner Eltern, nütz' all den Reichthum aus."

Wieder muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſie hat ſich bemüht, meine Rathſchläge zu befolgen.

Ueber meinem Schreibtiſch hängt ein Bild — ich hab's von da nie verbannen wollen —, das ſtammt aus dieſer Zeit und bittet für die arme Edith. Es iſt ein Aquarell, mit außerordentlicher Kraft und Leichtigkeit hingeworfen, nicht ausgeführt. Einſam ſteht ein junges Weib am Rande einer Klippenwand. Tiefer Schatten um ſie her, die Nacht bricht an. Aus dem Dunkel leuchtet, von durchſichtigen Schleiern umwallt, der blühende Leib. Hoch am Himmel ſind die Umriſſe einer dem Wolkendunſt entrückten Lichtgeſtalt angedeutet. Zu der hebt das Weib den Kopf empor, der ſtreckt ſie hülferufend die Arme entgegen. Verzweiflungsvolle Sehnſucht glüht und ſchmachtet in ihren Augen, ſpannt jede Fiber ihres Körpers. Er ringt vergeblich. Geiſter der Tiefe haben ihn in Ketten geſchlagen. Geſtalten, ſchön und ungeheuerlich, aus einer ſelbſtquäleriſchen, einer erfindungsreichen Phantaſie geboren, kriechen, ſtürzen herbei. Sie zerren an den Feſſeln und werden ihr Opfer in den Abgrund reißen. Hülfe! möchte man mit der Unglückſeligen rufen.

Aber die Lichtgeſtalt bleibt abgewendet.

* * *

Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter wurde die Verlobung der kleinen Ethel gefeiert. Ein, wie's in Romanen und Novellen heißt, „ſchmucker Reiteroffizier" hatte ihr Herz und, was viel entſcheidender war, die

Sympathie ihrer Eltern gewonnen. Die Ehrlichkeit, mit der er ihnen eingeſtand, daß er ſich um die Kleine nicht beworben hätte, wenn ſie arm wäre, ſo ſehr ſie es ihm auch angethan, gefiel ihnen. Er trug einen großen Namen und hatte von einem kürzlich verſtorbenen Verwandten die ſchwer belaſteten Familiengüter geerbt. Nun hieß es (immer die alte Geſchichte!) entweder heirathen und den Dienſt verlaſſen oder ledig bleiben und weiter dienen. Zu dem letzteren erklärte er ſich entſchloſſen, wenn er die kleine Ethel nicht zur Frau bekäme.

Meine Schwiegereltern legten die Angelegenheit in meine Hand, und ich brachte ſie zu gutem Ende. Es war ebenſo leicht, über die Verhältniſſe meines zukünftigen Schwagers ins Reine zu kommen, wie über ihn ſelbſt. Man brauchte keinen beſonderen Scharfblick, um zu erkennen, daß in dem gutmüthigen Lebemann, der ſein Geld hinauswarf, ſolange er wenig hatte, ein ſolider Hausvater und Sparmeiſter ſchlummerte.

Die Eltern gaben denn ihren, im Sinne des Wortes, reichen Segen, und Ethel, die Tag und Nacht geweint hatte wie ein Fontänchen, während die Unterhandlungen mit ihrem Karl oder vielmehr mit ſeinen Gläubigern noch in der Schwebe waren, glänzte jetzt vor Glück an ſeiner Seite wie eine kleine Sonne.

Das Regiment Karl's ſtationirte in der Nähe; er führte ſeine Kameraden, von denen er bald Abſchied nehmen ſollte, was ihm und ihnen ſchwer wurde, im Hauſe C. ein. Bisher hatte es dort von Malern gewimmelt,

jetzt wimmelte es von Malern und von Offizieren. Sie vertrugen ſich vortrefflich mit einander. Schöne Pferde wurden vorgeritten und in allen Gangarten ſkizzirt, gezeichnet und gemalt. Eine Hälfte des Tages gehörte der Kunſtbegeiſterung und der „Arbeit“ (ſie nannten das ſo), die andre der Erholung bei Tiſch, im Park oder im Tanzſaal. Es ging heiter her, und der Heiterſte der Geſellſchaft war mein Schwiegervater.

Eines ſeiner Bilder, ein ſpannlanger Landsknecht, hatte auf irgend einer Ausſtellung irgend einen Preis bekommen. All ſein Ehe- und übriges Glück in Ehren, aber der Augenblick, der die Nachricht der Erfüllung eines Jahre lang ſtill gehegten Wunſches brachte, war doch der ſchönſte ſeines Lebens. Er kam Vielen zu gute. Daß ihm das Herz manchmal ſchwer war, dafür ſorgte Edith, bewußt und unbewußt. Dann hieß es bei ihm: Wenn ich keine Freude habe, ſollen doch die Andern Freude haben, und er gab und half, wo er konnte. — War ihm aber eine Freude zu Theil geworden, dann ſollten die Andern doppelt Freude haben, und ſeine Großmuth überſtieg die kühnſten Zumuthungen, die an ſie geſtellt wurden.

Die Meiſtgefeierte bei den Unterhaltungen und Feſtlichkeiten im Elternhauſe blieb immer Edith. Es war einmal ſo. Ob ſie's darauf abgeſehen hatte oder nicht, ſie herrſchte, wo ſie erſchien, und verdrehte den Leuten die Köpfe. Die leichten Siege über junge Künſtler- und Soldatenherzen ſchmeichelten ihr nicht. Sie hatte etwas ganz Anderes im Sinn als ſpielende Eroberungen, wenn

ſie ſich herbeiließ, liebenswürdig zu ſein mit dieſen (ihr Ausdruck) armen Teufeln. Sie wollte mich eiferſüchtig machen. Ich merkte die Abſicht und wurde nicht verſtimmt.

Daß ſie ſelbſt von Eiferſucht gepeinigt wurde, ſuchte ſie zu verbergen, aber Verſtellung war ihre Sache nicht. Einmal eingeſtanden, wuchs die kläglichſte aller Leidenſchaften bis an die Grenze des Wahnſinns. „Du liebſt mich nicht mehr, wen liebſt Du?“ mit der Frage peinigte ſie mich. Sie war eiferſüchtig auf ein Buch, das ich las, auf jedes kleine Andenken an meine Mutter, auf eine unſichtbare Geliebte, die ich, ſie wußte nur nicht, wo? vor ihr verbarg. Sie war eiferſüchtig auf Maud, die ich nur zu oft bitten mußte, ſich des vernachläſſigten Kindes anzunehmen, das der Willkür der Dienerſchaft überantwortet blieb.

Eines Abends trat Edith plötzlich bei mir ein und fand mich ſchreibend. Sie war wie im Fieber, durchſtöberte meine Mappe, riß die ſchon geſchloſſenen Briefe aus den Couverts: „An wen adreſſirſt Du Deine Liebesepiſteln, wer vermittelt ſie? Ich will's wiſſen — ich hab' das Recht.“

Ihre Aufregung erſchreckte mich, und ich ſagte: „Lies nur, lies Alles, es wird Dir als Schlafmittel dienen.“

„Du fängſt es eben ſehr geſchickt an. Ein Zeichen mehr, wie durchtrieben . . .“

„Edith!“ ſchrie ich auf — und ſie lag an meiner Bruſt, ſchmiegte ſich an mich, angſtvoll und bebend an allen Gliedern.

„Thu' ich Dir unrecht? Liebſt Du keine Andre? Dann verzeih, und um des Guten, um Gottes willen liebe mich! Liebe mich wieder wie einſt, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele. Wenn Du mich nicht mehr ſo lieben kannſt, bin ich verloren. Ich hab' zu wenig Seele, wie ich glaube, und zu wenig Herz, wie ich weiß. Ich habe keins, außer für Dich. Gib mir Deine Seele, Dein Herz, damit ich wieder lebe. Willſt Du — willſt Du?" fragte ſie heftig, faſt drohend, und ich kämpfte zwiſchen Zorn und Erbarmen. Was forderte dieſe Frau? Meine Seele, die ſie belaſtet hatte mit einem Vorwurf, der nicht ruhte, mein Herz, das ſie in ſeiner heiligſten Empfindung verwundet hatte.

„Willſt Du?" wiederholte ſie.

„Wollen iſt nicht Können," antwortete ich. Sie ſprang auf. Sie ſah mich an, mit einem Blick, finſter wie die Hölle, kreuzte die Arme über der Bruſt und ſprach: „Auch gut."

Die zwei Worte ſollte ich noch einmal hören.

* * *

Sie hatte geſagt: „Ich bin verloren," und ſie war's, und ich war blind. Ich ließ mich in Sicherheit wiegen durch die Ueberzeugung, daß ich von Edith geliebt wurde über Alles. Eine Frau, die liebt, wird nicht treulos, bildete ich mir ein. Die Pflicht iſt nur ein ſchwacher Halt im Vergleich zu dem, den die Liebe bietet, die allgewaltige.

Falſch! — falſch, wie das Generaliſiren immer iſt, dieſer trübe Born, aus dem Dummköpfe ihre Weisheit ſchöpfen.

Als ich die Gewißheit erlangte, daß Edith ihre unſinnige Rache an mir genommen hatte, nahm ich die meine. Die Frau verſtand es, mich verrückt zu machen, und noch mehr ihn, den „armen Teufel“. Ein lieber, braver Menſch, um den einem leid ſein konnte. Grauſam hatte ſie ihn die längſte Zeit zum Narren gehalten und, als ich ſie deshalb zur Rede ſtellte, lachend geſagt: „Imperator, dulde, daß Deine Sklavin vor Dir kämpft und ſiegt.“

Er war kein unerfahrener Jüngling, er war ein Mann. Vor wenigen Jahren hatte ein Zufall mich in die Lage gebracht, ihm einen wichtigen Dienſt erweiſen zu können. Als ich es erfuhr . . . Nun, wir waren von Sinnen, er und ich, und fürchteten beide, zu früh wieder zu Verſtand zu kommen.

Keine Zeugen, eine Piſtole geladen, die andre nicht. Uebers Taſchentuch wird geſchoſſen, zugleich. Das machten wir aus. Er zitterte, er war wie die Wand, indeß ich glaubte, mir müſſe das Blut bei den Augen herausſpritzen. — Eins, zwei, drei — ich drückte los. Ein kurzer, harter Knall, das Zündhütchen war abgebrannt. Er hatte die geladene Piſtole. Ja, was iſt das? Er läßt den Arm ſinken. „Schieß!“ ruf' ich ihm zu, „ſchieß Du . . .“ und geb' ihm einen Schimpfnamen, der mich heute noch reut.

„Nenn' mich, wie Du willſt," ſagt er, „ich kann auf Dich nicht ſchießen, aber —" und hebt die Piſtole und richtet ſie gegen ſich. Ich ſchlug ſie ihm aus der Hand; unſer Benehmen kam mir albern und kindiſch vor.

Ich forderte von ihm: „Ertrag' Dein Daſein, ertrag's, ſei's, wie's ſei." Er verſprach's, verſprach auch, Edith nie wiederzuſehen, und hat Wort gehalten.

* * *

Maud, zu der Edith nach der Entdeckung rathlos und verzweifelt geflohen war, machte ſich zu ihrer Fürſprecherin. Sie erlangte von mir, was Niemand außer ihr erlangt hätte. Ich verzieh.

Soll ich mich deshalb verachten? Verachtet mich, wer dieſe in Qual, Scham und Zorn hingeworfenen Bekenntniſſe kalten Herzens Seite für Seite durchblättert? Ich bin euch ja nur ein Buchmenſch, für den ihr eine andere, viel feinere Moral in Bereitſchaft habt, als für euch ſelbſt und eure Freunde. Seht euch nur um. Wie viele von euch und von ihnen, mit denen ihr in einem Regiment dient, im Landtag ſitzt, im Reichsrath, im Club und ſo weiter, haben verziehen. Und ihr drückt ihnen die Hand und nennt ſie Ehrenmänner.

Nun, ich bin wie ſie und kein Buchmenſch, ich bin ein lebendiger Menſch und ſchreibe meine lebendige Geſchichte.

Ich verzieh alſo. Einmal — mehrmals. Das erſte

Mal, weil es ihrem Anwalt, dieſer edlen Maud, gelang, Entſchuldigungen für ſie zu finden. Später, als es für ſie keine Entſchuldigung mehr gab — aus Verachtung.

Wir lebten in Wien und auf dem Lande unter einem Dache, wir ſahen uns vor Fremden und waren dann höflich gegeneinander. Darin beſtand unſer Verkehr. Das Kind hatte eine verläßliche Wärterin; ſeine Mutter, die in Weltfreuden unterging, beſchäftigte ſich faſt nie mit ihm, und das war mir recht.

Um der kleinen Lore willen hätte ich einen Skandal gern vermieden. Edith provocirte ihn. Es war die letzte Probe, auf welche ſie meine feige Langmuth ſtellte. Auch die verſagte endlich, und wir trennten uns. Sie brachte ihr Leben fortan theils auf Reiſen (an aufmerkſamer Begleitung fehlte es ihr nicht), theils in Paris zu. Ich löſte mein Haus in der Stadt auf und zog mich vom politiſchen Leben zurück. Der Eigennutz in der Maske der Fürſorge für das allgemeine Wohl, der mir dort auf allen Gebieten begegnete, ekelte mich zu ſehr an.

Beſchäftigung hatte ich genug. Mein Schwiegervater übertrug mir die Leitung ſeines Gutes, und in Niedernbach gab's vollauf zu thun. Die Wirthſchaft war zurückgegangen, ſeitdem mein alter Verwalter unter der Erde ſchlief, die er geliebt und gepflegt, und ſeitdem ich meinen kleinen Wirkungskreis vernachläſſigt hatte, um in einem großen — nichts zu leiſten.

Von Vereinſamtſein war keine Rede. Mein Schwager und Ethel beſuchten mich oft und brachten ihre lieben,

ſchönen Kinder mit. Maud, die entſchloſſen war, unverheirathet zu bleiben, und das Leben einer weltlichen Kloſterfrau führte, zog mit Erlaubniß ihrer Eltern nach Niedernbach, nahm ſich der Erziehung Lore's an und brachte den außer Rand und Band gerathenen Haushalt wieder ins Geleiſe.

Meine Schwiegereltern — ſeien ſie noch im Grabe geſegnet, die Vortrefflichen, ſie waren für mich wie Vater und Mutter — ſagten: „Jetzt ſind wir wieder allein," fügten ſich aber in dieſe Thatſache mit ſehr freudiger Ergebung.

An jedem Erſten des Monats ſchickte Maud einen Bericht über Lore an Edith ab. Es kam manchmal eine höhniſche und gehäſſige, ein andres Mal eine im Sturm des Schmerzes und der Sehnſucht geſchriebene Antwort. Es kamen auch Briefe an mich. Ich antwortete nie, las überhaupt nur die erſten; ich litt zu viel dabei.

Ich habe einen guten Bekannten gehabt, der war ein Kinderfeind: „Kinder! Thiere mit menſchlichen Angeſichtern, egoiſtiſch, gefräßig, grauſam! Pfui!" Er ging ihnen aus dem Weg. Fand er bei ſeinen liebſten Freunden die Kinder im Salon, an der Thür kehrte er um. Er hätte gern geheirathet, aus Angſt vor den möglichen Folgen blieb er ledig. Erſt als alter Junggeſelle verliebte er ſich ſo ernſtlich und flößte ſo ernſtliche Gegenliebe ein, daß er ſich endlich doch an den Traualtar wagte. Sich und ſeiner nicht mehr jungen, aber ſehr lieben Frau hatte er eingeredet: „Wir kriegen keine Kinder mehr."

Statt deſſen war ſchon nach kurzer Ehe Ausſicht auf Nachkommenſchaft vorhanden, und der Kinderfeind gerieth außer ſich und quälte ſeine Gattin aufs Blut mit den Drohungen, die er gegen das Ungeborene ausſtieß. Es erſchien, und im Momente erwachte in dem bärbeißigen Manne der zärtliche Vater. Er war nicht wegzubringen von der Wiege, verſtand jeden Quietſch, den das Würmchen that, beſſer als Hebamme und Wärterin. Wenn er ſeinen Sprößling für einige Stunden verlaſſen mußte, ſprach er wenigſtens von ihm, langweilte damit alle Welt und brachte ſeine Frau in die größte Verlegenheit.

Ein zweites Knäblein kam, ein drittes, die Leutchen brachten es auf vier, und jeder neue Ankömmling war in den Augen des begeiſterten Vaters immer der ſchönſte, der meiſtverſprechende. Bei jedem avancirte der Papa von der Wärterin zur Kindergärtnerin, von dieſer zum Lehrer und zum Correpetitor. „Wo iſt jetzt Dein Kinderhaß?“ fragte ich ihn einmal. „Wo ſoll er ſein? da iſt er, immer derſelbe,“ gab er mir zur Antwort. „Kinder, gräßlich; pfui!“ „Aber die Deinen?“ Er riß die Augen weit auf und war grenzenlos verwundert. „Die meinen? Du wirſt doch meine Kinder nicht mit andern vergleichen wollen!“

Das Beiſpiel dieſes übrigens ganz tüchtigen und geſcheidten Menſchen warnte mich. Ich war nur zu ſehr geneigt, in ſeinen Fehler zu verfallen. Mir ſchien Lore auch etwas ganz Unvergleichliches. Ich ſetzte mich nur zur Wehre gegen mich ſelbſt, wenn ich ſpöttelte über das

Entzücken, das ſie allenthalben hervorrief. Im Stillen gab ich ihr ſüßere Namen, als irgend Jemand erſinnen konnte. Sie war das Licht meines Lebens, Hoffnung und Erfüllung.

Ihr Spielplatz lag den Fenſtern meines Arbeitszimmers gegenüber. Das ſogenannte Kapuzinergärtchen ſtieg da terraſſenförmig empor, faſt bis zur Höhe des erſten Stockes, und gerade vor mir, auf der Wieſe, hüpfte die Kleine herum, ſchlug den Reif, den Ball oder bepflanzte ein Beet mit den winzigſten Blumen, die ſie auftreiben konnte: Augentroſt, Flox, zwerghafte Hauswurz. Von den großen Blumen ſagte ſie: „Die ſind alt, die mag ich nicht.“ Alles Alte flößte ihr Scheu ein, ſie fürchtete ſich vor alten Menſchen, vor alten Thieren. Ich freute mich immer über das gute, friſche Ausſehen meiner Schwiegereltern; es täuſchte das Kind, und ſie bekamen nie von ihm den grauſamen Ausſpruch zu hören: „Ich mag Euch nicht, Ihr ſeid alt.“

Ihretwegen hätte Lore ihn freilich ohne Weiteres thun dürfen und — was nicht? Ihre Großeltern würden es allerliebſt gefunden haben. Ueber Edith urtheilten C.'s klar und unbefangen, über die Enkelin waren ſie verblendet und blieben's, Gott ſei Dank, bis ans Ende. Einen entſchuldbareren Irrthum wüßte ich nicht zu finden. Das Kind war wirklich ein holdes, bezauberndes Geſchöpf. Ich ſtand oft ſtundenlang am Fenſter, hinter dem Vorhang verſteckt, und ſah ihr zu. Alles gelang ihr, Alles gedieh unter ihren geſchickten Händchen. Ihr Gärtlein wurde ein Schmuck der Wieſe. In ihre Arbeit konnte

ſie ſich verſenken bis zur Weltvergeſſenheit. Da ſaß ſie auf einem Puppenſeſſel unterm Tannenbaum und ſtickte ein ſelbſterfundenes Muſter auf durchlöchertes Papier oder auf irgend einen Stoff, ein Kleidungsſtück. Eine Mantille Tante Maud's fand man einmal ſo verziert. „Ich mache kleine, junge Stiche, damit ich nicht ſo oft einfädeln laſſen muß, weißt Du, Johanna," ſagte ſie zu ihrer Kinderfrau und ſtocherte und ſtocherte. Manchmal hielt die eifrige Arbeiterin ihr Werk weit von ſich, um zu ſehen, wie ſich's aus der Entfernung machte, und fuhr dann fort mit einem Fleiß, einer Ausdauer . . .

„Nein," jubelte ich, „ſie wird nicht werden wie ihre Mutter, die Aehnlichkeit iſt nur eine äußere. Fleiß, Ausdauer waren Edith fremd."

Wenn Lore endlich doch arbeitsmüde wurde, ſprang ſie auf und rief ihrer Johanna zu: „Jetzt ſchau, jetzt werd' ich fliegen wie eine Schwalbe." Sie breitete die Arme aus und ſtob über den Raſen hin, leichtfüßig, anmuthig, in großen Kreiſen, in kleinen Kreiſen, geradeaus. Jetzt raſch ein paar Flügelſchläge mit den Armen angedeutet, ein Gezwitſcher, dem Vogel, den ſie nachahmte, abgelernt, eine raſche Wendung und wieder ein ſanftes Hingleiten, das wahrlich einem Fluge glich. Ihre dunklen, ſeidenweichen Haare, die ſie halblang und offen trug, flatterten, ſie ſtreckte den Kopf vor, richtete ihre Augen aufmerkſam und regungslos in die Ferne, drückte den Mund feſt zu und hielt in ihrem Flug nur inne, um

ihre Johanna anzurufen: „Schau nur, ſchau, mach' ich ein rechtes Schwalbengeſicht?"

Ich hätte auflachen und zu ihr ſtürzen, ſie in meine Arme nehmen, ihr Spielgefährte ſein mögen, ihr Neger, ihr Hund.

Ich rang mit den zerſchmelzenden Gefühlen, die mich beim Anblick dieſer Kleinen, meines höchſten, des einzigen mir ganz zugehörenden Gutes, überfielen. Ich beherrſchte mich immer. Ich habe das Kind nicht verwöhnt, nicht verzogen, ich bin mir keiner Schuld gegen meine Tochter bewußt, ich war im Anfang nicht zu mild, in der Folge nicht zu ſtreng.

Lore ſtand im vierten Jahre, als ihre Mutter uns verließ. Sie hatte einen ſtummen, thränenloſen Abſchied von der Kleinen genommen, und dieſe ſuchte ſie am Abend im ganzen Hauſe, fragte Jeden nach ihr, und als es hieß, ſie ſei fortgefahren, lief das Kind zum Thor des Hofes und wollte dort auf die Mama warten. Man mußte ſie endlich mit Gewalt in ihr Bettchen bringen. Am zweiten Tage war ſie halb, am dritten ganz getröſtet. Vergeſſen hatte ſie ihre Mutter nicht, ich merkte es oft. Sie ſprach nur ſelten von ihr; ſie errieth mit wunderbarem Inſtinkt, daß ſie's nicht ſollte, nicht zu Hauſe und nicht bei ihren Großeltern. Die Anbetung, die ſie für Edith gehabt hatte, übertrug ſie auf mich — eine Zeitlang. Dann wurde der Großvater von ihr vergöttert. Bei ihm war ſie am liebſten, bei ihm unterhielt ſie ſich am beſten, es war nirgends ſo ſchön wie bei ihm. Auch dieſe Begeiſterung legte ſich, und Tante Maud trat in Gunſt,

und dann einer ihrer Vettern und dann ihr Pony. Sie trieb ſtets Götzendienſt mit irgend einem Menſchen oder mit irgend einer Sache, und mir ſchien die jeweilige Vorliebe immer mehr aus der Phantaſie als aus dem Herzen zu kommen. Die Treuloſigkeiten Lore's beunruhigten mich.

Maud fand das ganz ungerechtfertigt. In ihren Augen war Treue das Höchſte, die Blüthe und Frucht der edelſten Kräfte im Menſchenherzen. Zur Treue wie zur Dankbarkeit müſſe man heranreifen, ſie von einem Kind verlangen, ſei thöricht.

Wie gern ließ ich mich beſchwichtigen! Doch gab es kein Ende für meine Sorgen; es traten immer neue an die Stelle der alten. Ich mußte der Kleinen nach und nach ihren Hund, ihr Lamm, ihre Vögel wegnehmen, denn ſie quälte dieſe Thiere: Nur dem Pony ließ ſie Ruhe, weil er ſie einmal tüchtig gebiſſen hatte. Den Armen ging ſie aus dem Wege, nicht nur den greiſen, auch den jungen, denn wenn ſie ſelbſt nicht alt waren, ſo trugen ſie doch alte Kleider.

Und ſo ſchrecklich dies alles mir war, troſtlos machte es mich nicht. Unter den vielen Fehlern Lore's entdeckte ich nicht einen von ihrer Mutter ererbten. Angeboren war das Schlechte ihr nicht, es konnte ausgerottet werden. Der Körper des Kindes entwickelt ſich nicht gleichmäßig, warum ſollten ſeine Seelenkräfte ſich gleichmäßig entwickeln? Lore war geſcheit weit über ihre Jahre, gut hatte ſie noch zu werden, und gut ſollte ſie werden. An dieſer Hoffnung hielt ich feſt.

* * *

Eines Tags, eines ſchönen Sommertags, kehrte ich vom Feld zurück. Ich war nur vergnügten Geſichtern begegnet, die Ernte verſprach vortrefflich zu werden. Freudige Erwartung lag gleichſam in der Luft und warf ſogar in meine Seele einen Widerſchein. Brot für alle. Brot, der Leckerbiſſen der Armen, Brot, das der Volksmund bei uns mit verkleinerndem Koſenamen nennt. Wahrlich ein troſtvoller Gedanke.

Das letzte Stück Weges führte durch einen ziemlich entlegenen Theil des Gartens, zu deſſen Pförtchen ich den Schlüſſel bei mir hatte. Beim Einbiegen in einen breiten, dichten Laubgang, wen erblickte ich vor mir? Lore. Sie war allein; ich ging hinter ihr her, ohne daß ſie es wußte. Da ſah ich, daß ſie Studien machte und ſehr ernſthaft und unverdroſſen wiederholte, was ihr nicht gleich gelang. Sie ſtreckte ſich, nahm eine ſteife Kopfhaltung an, änderte ihren leichten Kindergang. Die Ellbogen an den Leib gepreßt und ein bißchen zurückgeſchoben, ſchritt ſie kerzengerade einher, grüßte nach rechts und nach links mit freundlichem und doch würdevollem Neigen des Hauptes. Sie riß ein Blatt vom Strauch und brachte es dicht vor die Augen und betrachtete es, genau wie die kurzſichtige Tante Maud oft that, Tante Maud, die ſie nachzuahmen ſuchte — mit dem größten Glück.

Dieſe kleine Verruchtheit führte ſie aus mit einer Anmuth, einem Humor, die meine ungelenke Hand nicht ſchildern kann. Es hätte mich ergötzen müſſen, wenn die Comödie nur nicht von der Tochter Edith's aufgeführt

worden wäre, wenn ſie mir nur nicht die Erinnerung an jene ebenfalls ſehr gelungene Nachahmung . . .

Kein Vergleich! ich wollte ihn nicht machen, ich wollte auch Herr der Erregung werden, die mich ergriffen hatte, und dann erſt dem Kind die verdiente Strafpredigt halten. Ich blieb ſtehen, wartete, hörte Johanna rufen und ihren Zögling ſchelten, weil er ihr davongelaufen war.

Am Abend, als Lore ſchlief, ging ich, wie ſo oft, zu ihr hinüber, ſetzte mich an ihr Bett und verſenkte mich in ihren Anblick. Auch im Schlafe wechſelte ihr Geſichtchen fortwährend ſeinen Ausdruck. Es begab ſich immer etwas in ihrer Gedankenwelt, ihre junge Phantaſie ruhte nicht, und die Bilder, die ſie dem ſchlafenden Kinde vorgaukelte, ſpiegelten ſich in ſeinen lieblichen Zügen. Es lächelte, es zürnte, die feinen Brauen zogen ſich zuſammen.

„Wen ahmt ſie jetzt nach?“ fragte ich die Wärterin und ſah ſie dabei ſcharf an.

Sie gerieth in Verlegenheit, ſie war dem Weinen nahe. Du lieber Gott. Sie hatte ſich ſchon alle Mühe gegeben, es dem Kinde abzugewöhnen, aber umſonſt. Lorchen entwiſchte, lief ins Frauenzimmer, in die Küche und führte dort ihre Comödien auf. Niemand war ihr heilig — die Worte trafen mich ins Herz — nicht die Großeltern, nicht der . . . Johanna ſtockte. Und die dummen, abſcheulichen Dienſtleute lachten über ſie, munterten ſie noch auf.

Auch Maud erſchrak, als ich ihr meine Entdeckung und Johanna's Geſtändniß mittheilte. Aber ſie rieth: „Keine Ermahnung, keine Strafe; Lore ſoll nicht wiſſen, wie ſchlecht das iſt, was ſie thut. Wir dürfen den bei ihr ſo mächtigen Widerſpruchsgeiſt nicht wecken.“

Von nun an ließ Maud das Kind nicht mehr von ihrer Seite. Die Stunden ausgenommen, die ihren Andachtsübungen und ihren Armen gehörten, widmete ſie Lore ihre ganze Zeit. Sie gab ihr den erſten Unterricht, und bei dieſen Lectionen mußte man Lehrerin und Schülerin ſehen! Die eine voll Hingebung an die Sache, von der Wichtigkeit ihres Amtes durchdrungen, die andere mit halbem Ohr hinhörend, immer zerſtreut, den Kopf immer von der Tante abgewendet. Sagte die: „Ich bitte Dich, Lore, gib Acht!“ bekam ſie zur Antwort: „Sekir' mich nicht, ich geb' genug Acht!“ und wie's zuging, wer könnte das ſagen? Das ſcheinbar ſo läſſige Perſönchen hatte Alles gehört, Alles verſtanden, ſich Alles gemerkt. Sie hatte auch Freude an den Unterrichtsſtunden, aber wie hütete ſie ſich, das zu zeigen! Es hätte Maud Freude gemacht, und die ſollte keine haben. Sie war ja ſelbſt eine Freudeverderberin mit ihrer fortwährenden Ueberwachung der Nichte, mit ihrem langweiligen: „Thu das, es iſt ſchön, thu das nicht, es iſt nicht ſchön.“

In Ungnade gefallen bei dem Kind, die Tante Maud! Sie theilte das Schickſal Aller, für die ſich das wandelbare kleine Ding eine Zeitlang fanatiſch begeiſtert hatte — auch *mein* Schickſal.

Meine Tochter liebte mich nicht. Ich wußte es längſt. Indeſſen — lächerlich, ſo etwas zu ſagen! — ich wußte es und — glaubte es nicht.

Als ich's endlich doch glauben mußte, warb ich um die Liebe meines Kindes, wie man um Liebe nur werben kann. Von Pflicht, von Dankbarkeit nie ein Wort. Sie ſollte ſich ſelbſt überzeugen, mit ihren eigenen klugen Augen ſehen lernen, daß es einen Menſchen gab, dem ſie und ihr Wohl in Gegenwart und Zukunft Alles war. Nichts konnte meine Liebe zu meinem Kind erſchüttern. Sie hatte ihre Wurzeln im tiefſten Grund meiner Seele. Väterliche Liebe iſt doch noch mächtiger als die Liebe zu einem Weibe.

* * *

Lore war ſieben Jahre alt geworden, als ſie mir zum erſten Mal bewies, daß ſie des Mitleids fähig ſei. Ein Marder, den ich erſchoſſen hatte, flößte es ihr ein. Sie warf ſich neben ihn auf die Erde, ſtreichelte, küßte ihn und brach in Anſchuldigungen aus gegen mich. „Wie bös biſt Du, o wie bös! Du haſt ihn erſchoſſen, und er war ſo ſchön und ſo jung. Armes Marderl, armes, armes!" klagte ſie. „Es iſt todt, ſeine ſchönen Augen ſind todt, es kann nicht mehr herumlaufen, es kann ſich ſein Fell nicht mehr putzen, ſein weiches, feines Fell. Wer hat Dir das erlaubt?" ſchrie ſie auf, ſchlug mit ihrer Fauſt auf den Boden und funkelte mich mit ihren zornſprühenden Augen an.

Ich zwang ſie, aufzuſtehen, nahm ſie bei der Hand, führte ſie in den Hühnerhof und zeigte ihr die Verwüſtungen, die der Marder dort angerichtet hatte. „Siehſt Du," ſagte ich, „nicht nur erlaubt iſt's mir, ein ſo gefährliches Thier zu tödten, ich muß das thun, um unſer und der Andern willen. Heute hat es unſre Hennen erwürgt, ihr Blut ausgetrunken und ihre Eier, morgen würde es beim Nachbarn einbrechen. Es iſt gut und recht, das Schädliche wegzuſchaffen aus der Welt."

„Das Schädliche?" wiederholte ſie. „Nennt man einen Marder das Schädliche?"

„Man nennt in der Jägerſprache alle Thiere ſo, die ſich vom Fraße nützlicher Thiere nähren, des guten, armen Federviehs im Haus, im Wald und auf dem Feld, des kleinen Haſen, der jungen Rehe."

Sie beſann ſich. Ueber ihre Stirn flog ein Schatten. Die Augen langſam erhebend, richtete ſie ihren erſchreckend klugen und durchdringenden Blick zu mir hinauf, und ſpöttiſche Schadenfreude lachte aus dem Ton, in dem ſie ſprach: „Du biſt alſo das Schädliche, und ich bin das Schädliche. Wir eſſen ja Hühner, Eier, Faſanen, Haſen und Rehe."

Ich hab' ihr nicht geantwortet. Was hätte ich ihr antworten können?

In der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Ich lag da, wehrlos und gelähmt an allen Gliedern, und ſah einen Marder an mich heranſchleichen, mit leiſen, leichten Schritten. Es war ein unvergleichlich ſchönes

Raubthier, ich konnt's nicht haſſen, ich mußte es bewundern, während es mein Herzblut trank, denn es hatte Lore's Augen.

In Angſtſchweiß gebadet wacht' ich auf . . .

* * *

Maud war, obwohl ſie fortfuhr, regelmäßig zu ſchreiben, lange Zeit ohne Nachricht von ihrer Schweſter geblieben. Faſt ein halbes Jahr. Endlich, am 12. Mai 18 . ., kam ein Brief. Die Adreſſe war von fremder Hand, der eines berühmten Pariſer Arztes, der auch ein Krankheitszeugniß geſchrieben und beigelegt hatte.

Der Brief war von Edith. Er liegt vor mir, ich habe mich eben wieder in die ſchattenhaften, haſtend und müd hingeworfenen Züge der einſt ſo feſten, künſtleriſch ausgearbeiteten Schrift verſenkt. Der Inhalt lautet:

„Maud, ich richte meinen Brief an Dich, ſonſt wird er nicht geleſen; ich ſchicke ein ärztliches Zeugniß, ſonſt wird mir nicht geglaubt. Du vermagſt Alles über Franz, beſtimme ihn, zu mir zu kommen.

„Ich möchte ihn noch einmal ſehen vor meinem Tode.

„Die Eltern nicht, Dich auch nicht. Lore . . ." Ein Fragezeichen, eine große leer gelaſſene Stelle, dann:

„Ich weiß es nicht. Franz ſoll kommen; er ſoll nicht Rache dafür nehmen, daß er durch meine Schuld vom Todtenbett ſeiner Mutter fern geblieben iſt. Er ſoll kommen, es beſchwört ihn Edith."

Karl und Ethel waren bei uns, als dieſes Schreiben eintraf. Sie übernahmen es, die traurige Kunde den Eltern mitzutheilen und ſie auf alle Fälle abzuhalten, uns zu folgen. Uns, das heißt Lore, Johanna, ich und Maud, die ſofort entſchloſſen war, mitzukommen. Edith konnte vielleicht doch im letzten Augenblick wünſchen, Abſchied von ihr zu nehmen und ihr eine Botſchaft an Vater und Mutter aufzutragen. In zwei Stunden waren wir reiſefertig und auf dem Weg zur Eiſenbahnſtation. Der Kleinen wurde vorläufig das Ziel der Fahrt und auch deren Veranlaſſung verſchwiegen. Sie errieth Alles und war während der ganzen Reiſe von einer ausgelaſſenen Luſtigkeit, die wir an ihr gar nicht kannten. Die ſparte ſie ſonſt wohl auf für die Geſindeſtube.

„Warum biſt Du ſo luſtig?“ fragte ich.

„Nun, weil wir auf der Eiſenbahn ſind, und ich bin ſo gern auf der Eiſenbahn.“

„Weißt Du, wohin wir fahren?“

„Nein,“ erwiderte ſie mit der größten Unbefangenheit, und Johanna platzte heraus:

„Aber Lore, Du haſt mir doch ſelbſt geſagt: Wir fahren nach Paris.“

Ich wollte wiſſen, woher ſie das hatte, und ſie provocirte förmlich ein Frag- und Antwortſpiel und war übermüthig und ſchlagfertig und gab die ſeltſamſten Einfälle und Beobachtungen zum beſten. Maud und ich ſahen einander oft ganz verwundert an. Unmöglich, den Spuren der Gedanken nachzugehen, die ſich in dieſem jungen Kopfe

jagten. Und das ſelbe Kind, das ſo raſch begriff, für ſo Vieles ein unerhörtes Verſtändniß hatte, hatte keins für die Gemüthsſtimmung, in der wir uns befanden, keine Theilnahme, keine Schonung.

„Ich glaube wirklich, Du biſt luſtig, weil Du ſiehſt, daß Tante Maud und ich traurig ſind," ſagte ich, und ſie zuckte die Achſeln und tollte herum im Waggon, bis der Abend kam und ſie einſchlief.

„Du kennſt die Kinder nicht," verſicherte mir Maud. „Sie ſind am munterſten, wenn ihre Umgebung übler Laune oder betrübt iſt. Es liegt darin eine Art Nothwehr, ein Bedürfniß, die Laſt abzuſchütteln, die ſich auch ihnen aufbürden möchte und die ihrer innerſten Natur widerſtrebt. Das haben die meiſten Kinder, beobachte es nur."

Getreue Maud! Sie wußte, daß mir nichts auf Erden einen größeren Troſt gewährte, als zu hören: Dein Kind iſt wie andre Kinder. Sie wollte mich beruhigen und beruhigte mich.

In Paris ſtiegen wir im Hotel du Louvre, in unmittelbarer Nähe von Edith's Wohnung, ab.

Als ich die Meinen inſtallirt hatte und mich anſchickte, meinen ſchweren Gang anzutreten, kam es zu einer Scene, die peinliches Aufſehen erregte im Hauſe. Lore lief mir nach bis zur Treppe, klammerte ſich an mich und ſchrie, ich müſſe ſie mitnehmen zu ihrer Mama. Ihre Mama ſei in Paris, der Großvater habe es ihr geſagt und die Großmutter (das log ſie), und nicht mich,

o nein, nicht den Papa, ſie, ihre kleine Lore, wolle Mama ſehen.

Unter Mitleidskundgebungen des Auditoriums, das ihr Toben um uns verſammelt hatte, wurde ſie ins Zimmer zurückgebracht.

Als ich vor ein paar Tagen dieſe Erlebniſſe aufzuſchreiben begann, war ich ein ruhiger Menſch und mit mir ſelbſt im Reinen. Jetzt hat meine Ruhe mich verlaſſen. Zweifel bedrängen mich. Es taugt doch nichts, in Erinnerungen zu wühlen. Wenn ich nicht ſo innig und ſo heiß nach Deiner Losſprechung verlangen würde, Freund . . . aber — mich verlangt nach ihr. Sie iſt das Letzte, das ich noch erſehne.

Weiter alſo!

Der Arzt, ein alter, Verehrung einflößender Mann, empfing mich. Unſer Geſpräch dauerte nicht lang.

„Keine Hoffnung?“

„Keine.“

„Stündliche Gefahr?“

„Nein, es kann noch einige Tage dauern.“

„Wollen Sie ihr ſagen, daß ich da bin?“

„Sie erwartet Sie; ſie hat den Augenblick Ihres Eintreffens genau ausgerechnet. Ihr Wegbleiben hätte ihr verhängnißvoll werden können, Ihr Kommen wird ihr wohlthun.“

Das Krankenzimmer war groß und hell, die Vorhänge waren weit zurückgezogen. Im Sterben noch brauchte

Edith das volle Tageslicht nicht zu ſcheuen. Wir begrüßten einander ſtumm. Als ich an ihr Bett trat, griff ſie nach meiner Hand und wollte ſie an ihre Lippen ziehen; die Kraft dazu fehlte ihr. Lang, forſchend, mit ſtrengem Ernſt ſah ſie mir in die Augen.

„Ich ſterbe," ſprach ſie endlich, ganz in ihrer alten Art, das Aergſte zu ſagen, ohne bewegt zu ſcheinen.

Ich behielt ihre Hand in der meinen; ihr Anblick tilgte allen Groll gegen ſie aus meiner Seele.

„Ich habe gebeichtet und communicirt," ſagte ſie; „ich habe auch die letzte Oelung empfangen. Gott hat mir verziehen, verzeih mir auch. Ich verzeih' Dir."

„Du verzeihſt mir — und was?"

„Ich verzeih' Dir, daß Du mich nicht geliebt haſt . . ."

„Edith!"

„Nicht genug geliebt, nicht ſo, wie's mich gerettet hätte. Deine Liebe hätte nicht ſein dürfen wie die eines Mannes zu einem Weibe — ſie hätte ſein müſſen grenzenlos, göttlich, wie die des Heilands für die Sünderin, für den armen Zöllner. — Vorüber . . . Verzeihen wir einander."

„Ja! ja!"

„Du liebſt mich gar nicht mehr?"

„Du thuſt mir unſagbar leid."

„Wirſt Du bei mir bleiben, bis ich ſterbe?"

„Du wirſt nicht ſterben," ſagte ich, wie jeder Theilnehmende zu jedem Sterbenden ſagt, und bemühte mich,

ihr Troſt zuzuſprechen. Ich ſagte ihr auch, daß Maud und das Kind mich begleitet hätten.

Sie bäumte ſich auf: „Du haſt Maud mitgebracht? das thuſt Du mir an?“

„Edith, wie verſündigſt Du Dich an ihr und an mir. Ich ſchwöre . . .“

„Laß nur — ich hab' ja gar kein Recht.“

„So willſt Du ſie nicht ſehen?“

„Nein! nein!“

„Und das Kind? Es ſehnt ſich ſo ſehr nach Dir.“

„Liebt es mich denn? . . . Es ſoll kommen.“

Ich ſchickte hinüber. Maud geleitete die Kleine bis zur Thür des Krankenzimmers, kniete dort nieder und betete.

Lore war in die Wohnung Edith's eingezogen wie im Triumph. Ihr Geſichtchen ſtrahlte vor Glück. Sie ſah ſich um in den reich geſchmückten Räumen, ſie ſchwelgte in Wohlgefallen in dem Luxus, der hier herrſchte. Beim Anblick ihrer in Spitzen und Seide gehüllten Mutter ſtieß ſie einen Schrei der Bewunderung aus und eilte auf ſie zu.

Edith blieb regungslos und ſtarrte ſie an: „Mein Gott . . . Franz . . . das arme Kind,“ murmelte ſie.

„Ich bin nicht arm, ich bin bei Dir!“ rief Lore, „und bleibe bei Dir immer, immer!“

Es war ſchrecklich. Das Kind vermochte nicht ihr eine mütterliche Regung abzugewinnen. Und wie die Kleine ſich mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ſie ſchmiegte, und die Sterbende mit geheimem Grauen zu ihr nieder-

blickte, überlief's auch mich; ich mußte der Worte Edith's gedenken: „Das bin ja ich, das bin noch einmal ich."

Viel Selbstüberwindung koſtete es ſie, ihre Tochter zu küſſen und zu ſegnen. „Werde anders," ſprach ſie und legte ihr die Hand aufs Haupt, „werde anders als Deine Mutter. Leb wohl. Sie ſoll fort, Franz, und Du bleib bei mir."

Lore bat nicht mehr, ſie weinte auch nicht. Sie biß die Zähne zuſammen, und ein Ausdruck von unausſprechlicher Bitterkeit verzog ihren Mund. Sie ging, und ich, gefoltert von Mitleid mit ihr, hätte ihr nacheilen mögen.

Aber ich blieb den ganzen Tag, die ganze Nacht und noch einen Tag und noch eine Nacht. Edith iſt ſchwer geſtorben. Herr, mein Gott, Du haſt eine Entſchädigung für alle Leiden des Lebens, Du haſt ein Zeichen der Vergebung für alle Schuld. Herr, mein Gott, gönne jedem Einzelnen des gequälten Menſchenvolkes dieſe Entſchädigung, gib jedem dieſes Zeichen, — ſchenke jedem einen ſanften Tod.

Meine Schwiegereltern fanden im erſten Augenblick einen Troſt in dem Gedanken, daß Edith losgeſprochen von ihren Sünden und verſöhnt mit Gott geſtorben war. Dann aber kam die Reue. Sie nahmen den größten Theil des Unrechts, das ihre Tochter im Leben begangen hatte, auf ſich. Edith wäre anders geworden, wenn ſie ihr mehr Liebe gezeigt hätten, meinten ſie. Dieſer Selbſtvorwurf vergällte ihnen ihre letzten Jahre.

Es fiel mir auf, daß Karl und Ethel ihre Kinder nicht mehr nach Niedernbach mitnahmen und mich auch nicht mehr aufforderten, Lore zu ihnen zu bringen. Warum? Ich ließ Ausflüchte nicht gelten, fragte ganz bestimmt: „Meint Ihr, daß Lore einen schlechten Einfluß auf Eure Kinder nimmt?“ — „Sie sind ihr zu klein, zu gering, sie neckt und quält sie, ist auch für sie viel zu gescheit, weiß zu viel,“ lautete die so schonend als möglich hervorgebrachte Antwort. „Laß einige Jahre vorübergehen, der Unterschied im Alter wird sich dann weniger geltend machen. Ganz ehrlich“ — damit kamen sie zuletzt heraus —, „es würde einem Manches an ihr nicht auffallen oder man würde ihm keine Bedeutung zuschreiben, wenn sie nicht die Tochter Edith's wäre.“

Zu gescheit! Lieber Gott, ihre Gescheitheit wäre mir feil gewesen um ein wenig Unbefangenheit, Gedankenlosigkeit, um einen Hauch Wärme und Liebe . . . Und: wenn sie nicht die Tochter Edith's wäre! Sie hatte es also schon angetreten, das mütterliche Erbe — die vorgefaßte Meinung . . . Wenn ihre Nächsten sich von diesem Vorurtheil nicht befreien konnten, was hatte das Kind von Fremden zu erwarten? Ein namenloses Mitleid erfüllte mich . . .

Der Blick getrübt, die Hand unsicher. Ich spähe, ich taste, statt zu schauen, zu greifen. Die Farben des düstern Bildes, das ich zu malen unternommen habe, weil ich mußte, weil ich nach Befreiung lechze, schwimmen

in einander. Hilf nach, wo mein Können verſagt. Ordne, ſtell' Alles an ſeinen rechten Platz, wo ich verworren werde.

In dem Jahre, in dem Lore ihren vierzehnten Geburtstag beging, ſchieden meine guten Schwiegereltern aus dem Leben. Mein Schwiegervater ging zuerſt, ſeine Frau ſtarb ihm nach. Buchſtäblich. Man ſtirbt nicht aus Gram, ſagen die Leute. Sie ſollten ſagen: Es ſtirbt nicht aus Gram, wer will; der erſte Beſte trifft's nicht, man muß dazu etwas Rechtes ſein. Ich ſcheine zu jenen erſten Beſten zu gehören. Beim Tod ihres Großvaters war Lore ganz gleichgültig geblieben. Während ihre Vettern und Baſen, die großen und die kleinen, in Thränen ſchwammen, verbarg ſie die Freude nicht, die ihre Trauertoilette ihr machte. Maud ſagte nicht mehr: „Das iſt Kinderart," ſie ſagte: „Lore iſt ebenſo ergriffen wie die Andern, ſie will's nur nicht zeigen."

Sie hatte den Todten durchaus nicht ſehen, und ich hatte ſie dazu nicht zwingen mögen. An den Sarg ihrer Großmutter führte ich ſie trotz ihres Widerſtrebens. Die ſchöne, alte Frau in ihrer tiefen Ruh' bot ein edles Bild des Friedens. Der Anblick machte auf Lore keinen andern Eindruck als den einer angenehmen Ueberraſchung. Ich kannte ſie nicht ganz, aber doch genug, um ihr den Gedanken vom Geſicht abzuleſen: Sieh nur, der Tod iſt nicht ſo häßlich, wie ich geglaubt habe.

„Niederknieen!" flüſterte ich ihr zu. Es waren Leute im Sterbezimmer. Sie ſah zu mir hinauf mit ihrem ewig verneinenden, ewig rebelliſchen Blick; er ſagte: Ich

kniee nicht, ich weine auch nicht. Du willſt es, ich weiß recht gut, du willſt, daß ich weine, aber ich weine nicht. Der Zorn übermannte mich. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und zwang ſie nieder. Ihre Muskeln waren wie aus Stahl, ſie ſtemmte ſich mit ihrer ganzen Kraft . . . Heute noch fühl' ich den zarten, jungen Leib mit Widerſtreben und ſchmerzlichem Zucken nachgeben unter der Wucht meiner Hände.

Lache mich aus. Ich fühle auch noch, wie damals der Haß des Kindes mich anfiel wie etwas Körperliches und mir zuraunte in lautloſer Sprache: Mich überwindeſt du nie.

Am Abend beim Gutenachtwünſchen ſagte ſie: „Du haſt mich gezwungen zu knieen, Du biſt der Stärkere; aber nur meine Kniee haben ſich gebeugt. In Wirklichkeit beuge ich mich vor keinem Menſchen mehr, das habe ich meiner todten Mutter auf den Knieen verſprochen."

* * *

Ich ermüdete nicht im Kampf um dieſe Seele. Die Nachſicht hatte ſich ohnmächtig erwieſen, nun wurde ich ſtreng, ſtreng bis zur Härte.

Sie war immer geiſtig rege geweſen und blieb es auch. Ihre Gedanken arbeiteten raſtlos. Wer ihr aber zumuthete, dieſe Gedanken auf ernſte Dinge zu richten, erſchien ihr als eine komiſche Perſon. Darin glich ſie ihrer Mutter und den allergewöhnlichſten Weibern. Das

Intereſſe, das Lore als Kind, ohne es zu wiſſen und zu wollen, an ihren Studien genommen hatte, ſchwand mit den Jahren immer mehr. Sie lernte unglaublich leicht und unglaublich flüchtig. Wenn ich ſtaunte, wie raſch ſie vergaß, was ſie eben erſt gewußt hatte, lachte ſie triumphirend.

„Ich wüßt's, wenn ich mir's merken wollte; ich will mir's aber nicht merken. Wozu?“ ſagte ſie mir einmal in einem Anfall von Aufrichtigkeit. „Athme ich lieber und leichter, wenn ich weiß, woraus die Luft beſteht? Gefallen mir die Sterne, die Blumen, die Bäume, die Berge und Flüſſe beſſer, wenn man mich in die Intimitäten ihres Privatlebens einführt? Und die Geſchichte, mit der Ihr mich plagt! Die alte iſt gewiß nicht wahr, und die neue erlebe ich. Ich lebe, lebe, will leben, nur leben, mich freuen, mich unterhalten, glücklich ſein!“

Als ſie ſo ſprach, hatte ſie kürzlich ihr ſechzehntes Jahr erreicht. Wir ſtanden auf einer Wieſe im Garten. Es war ein ſonniger Frühlingsmorgen. Die Erde, das feine, üppige Gras, das junge Laub, die jungen Blüthen dufteten, der Waſſerfall rauſchte, die Vögel ſangen ihre verbuhlten Lieder. Und mein Kind, in ſeinem Trotz und Liebreiz, erſchien mir wie eine Verkörperung der blinden, brutalen Lebens- und Triebkraft, die nichts will, das heißt nichts muß, als ſich durchſetzen, und dabei nebenher alle die Licht-, Duft-, Klangerſcheinungen hervorruft, die uns entzücken.

Eine Libelle kam vom Teiche hergeſchwirrt und raſtete auf einem Grashalm. Vorſichtig hob Lore den Fuß und

zertrat ſie. „Warum thuſt Du das?“ fragte ich. „Weil ſie mich ärgert; ſie darf thun, was ſie will — ich werde wie eine Sklavin gehalten.“

„Aber wartet nur, meine Zeit kommt,“ hatte ſie offenbar hinzuſetzen wollen. Es ſchwebte ihr auf den Lippen. Ich ſah's, ich kannte ſie ſo gut. Doch beſann ſie ſich und ſchwieg und lächelte mich mit ſpöttiſcher Drohung an.

Damals hatte ſie angefangen, ihr großes, muſikaliſches Talent mit leidenſchaftlichem Eifer auszubilden. Ihre Lehrerin war einſt eine ſehr gefeierte Künſtlerin geweſen. Durch eine unglückliche Heirath ins tiefſte Elend gebracht, fand ſie in meinem Hauſe eine Zufluchtsſtätte und an Maud eine Freundin. Unſere Abſicht war, ſie bei uns abſterben zu laſſen, geſchützt vor Armuth und Noth und vor den Erpreſſungen ihres nichtsnutzigen Mannes.

Lore hatte Anfangs Abgötterei mit ihr getrieben und in hellem Entzücken über ihr geniales Klavierſpiel mehr als einmal ausgerufen: „So ſpielen wie Frau Mitter und dann ſterben!“ Aber ſie ſpielte nicht wie Frau Mitter. Sie ſpielte wie das frühreife, leidenſchaftlich veranlagte Kind, das ſie war. Ihr ganzes, zugleich kaltes und unbändiges Naturell kam zu Tage in ihrem Spiele, damals ſchon — und ſpäter erſt . . . Am Klavier ließ ihr ſcharfer Verſtand ſie im Stiche, und ſie verrieth von ihrem eigenſten Weſen mehr als ſie wollte. Große Kälte bei großer Sinnlichkeit. Eine unvergleichliche Kunſt, Feuer anzulegen, ohne ſelbſt Feuer zu fangen. Moraliſche Mordbrennerei.

Um wie Vieles ſchlechter war ſie doch als ihre Mutter, die nicht nur hinriß, die ſich hinreißen ließ, hingeriſſen werden konnte.

Ich ſetzte die Zahl der Stunden feſt, die ſie der Muſik widmen durfte, und wies Frau Mitter an, den Unterricht auf das Studium der Klaſſiker zu beſchränken. Sie that es, und ihre Schülerin rächte ſich dafür. Sie ſetzte ein Syſtem von kleinen raffinirten Quälereien ins Werk, die ſich nicht bezeichnen, alſo nicht rügen ließen. Scheinbar harmloſe, in Wirklichkeit aufs Blut verletzende Anſpielungen, fortwährende Mißverſtändniſſe. Sie brachte die Unglückliche dahin, das Haus zu verlaſſen und in ihre jammervolle, immer bedrohte Exiſtenz zurückzukehren. Natürlich brachten Maud und ich die alte Dame in Sicherheit; davon aber erfuhr Lore nichts. Maud verſuchte eine Regung der Reue in ihr zu wecken und ſagte ihr eines Tages plötzlich: „Du haſt ſie vertrieben; ſie wird im Elend untergehen durch Deine Schuld.“ Aber das Kind ließ ſich nicht verblüffen, war gleich bei der Hand mit ſeiner rohen und altklugen Weisheit: „Warum ſoll ſie nicht einen andern Platz finden? Es gibt noch mehr Leute, die Klavierlehrerinnen brauchen.“

Bald darauf kam eine Zeit, in der ſie Fügſamkeit heuchelte. Sie wurde freundlich gegen mich, aufmerkſam gegen Maud. Sie proteſtirte nicht mehr gegen die „eiſerne Fuchtel“, wie ſie ſich ausdrückte, unter der ich ſie hielt. Sie ließ ſich meine Wachſamkeit gefallen und ſpottete ihrer und durfte ihrer ſpotten, denn trotz all und allem

wußte ſie ſich ihr zu entziehen. Das Einzige, was ſie wohl je wirklich geliebt hat, war das Böſe. Weil ſie aber nicht treu ſein konnte, war ſie auch dem Böſen manchmal untreu.

Sie hatte Anwandlungen von Frömmigkeit, ſie, die Skeptikerin, die an nichts glaubte als an ſich, an die Macht ihrer Schönheit und ihres Liebreizes. Manche Menſchen hielten ſie für gut. Sie hatte eine kühle, überzeugte Art, zu ſchmeicheln, die dem Geſchmeichelten wunderbar einleuchtete. Den Spott, der ihr dabei tief innerlich falſch aus den Augen blitzte, auf den Lippen tanzte, ſah nur ich.

* * *

Ich habe noch nicht geſagt, daß Lore einen Spielgefährten gehabt hat, den Sohn unſrer Johanna. Er wuchs in meinem Hauſe auf; ſein Vater, einer meiner Beamten, war früh geſtorben. Er hieß oder vielmehr heißt, er lebt ja noch — im Irrenhauſe — Rupert. Ein ſtämmiger, wilder Junge, die verkörperte Unbotmäßigkeit gegen ſeine Umgebung; aber vor Lore mußte ich ihn ſchließlich retten, wie ich ihre Hunde und Vögel vor ihr hatte retten müſſen. Es gab immer Streitigkeiten zwiſchen den beiden Kindern, und immer endigten ſie mit der Unterwerfung des älteren, ſtarken Buben unter die Tyrannei des kleinen Mädchens. Ein gutes Wort, eine Liebkoſung, und er lag auf dem Boden und ſetzte ihr Füßchen auf ſeinen Nacken; faktiſch.

Sein höchſter Wunſch wurde ihm erfüllt, als Johanna ihm erlaubte, Soldat zu werden. Er hat ſich brav gehalten und in den Militärſchulen immer zu den Vorzugsſchülern gehört. Wir ließen ihn während der Erziehungszeit ſelten nach Niedernbach kommen, ſeine Mutter brachte die Ferien meiſtens auf kleinen Reiſen mit ihm zu. Als er aber Leutnant geworden war und ſich als ſolcher bei uns präſentiren wollte, mochte ich ihm nicht die Thür weiſen.

Er war ein hübſcher Burſch geworden, etwas klein zwar und unterſetzt, ſah aber vortrefflich aus in ſeiner neuen Jägeruniform. Sein etwas zigeunerhaftes Geſicht, ſeine braunen Augen hatten einen Ausdruck von männlicher Willenskraft und Energie, der mir gefiel. Die Gunſt Maud's errang er nicht. Sie ſagte: „Der iſt vierhundert Jahre alt, der kommt aus der Holki'ſchen Bande und nicht aus der Militärakademie.“

Anfangs benahm er ſich Lore gegenüber ſehr gemeſſen im Gefühl ſeiner jungen Würde. Allmählich ſtellte das alte Verhältniß zwiſchen ihnen ſich wieder her. Einmal luden wir ihn zu Tiſche, Maud und ich, und wollten, daß auch ſeine Mutter mit uns ſpeiſe. Sie war nicht dazu zu bewegen. „Was mein Sohn, der Leutnant an Ehren erfährt, iſt für mich Ehre genug,“ erwiderte ſie. Und wir konnten froh ſein, daß ſie unſere Einladung nicht angenommen hatte und nicht Zeuge der Grauſamkeit ſein mußte, mit der ihr Rupert von Lore behandelt wurde.

Er aß, wie die Zöglinge unſrer Militärſchulen zu

eſſen pflegen, ſchnitt ſein Brod, führte ſein Meſſer zum Munde, fiel über ſein Roaſtbeef her und legte es in Stücke. Lore verfolgte jede ſeiner Bewegungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit und fing an, ihm Alles nachzumachen. Höchſt discret, ohne Uebertreibung. Plötzlich legte ſie Meſſer und Gabel hin und ſprach laut und langſam: „Sie, meine Hund' haben ſchon gegeſſen. Wiſſen Sie, Rupert, wer das geſagt hat?“ „Nein,“ erwiderte er betroffen. „Ein Feldmarſchallleutnant zu einem Leutnant, der das Fleiſch juſt ſo geſchnitten hat wie — ich.“

Er wußte nicht, was antworten, er wußte auch nicht, was thun. Auf einen Wink Lore's redete ihn die franzöſiſche Lehrerin — auch eine der weißen Sklavinnen meiner Tochter — in ihrer Sprache an. Und er ging ganz naiv in die Falle und gab ein Franzöſiſch zum Beſten, das enſetzlich war. Selbſt Maud hatte Mühe, ihren Ernſt zu bewahren. Und Lore traf ſogleich Rupert's Ton und wiederholte die Ungeheuerlichkeiten, die er ſagte, und hob jeden unliebſamen Doppelſinn hervor ohne eine Miene zu verziehen, indeß die Franzöſin ſich vor unterdrücktem Lachen wand.

Er begriff endlich, daß man ihn zum Beſten hatte, und in ihm kochte der Zorn. Zehn Jahre lang heiß nach einem ehrenvollen Ziel geſtrebt, es erreicht haben und dort ein junges Ding finden, das einen auslacht, weil man nicht ſo iſt und nicht ſo ſpricht, wie es in dem Kreiſe des jungen Dings üblich iſt, das brächte wohl den Ruhigſten

aus dem Geleiſe. Wie denn nicht dieſen nur halb geleckten Bären? Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem Maud die Tafel aufhob, winkte Lore heran und befahl ihr leiſe, auf ihr Zimmer zu gehen und dort den Reſt des Tages zu bleiben. Sie wandte ſich an Rupert und erwiderte laut: „Sehen Sie, Herr Leutnant, ich bekomme Zimmerarreſt, weil ich Sie geneckt habe bei Tiſche. Mein Vater dictirt mir noch Strafen wie einem kleinen Mädchen.“

Mit unbefangener, höchſt drolliger Ueberlegenheit ging ſie auf ihn zu, reichte ihm beide Hände und ſprach: „Bitten Sie mich wenigſtens für morgen los, und nichts für ungut, Spielkamerad.“

Er faßte ihre Hände und drückte ſie, daß ſie ſich auf die Lippen biß vor Schmerz. Als er das ſah, ſtieg ihm die heiße Röthe der Beſtürzung ins Geſicht. Er zitterte; er hätte ſich vor ihr auf den Boden niederwerfen mögen, wie ehemals. Er war noch der ſelbe, leidenſchaftlich und unfähig der Selbſtbeherrſchung und der Verſtellung.

Erbliche Belaſtung? — Poſſen! Seine Mutter die langmüthige Unterwürfigkeit ſelbſt. Wenn es keine „Herrſchaften“ mehr geben wird, ſolche Leute werden ſich welche aus einem Bund Stroh zuſammenflechten. Sein Vater ein tabakſchnupfender, fiſchblütiger Pedant, den nichts aus ſeinem Gleichmuth brachte, der ſich weder freuen noch ärgern konnte.

Und dann wieder: Es gibt keine erbliche Belaſtung? — Poſſen! Edith wiederholte ſich in jedem Blutstropfen

ihres Kindes. Lores Fehler waren die Fehler ihrer Mutter, nur zur Potenz erhoben . . . Die Falschheit zum Beispiel. Das wenige Gute freilich fehlte. Lore war einer großen Liebe unfähig. Bei ihr schlich sich überall Berechnung ein. Wie sie so geworden? Nein, nicht geworden, sie war so geboren, hat sich ihren innersten Gesetzen gemäß entfaltet, wie es in ihrer urkräftigen Natur lag, allen äußeren Einwirkungen zum Trotze. —

Rupert war nicht geheilt von seiner Anbetung für sie, und sie sorgte dafür, daß er's auch nicht wurde. An diesem Menschen hat sie ihre ersten Studien gemacht in der Kunst, sich Andere zu unterwerfen. Es war ein erster Waffengang mit einem schwachen Gegner.

Nach acht Tagen blieb mir nichts übrig, als der armen Johanna zu sagen: „Ihr Sohn muß fort." Sie weinte bitterlich, aber sie gab es zu, tadelte nur ihn. „Warum ist er auch so ein Narr! Was bildet er sich ein, der Narr!"

Der Unglückliche schrieb an Lore, und sie brachte mir den Brief . . . Lachend, wie nur sie lachen konnte. Du warst entsetzt, daß sie lachte, und ihr Lachen gefiel Dir doch.

„Eine Erklärung in Militärgeschäftsstil," sagte sie, und wirklich war's ein wunderliches Schriftstück. So blutjunge, heiße, ehrliche, geschmacklos ausgedrückte Leidenschaft, sie brannte manchmal lichterloh durch das Phrasengedrechsel hindurch.

Sie hatten Abschied genommen, und er hatte sie geküßt. Sie gab das zu mit der größten Unbefangenheit.

„Er iſt ja der Sohn meiner Johanna, und ich bin noch ein kleines Mädchen; als ein ſolches wenigſtens werd' ich behandelt." Der Kuß des „kleinen Mädchens" hatte ihn toll gemacht. Er fühlte ſich gefeit, geweiht, es gab nichts Unerreichbares für ihn. Ein Eroberer, ein zweiter Napoleon wollte er werden, und Lore dann zu ſich erheben.

Und ſie lachte und ſagte verächtlich: „Der dumme, dumme Rupert, und wie frech er iſt." Sie begriff völlig, daß er um ſeiner Dummheit und Frechheit willen noch werde viel leiden müſſen, und fand, es geſchehe ihm recht.

Die Menſchen hinter ſich herſchleifen, am Leitſeil eines Verlangens und einer Sehnſucht, die man nie zu ſtillen gedenkt, mißhandeln, quälen und dafür vergöttert werden und unumſchränkt herrſchen über Alle — ſo dachte ſie ſich ihre Zukunft. Und ſo ſchien ſie ſich auch geſtalten zu wollen. Um dieſe Zeit war's, wenn ich nicht irre, daß Maud's verändertes Benehmen gegen mich mir zuerſt auffiel. Sie vermied, mit mir allein zu ſein, ſie wurde noch zurückhaltender und kühler, als es ohnehin in ihrer Art lag. In ihrer Art, nicht in ihrem Weſen. Sie fühlte tief und warm und treu. Sie ſprach wenig, aber ſie that viel, ſie bedauerte nicht, aber ſie half. Daß ſie frömmer wurde von Jahr zu Jahr, daß iſt die einzige Veränderung, die ich an ihr wahrgenommen habe im Laufe der Zeit. Auch ihr Aeußeres veränderte ſich wenig. Sie alterte, aber ſie gehörte zu den ſeltenen Ausnahmen unter den Frauen, die auch im Alter ſchön bleiben.

Es war ſchon öfters vorgekommen, daß Lore, wenn

ſie mich im Salon Maud's wußte, eintrat, irgend eine Frage ſtellte und regelmäßig hinzufügte: „Ich gehe gleich wieder, ich will nicht ſtören.“

Dabei richtete ſie einen Blick auf Maud, unter dem dieſe regelmäßig erröthete.

Einmal rief ich Lore auf mein Zimmer und ſtellte ſie zur Rede. Sie hatte ihre Antwort ſo bereit, daß mir ſchien, ſie habe nur gewartet auf die Gelegenheit, ſie anzubringen.

„Die Tante,“ ſagte ſie, „hat mir Vorwürfe gemacht wegen meiner Gefallſucht. Das hätte ſie ſich ſchenken können. Ich will der Welt, die mir gefällt, gefallen. Ich bin ihr Kind, ein Weltkind, keine Fromme. Ich bin auch keine Heuchlerin, wie die fromme Tante Maud.“

„Wie Tante Maud?“

„Die Eiferſucht auf ſie hat meine Mutter aus dem Hauſe getrieben. Meine Mutter hat ihr nicht einmal auf dem Sterbebett verziehen . . .“

„Lore!“ ſchrie ich ſie an.

Mit Entſetzen, mit Verzweiflung blickte ich in den Abgrund von Schlechtigkeit in dieſer jungen Seele. Worte fand ich nicht. Sie feierte einen abſcheulichen Triumph.

„Tante Maud iſt von jeher in Dich verliebt geweſen!“ fuhr ſie fort, nachläſſig, als ob ſie von den gleichgültigſten Dingen ſpräche. „Alle Leute wiſſen es.“

Ich hatte ſchon die Hand gegen ſie erhoben; ich hätte ſie zerſchmettern können, ja — mögen . . . Ich

nahm mich zuſammen, wie ſo oft! wie immer! und wies ihr ſtumm die Thür.

Vieles wurde mir jetzt erklärt, das mir früher flüchtig aufgefallen war, ohne mich weiter zu beſchäftigen. Allerlei Fragen, Anſpielungen. Und wer hatte die Gerüchte, die Maud's Frauenehre befleckten, in Umlauf geſetzt? Das Kind — ich zweifelte keinen Augenblick daran — das Kind, das ihr ſo viel verdankte.

Damals hat Maud unter einem ſchlecht gewählten Vorwand — ſie verſtand ſich nicht aufs Lügen — mich verlaſſen wollen. Ich ſprach offenherzig mit ihr und beſtimmte ſie, auf dem Poſten zu bleiben, den ſie ſelbſt erwählt hatte. „Man muß die Verleumdung niederleben," ſagt ein engliſches Sprichwort.

Sie hat treu bei mir ausgeharrt, meine edle Schweſter Maud.

Mein Schwager und Ethel wohnten auf dem Gute meiner verſtorbenen Schwiegereltern, und nach wie vor wurde dort Gaſtfreundſchaft im großen Stile geübt. An Umgang das Beſte zu haben, was es gibt, war das Ehepaar immer beſtrebt und verſtand es vortrefflich, Angehörige der verſchiedenſten Stände, Berühmtheiten und Capacitäten aller Art um ſich zu verſammeln und Jeden auf den Platz zu ſtellen, auf dem er ſich am behaglichſten fühlte, am beſten ausnahm, und von dem aus er die Anderen im beſten Lichte ſah.

Sie ſcherzten ſelbſt über ihre „Löwenjägerei". Ich ſehe noch, wie fröhlich und ſtolz uns Ethel eines Nach-

mittags entgegenkam und uns mit den Worten begrüßte: „Ein großer Fang iſt uns gelungen. Werner Klar iſt da und bleibt einige Wochen bei uns.“

Du kennſt den Mann, deſſen wahren Namen zu nennen mir widerſtrebt. Er hat einen Weltruhm errungen. Damals begannen die Sehenden unter ſeinen Freunden und Feinden ſchon zu ahnen, daß er ihn erringen werde. In jeder Hinſicht ein Anserwählter und Begnadeter, hat er die Noth des Lebens nie gekannt. Er iſt auf Händen getragen worden von ſeiner hochgebildeten und wohlhabenden Familie. Er iſt nicht durch die Schulen gegangen, er iſt im Triumph durch die Schulen gezogen und hat nebenbei immer etwas „ernſtlich“ getrieben. Muſik zum Beiſpiel oder Malerei oder alle Arten von Sport. Daß auch in dieſes glanzvolle Leben ein ſchwerer Schatten von Schmerz und Schuld fiel, dafür hat Lore geſorgt, und er hat ihr ein Denkmal geſetzt, daß ſie und — freilich auch ihn verherrlicht. Der große Philologe hat ein kleines Epos geſchrieben, in dem die Todte im verklärten Bilde weiterlebt.

Heute noch wird jede Frau, wenn ſie nicht ganz ſchwachen Geiſtes iſt, ſtolzer darauf ſein, ſeine Aufmerkſamkeit zu wecken, als die eines ganzen Zimmers voll Modeherren. Er iſt heute noch ein Urbild männlicher Schönheit, und noch machen Maler und Bildhauer Jagd auf ihn. Zu jener Zeit lag auf ſeinen feinen, von Geiſt durchleuchteten Zügen der ganze Schmelz der Jugend . . .

Er war keine ſinnliche Natur; die Frauen hatten bisher in ſeinem Leben nur Nebenrollen geſpielt. Er liebte den Umgang mit ihnen, ließ ſich ihre Schmeicheleien und Huldigungen gern gefallen. Einfluß nahmen ſie auf ihn nicht.

Er war ein entzückender, ſelbſt die Stumpfſinnigen hinreißender Geſellſchafter. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er nur in einen Kreis zu treten brauchte, um ſogleich ſein Mittelpunkt zu werden. Dabei war er durchaus nicht liebenswürdig. Liebenswürdigkeit bedingt eine gewiſſe Unterordnung dem Werth, der Stellung, der Anſicht Anderer gegenüber. Unterordnung jedoch kannte er nicht. Er fühlte ſich hoch erhaben über alle Anweſenden und dachte nicht daran, es zu verbergen, und weder Männer noch Frauen fühlten ſich dadurch gedemüthigt, alle bewunderten und liebten ihn.

Als Lore und er einander zum erſten Mal entgegentraten und mit befremdeten Blicken maßen, das war merkwürdig.

„Alſo dieſen langen Gelehrten da zu haben, ſoll Ehre ſein und Glück?“

„Alſo dieſem kleinen Mädchen ſoll man nicht ungeſtraft in die Augen ſehen können?“

Lore iſt aus dem Leben gegangen, ohne eine noch ſo flüchtige Regung des Gefühls gekannt zu haben, das den Menſchen am höchſten adelt — der Verehrung.

Das Genie Werner Klar's, die großen Gedanken, die er ausſprach, imponirten ihr nicht; was ſie bezwang,

das war seine Schönheit, sein Witz, seine Geschicklichkeit. Beim Fechten, beim Pistolen- und Bogenschießen, beim Wettrudern auf dem Teiche war er der Sieger, immer er. Und daran hatte er eine kindische Freude, erwartete Complimente und forderte sie heraus. Er hielt sich für einen guten Reiter — aber mit Unrecht, in dieser Kunst hatte er's nicht weit gebracht. Lore machte ihm eine spöttische Bemerkung darüber, und nun mußte mein Schwager ihn täglich auf der Reitschule vornehmen und abrichten wie einen Rekruten. Diesen Menschen!

Ethel ärgerte sich darüber: „Er ist nur unter der Bedingung gekommen, daß ihm nicht der geringste Zwang auferlegt werde in der Verwendung seiner Zeit, und jetzt verliert er alle Vormittage ein paar Stunden, um es im Reiten doch nicht weiter zu bringen, als das gewöhnlichste Offizierlein."

Was mir an Werner Klar immer gefallen hat, war, daß sein eigenes Interesse geweckt wurde, sobald er bei jemand Anderem ein Interesse für etwas Ernstes fand, mochte es sich nun um das ABC einer Wissenschaft oder um ihre schwierigsten Probleme handeln. Er war schon sehr verliebt in Lore, und sie war's noch mehr in ihn, als er einmal während eines ganzen Abends mit einer alten Doctorin der Philosophie von der Weltentstehungslehre, ich weiß nicht mehr welches griechischen Denkers, gesprochen hat.

Er schien sich der Anwesenheit Lore's erst zu erinnern, als wir uns verabschiedeten.

Im Wagen ſagte ſie dann: „Dieſer Werner Klar iſt der größte Geck. Ich haſſe ihn.“ Du liebſt ihn, dachte ich und ſegnete dieſe Liebe und hoffte, hoffte auf ſie.

Standesvorurtheil? Plunder für einen in meiner Lage. Nur keine Verantwortung mehr haben, nur erlöſt ſein. Ich erwartete jeden Tag, daß er kommen und ſich erklären würde, aber er kam nicht und liebte ſie doch und wurde wiedergeliebt. Er verrieth ſich manchmal durch ein raſches, unwillkürliches Aufglühen in ſeinen Augen, durch die ſelig triumphirende Art, in der er ſie anſah. Sie verrieth ſich nie; ſie war auch nie ſchöner, nie umworbener, als in dieſer Zeit. Ueber ihr Weſen waren alle Zauber der Anmuth und Holdheit ergoſſen, ſie ſchwelgte in Freude an ſich ſelbſt . . . Wer hat damals nicht gerungen um ihre Gunſt? wer von Allen, die Aufnahme fanden im gaſtfreien Hauſe meines Schwagers? Sie entmuthigte Keinen, ſie ließ Jedem einen Schimmer von Hoffnung, bis er ſie ausſprach. Dann war er gerichtet und konnte ſeiner Wege gehen, leichter oder ſchwerer verwundet. Nicht Alle ſind geneſen. Da war einer, der einzige Sohn armer Eltern, ihr ganzes Glück, ihre ganze Hoffnung — — — genug! Unheil und Schuld bezeichnen den Weg, den Lore gegangen iſt in ihrem kurzen Leben.

Auf einmal hieß es: Werner Klar unternimmt eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Indien, und es iſt ſo gut, als wäre er ſchon fort, man ſieht ihn nicht mehr. Seine Wirthe haben ihm einen Pavillon am Ende des Parks eingeräumt, und er kommt nicht einmal zu den Mahl-

zeiten ins Schloß, treibt vorbereitende Studien zu ſeiner Gelehrtenfahrt.

Eines Tages kommt Fürſt Emil Nordhauſen, ganz bewegt, ganz ergriffen, der ruhige Menſch, und wirbt um die Hand Lore's und hat ihr Jawort.

Du kennſt auch den, Du weißt von dem Jahre langen Verhältniß, in dem er zu einer liebenswürdigen Frau geſtanden hat. Wenn der Ehebruch ſich entſchuldigen läßt, in dem Falle war er entſchuldigt. Sie ſchmählich verlaſſen, er frei. Ihren, nach menſchlichen Geſetzen unrechtmäßigen, Bund hat die Treue geheiligt. Nach dem Tode noch hat er ſie der Vielgeliebten bewahrt — bis ſein Unſtern ihn Lore begegnen ließ.

Eines Tages kommt der ruhige, ſtille Menſch ganz bewegt, ganz ergriffen und ſagt: „Ich bitte um die Hand Deiner Tochter, ich hab' ihr Jawort." Das war kurz nachdem Werner Klar ſein Einſiedlerleben angetreten hatte.

„Ich hab' ihr Jawort," ſagte er, und wie er mein Staunen und Zögern ſah, wurde ſein ehrliches Geſicht roth bis an die Haarwurzeln. „Was haſt Du gegen mich? Du findeſt mich zu alt für ſie? Ich bin jünger als mancher Junge," und er richtete ſeine Hünengeſtalt ſtolz auf. „Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß ſie verliebt in mich iſt. Liebe fordere ich nicht. Ihre Sympathie und ihr Vertrauen ſchenkt ſie mir."

So dumm ſind wir. Liebe nicht fordern. Damit glauben wir etwas Großmüthiges und Uneigennütziges zu

thun. Was Du nicht „forderſt“, fordert des Weibes innerſte Natur.

Ich ärgerte mich und war doch gerührt — von dem Ausdruck ſeiner Augen. Große Hunde von edler Raſſe ſehen einen manchmal an, unausſprechlich traurig, ergreifend vorwurfsvoll. Jeder Hundefreund kennt den Blick. Schau nur recht, Du findeſt ihn manchmal bei ganz guten, ehrlichen Menſchen.

„Nein, lieber Freund, Du biſt nicht zu alt, und ſie iſt noch ſehr jung,“ gab ich ihm zur Antwort, „und deshalb habt ihr Zeit zu warten. Man heirathet nicht über Hals und Kopf, man lernt einander kennen. Du kennſt Lore nicht.“

Er ſie nicht kennen! Da kam ich ihm recht! Er wollte Lore beſſer kennen als irgend Jemand, beſſer jedenfalls als alle, die ihr zu Füßen lagen. Von denen ließ ſie ſich huldigen, ja, das that ſie. Ihr Vertrauen beſaß er allein. Er wußte Alles von ihr, auch von ihrer Schwärmerei für Werner Klar. Von dem war ſie geblendet geweſen beim erſten Anblick. Er wäre ihr auch gefährlich geworden, wenn er's dabei gelaſſen hätte, bei dem einmaligen Blenden. Das aber genügte ſeiner Eitelkeit nicht, und in einem Zuſtande immerwährenden Geblendetſeins leben, hielt Lore für ein zweifelhaftes Glück.

„Ich bin ihrer ſicher!“ rief er aus. „Eine erſte Schwärmerei hat nichts zu bedeuten. Welcher noch ſo heiß geliebte Mann darf ſich rühmen, der Erſte zu ſein, für den ſeine Frau geſchwärmt hat? Und wenn er ſie

aus der Kinderſtube wegheirathet, mit irgend einem Prince charmant iſt ihre Phantaſie ſchon beſchäftigt geweſen, mag er ihr nun in Geſtalt eines Unerreichbaren erſchienen ſein, der ſein Viergeſpann an ihrem Fenſter vorbeikutſchirt, oder in der ihres Klavierlehrers."

Er gerieth immer mehr in Eifer, und ich hörte ihm zu und bewunderte — den Verſtand meiner Tochter. Sie redete aus ihm; er ſah und dachte, wie ſie wollte, daß er ſehe und denke. Nein, es gibt nichts Schwächeres, nichts Blinderes, als einen ſtark verliebten ſtarken Mann.

Natürlich blieb ich dabei: „Du bekommſt keine Antwort, bevor ich mit Lore geſprochen habe." Damit mußte er ſich beſcheiden.

Er einmal fort, und ich ließ ſie rufen. „Um Alles in der Welt," ſagte ich ihr, „Du liebſt nicht ihn, Du liebſt Werner Klar." — Ich höre ihre Antwort noch, ich ſehe noch ihre ſpöttiſche, unendlich kühle Miene.

„Würdeſt Du mich dem geben? Du haſt hochfliegende Pläne mit mir, das muß man Dir laſſen. ‚Frau Doctor Klar?' Nein, ich danke."

„Du liebſt ihn alſo nicht, und er liebt Dich nicht?"

„Ich glaube kaum."

Sie war damals ſchon ſeine Geliebte und ſagte: „Ich glaube kaum. Heirathen würde er mich auf keinen Fall; was ſollte er mit einer Frau, wie ich bin, anfangen? Er braucht eine hübſche Wirthſchafterin, die aufgeht in der Sorge um ſein leibliches Wohl und keine Anſprüche an ihn ſtellt. Alſo wiſſe: ich habe mich für

Werner Klar intereſſirt, werde mich immer freuen, ihn kennen gelernt zu haben, weiter nichts. Jetzt iſt er untergegangen in ſeinen Studien, und ich heirathe Nordhauſen, bin ihm gut und will ihn glücklich machen.“

So ſprach meine ſuperkluge Tochter. Was hätte ich für ein paar jugendlich-thörichte Worte des neunzehnjährigen Kindes gegeben!

Ich habe Nordhauſen eine ebenſo treue Schilderung ihres Charakters gemacht wie Dir, nichts verhehlt, nichts beſchönigt. Die Folge davon war, daß er gegen mich zurückhaltend und mißtrauiſch wurde, und daß ſeine Liebe zu dem armen, von ihrem eigenen Vater verkannten Kinde durch heißes Mitleid verſtärkt wurde.

Sie verlobten ſich. Die Schweſter Emil's und ſein Schwager kamen aus Bayern mit ihrer zahlreichen Familie, und die Familie der Familie folgte nach. Alle vergötterten Nordhauſen, er war ihre Stütze, ihre Vorſehung. Sie fanden ihn verwandelt, verjüngt durch das Glück und hüllten Lore, die das Wunder vollbracht hatte, in Weihrauchwolken. Sie ſchmeichelte ſich bei Jedem ein und verſpottete ihn hinterrücks mit ihrer Franzöſin. Maud machte ihr Vorſtellungen darüber, da ſprach ſie: „Ach was! Sie ſollen nur um mich herumhüpfen; wenn ich einmal Fürſtin Nordhauſen bin, wird Einer nach dem Andern fliegen lernen — zur Thür hinaus.“

Die Brautzeit ſollte nur ſechs Wochen dauern. Wir waren im Spätſommer, und Emil hing das Herz daran, ſeine junge Frau noch vor dem Blätterfall in ihr zu-

künftiges ſchönes Daheim einzuführen. Er wünſchte, daß ſie es kennen lerne und ſehe, daß ſich's dort leben laſſe. Sobald der Herbſt anrücken würde, wollten ſie nach dem Orient reiſen.

Mein Schwager und Nordhauſen betrieben eifrig alle geſchäftlichen Angelegenheiten, Maud und die Schweſter Emil's hatten vollauf mit Anordnungen im Hauſe zu thun. Ethel und mir blieb die Sorge für die Unterhaltung unſrer Gäſte überlaſſen. Ich bin dieſer hausherrlichen Verpflichtung ſchlecht genug nachgekommen. Das luſtige Treiben der jungen, die Geſpräche der alten Leute waren mir gleichgültig und läſtig. Es gab nur eine wichtige Sache für mich: meine Tochter beobachten und — eine unbeſtimmte, aber namenloſe Angſt trieb mich dazu — ſie überwachen.

* * *

Ich muß mich hüten, zu überleſen, was ich da geſchrieben habe, ſonſt vergeht mir der Muth, fortzufahren.

Vor zwei Tagen legte ich die Feder weg; heute will ich ſie zum letzten Mal wieder aufnehmen. Du wirſt vielleicht nicht weniger Mühe haben zu leſen, als ich Mühe habe zu ſchreiben. Verliere trotzdem nicht die Geduld; ergänze die Lücken in meiner Erzählung, entſchuldige die Wiederholungen, berichtige die Widerſprüche, ſuche Dich zurecht zu finden, wenn ich verworren werde.

Lore ſchien nicht nur glücklich, ſie war's. Ihr Wille geſchah, es ging Alles nach ihrem Kopfe. Sich vor den Augen der Welt im Glanze des Ranges und des Reichthums zeigen, jeden Vortheil in Anſpruch nehmen, den ſie bieten können, und im Geheimen die verbotene Frucht genießen und dabei der Narren und Thoren ſpotten, die Einen ehren und bewundern, iſt genug für den Anfang.

Wie ſie Werner Klar dazu gebracht haben mag, ſich da, wo er Herr ſein konnte, zu der Rolle des Günſtlings zu erniedrigen? Oder war's, wie ſie ſagte, wollte er ſie nicht zur Frau nehmen? Er iſt wohl zu ſtolz, um eine Braut aus der ſogenannten Geſellſchaft heimzuführen, aber nicht zu ſtolz, um ſich zum gemeinen Diebe zu machen und das Eigenthum eines Andern zu ſtehlen . . .

Werner Klar zeigte ſich wieder in unſrem Kreiſe und wieder bereit, ſich von den Frauen anſchmachten zu laſſen, was ſie redlich beſorgten. Glänzend, geiſtſprühend, von ſonniger Heiterkeit, mit einem Worte, der ſelbe in den Augen Aller, nur nicht in denen Ethel's und den meinen. „Menſchen wie der und Lore ſind nie ganz zu durchſchauen," ſagte meine Schwägerin. Sie meinte, Lore hätte die Wahl gehabt zwiſchen Nordhauſen und ihm, und war nun überzeugt, daß er das Aeußerſte that, um zu verbergen, wie ſchwer die erlittene Zurückſetzung ihn traf. Ihm kann ein Weib nicht weh thun und überhaupt Niemand, er iſt der unverwundbare Halbgott, er ſteht zu hoch, als daß eine Kränkung ihn erreichen könnte.

„Das trägt er zur Schau," meinte Ethel, „was in ihm vorgeht, werden wir nie erfahren."

Sie behielt recht; Werner Klar gehörte zu Denen, die nach der Verlobung am wärmſten und herzlichſten Glück wünſchten.

Kurz vor dem Vermählungstage kam noch ein moraliſch bis an die Zähne Gerüſteter: Rupert. Er wolle ſeine ehemalige Spielgefährtin zum letzten Mal im Vaterhauſe begrüßen und ſich vorſtellen als gereiften, von einer Jugendthorheit geheilten Mann. Im überfüllten Schloſſe konnte er nicht aufgenommen werden und war bei ſeinem Freunde, dem Oberförſter, abgeſtiegen, für einen Tag, hieß es.

Er brachte ſeine Gratulation in guter, natürlicher Haltung vor und empfahl ſich.

Das war am Montag. Samstag ſollte die Trauung ſtattfinden. Zwei Tage vorher hatte Emil noch eine Beſprechung mit dem Notar und fuhr nach Tiſche in die zwei Stunden weit entfernte Stadt. Wir Alle begleiteten ihn zu ſeinem Wagen. Er küßte zärtlich die Hände ſeiner Braut und ſagte: „Auf morgen", und als er ſchon auf dem Kutſcherbocke ſaß und die Zügel in die Hand nahm, kam ſie noch heran und reichte ihm eine ſchöne Roſenknoſpe. Glückverklärt ſteckte er ſie ins Knopfloch und fuhr davon. Seine Schweſter nahm Lore in ihre Arme und küßte und herzte ſie.

Ethel und alle Anderen gingen zu den Spielplätzen im Garten. Ich begab mich auf mein Zimmer. Ich

dachte: vielleicht ſucht Lore mich auf. Es bleiben ihr nur wenige Stunden zur freien Verfügung; vielleicht will ſie eine davon bei mir zubringen vor der langen Trennung, die uns bevorſteht. Ich wartete und wartete — ſie kam nicht. So gab ich denn Befehl, mein Pferd zu ſatteln. Ein tüchtiger Ritt in ſolcher Stimmung, wie die meine war, hat ſein Gutes.

Dann ging ich aber doch, ſie auf ihrem Zimmer zu ſuchen. Es war leer. Nun ſtieg ich die Treppe herunter und ging zu Johanna. Die wußte Beſcheid. „Vor einer Weile iſt ſie dageweſen und jetzt mit Creſchi" — das war ihr Stubenmädchen — „zum Heger gegangen, Abſchied nehmen von ihren kleinen Hunden."

Für dieſe kleinen Hunde hat ſie merkwürdig viel Intereſſe gehabt, ſo viel, daß mich's mißtrauiſch machte, und daß ich ihr ſchon mehrmals zum Heger nachgegangen war. Sie errieth meinen unausgeſprochenen Verdacht und war auf ihrer Hut und war unendlich ſchlauer als ich.

Mein Befehl war mißverſtanden worden, ſtatt des Jagdpferdes führten ſie mir ein Pony vor, und zugleich kam mein Jäger mit dem Stutzen und der Jagdtaſche. Ich hatte nicht beabſichtigt, „auf den Bock" zu reiten, aber gut. Ich thue, was ich in letzter Zeit oft gethan habe, paſſe den Geſellen ab, nehme ihn aufs Korn, wir ſehen einander an, und ich denke: Geh' deiner Wege, genieß' noch eine Weile dein bißchen Leben. Ich ritt dem Walde zu und hatte ihn kaum erreicht, als mir Creſchi entgegenſtürzte mit zerriſſenen Kleidern, zerzauſten

Haaren, ganz außer ſich. „Ach, Herr, Sie, Sie, Gott ſei Dank, Sie! Er hat mich gewürgt; ich hab' ihm ſagen müſſen, wohin ſie geht. Ins Waldhaus, Herr, vom Heger aus, durch den Buchenwald. Und er, ich bin's gewiß, Herr, verſteckt ſich bei den Erlen; jagen Sie zu den Erlen, Herr, Sie kommen noch zurecht, retten Sie . . ."

„Wer hat Sie gewürgt? Wer verſteckt ſich?"

„Rupert — der ſie erſchießen will . . ."

Sie ſprudelte Alles heraus. Lore war Werner Klar's Geliebte, und Creſchi — im Hauſe erzogen, bisher immer brav und treu, war ihre Helfershelferin. Wo Lore's Einfluß waltete, da entſprang ein Quell des Böſen. Die Zuſammenkünfte hatten ſtattgefunden da und dort, und Rupert mußte dahinter gekommen ſein. Er hatte die Gegend nicht verlaſſen, verbarg ſich beim Förſter, lauerte ihr auf. Geſtern war er ihr in den Weg getreten und hatte ſie bedroht. Vor dem Bräutigam ſtreiche er die Segel, vor dem Geliebten nicht. Sie beſchwichtigte ihn, ſie verſtand das, und er verſprach zu ſchweigen unter einer Bedingung. Da lachte ſie ihm ins Geſicht. Creſchi fürchtete Rupert und hatte Lore beſchworen, nicht zur Waldhütte zu gehen, aber die Antwort erhalten: „Weißt Du nicht, daß ich den Rupert in der Taſche habe? In einer Stunde bin ich zu Hauſe. Geh' voraus. Wenn ſie nach mir fragen, ſag' nur, daß ich Dir langſam nachkomme."

Das Mädchen ließ die Zügel meines Pferdes los,

die ſie gefaßt hatte. „Herrgott, jetzt will ich ihr entgegen, ſie zu warnen, und gottlob! treffe Sie, Herr. Reiten Sie zu den Erlen, Sie kommen noch zurecht.“ Sie wandte ſich und rannte in den Wald, dem Hegerhauſe zu.

Du mußt wiſſen, die Laubhütte ſteht auf einer Anhöhe unter dichten Bäumen. Bei den Erlen trennt ſich ein ſchmaler Pfad, der zu ihr hinaufführt, vom ebenen Waldwege. Wenn Lore aus dem Hegerhauſe kommt, ſchneidet ſie die Ecke ab, geht ſchräg unter Buchen, die ziemlich ſchütter ſtehen, auf die Erlen zu, dem Mörder gerade in den Schuß. Creſchi hat ſich das Alles ganz richtig ausgedacht; einen beſſeren Stand auf das Wild, dem er auflauert, konnte der Mörder nicht finden. Ich habe nichts im Kopfe als: vorwärts! Der Waldboden iſt weich und elaſtiſch, der Hufſchlag meines kleinen Gauls unhörbar. In der Nähe der Erlen ſteigſt du vom Pferde, denke ich, ſchleichſt ihn an und ſpringſt ihm an den Hals.

Nur zu, nur zu! Und da ſeh' ich ſchon die Erlen ihre zarten Wipfel im Winde wiegen.

Du mußt mir Alles glauben, was ich ſterbender Mann Dir ſage, ſo unwahrſcheinlich es auch herauskommt, weil ich zur Mittheilung der Gedanken, die ich in einer Secunde gedacht habe, eine Minute brauche. Wie ich die Erlen erblicke, beſinne ich mich, daß Lore als kleines Kind dort immer Verſtecken geſpielt hat. „Wo iſt ſie hingekommen?“ — „Fort auf Nimmerwiederſehen,“ mußte man fragen und antworten, bis ein köſtlich nachgeahmter

Wachtelſchlag ſich im Buſche hören ließ. Nun galt's ſtaunen: „Eine zahme Wachtel! Sie hört uns und fliegt nicht davon.“ — Da trat ſie hervor und weidete ſich an unſrer Ueberraſchung; ihre Augen leuchteten — leuchteten mir Seligkeit ins Herz. Sie war ſo unſagbar lieblich und ſo entzückend dumm.

Nein, es iſt unmöglich: den Mann, der ihr ſeine Ehre, ſein Lebensglück anvertraut, im Voraus betrügen kann ſie nicht. Sie iſt das Kind ihrer Mutter, aber auch das meine. Hat ſie nicht geſagt: „Ich bin ihm gut und will ihn glücklich machen?“ . . . Wie ſie ihm eben erſt die Roſenknoſpe in den Wagen hinaufgereicht hat und zu ſagen ſchien: Das bin ich und bringe mich dir dar . . .

Nein, nein, nein! es iſt unmöglich. Die Todesangſt, die mich quält, iſt krankhaft, die Bewegung mit Greſchi ein Traum; ich bin im Fieber, Wahnvorſtellungen narren mich. Ich ſtieg ab, band das Pferd an einen Baum, ſchlich vorwärts und horchte in die regungsloſe Stille hinein. Ein dürres Blatt fällt von einem Aſt zur Erde, ich wende den Kopf und — meine Haare ſträuben ſich. Nicht viele Menſchen haben empfunden, was ich in dieſem Augenblick, ſonſt müßte es mehr Verrückte geben.

Unter den Buchen kommt eine ſchlanke Geſtalt leichten, raſchen Ganges einher. Ihr mattweißes Kleid, die weißlich grauen Stämme ſind kaum von einander zu unterſcheiden. Ich aber habe Jägeraugen, ich meine auf dem Geſicht der Nahenden helle Freude ſchimmern zu ſehen . . . Einmal wieder betrüg' ich euch Alle.

Was ihren Schritt beflügelt, iſt ein ſieghaftes Glücksgefühl.

Ich wollte aufſchreien: „Zurück!“, aber das Wort ſtarb mir im Munde. Alle Pein der Vergangenheit und Gegenwart, alle Schauder vor der Zukunft ballten ſich in eine Anklage zuſammen. Sie lebt zum Unheil eines Jeden, der ihr naht, iſt das Schädliche; fort mit dem Schädlichen aus der Welt. Das Schickſal walte! Laß es geſcheh'n!

Das ging wie ein Blitz durch meinen Kopf. Im nächſten Augenblick aber ſtürze ich vor, ſie mit meinem Leibe zu decken. Ein Schuß fällt. Kommt nicht von den Erlen her, ſtreift mich. Ich juble: „Gefehlt!“ und bin bei ihr.

Sie liegt auf dem grünen Waldesgrund. Ein Blick genügt. Den Schatten, der ſich über ihr Angeſicht breitet, den wirft der Tod. Mein armes, vielgeliebtes, mein verlorenes Kind!

Ich kniee nieder, ich bette ihren Kopf an meinem Herzen. „Einen Gedanken an den Allbarmherzigen, Lore — einen Gedanken der Reue! — Du ſtirbſt.“

„Ich ſterbe?“ Ein furchtbares Entſetzen malte ſich in ihren Zügen. Ihre Lippen verzogen ſich wie die eines Kindes, das in Weinen ausbrechen wird. Sie ſah meine Verzweiflung, hörte mein Beſchwören und bezwang ſich noch und blieb ſich treu bis zuletzt! Ihr Blick richtete ſich mit unerbittlichem Trotze auf mich, und ſie flüſterte:

„Ich ſterbe — auch gut.“

Eine ſeltſame Fügung. An ihrem Todestage hat Lore nur eine Gedankenſünde begangen. Werner Klar war zu dem Stelldichein, das ihr das Leben koſtete, nicht gekommen. Einige Wochen ſpäter fand Maud, in der Laubhütte verſteckt, einen Brief von ihm.

„Lore, ich komme nicht. Ich liebe Dich mehr, als wir beide ahnten; wenn ich Dich heute in meine Arme nehme, gebe ich Dich lebend nicht mehr frei. Du warſt ſchon mehr als einmal, wenn Du Dich von mir losriſſeſt, dem Tode ſehr nahe. Leb' wohl; ich ſage nicht: Auf Wiederſehen, denn ich will nicht theilen, ich will aufhören, Dich zu lieben. Leb' wohl, Lore. Du haſt mich glücklicher gemacht, als ich glaubte, durch ein Weib werden zu können."

* * *

Das Gehirn könnt' man ſich zu Schanden denken und fände keine Antwort auf die Frage: Wie war's möglich, daß ich gezögert habe, ihr zu Hülfe zu eilen?

Lieber Freund, ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen: Es braucht nicht Alles möglich zu ſein, was geſchieht. Kein Logiker wird das gelten laſſen, und es iſt doch ſo.

Eine Erklärung dafür, wie ich zögern konnte, werde ich nie finden. Die Erinnerung hätte mir nicht kommen dürfen. Die Erinnerung an die holde Kinderzeit Lore's, der plötzliche Anblick dieſes Geſchöpfes auf dem Wege

zum ſchändlichſten Verrath . . . Das war's. Und es war gut, ſollte mich nicht reuen. Wir ſind der Schmach entgangen, die ſie über ſich und uns gebracht hätte. Die wenigen Wiſſenden ſchweigen, die Uebrigen erzählen einander die traurige Geſchichte von ihrem Jugendgeſpielen, dem armen Rupert, der im Irrenhauſe ſtarb. Er hatte den Verſtand verloren aus Liebe zu der Unerreichbaren und ſie am Vorabend ihrer Vermählung erſchoſſen.

Nordhauſen betrauerte ſie lange, nahm dann eine ſchöne, brave Frau und lebt glücklich. Welche Zukunft hätte ihn an Lore's Seite erwartet? Und ihre Kinder — wie viel Unheil hätten die über die Welt bringen können? — können . . . Da ſtehen wir wieder vor einem Fragezeichen. Vielleicht auch Heil. Unzählige Beiſpiele im Leben und in der Geſchichte beweiſen . . . aber freilich — was ſind Beweiſe? . . ."

Die Erzählung bricht hier ab. Was folgt, iſt ein mit verzweiflungsvoller Leidenſchaft geführtes Plaidoyer für die Todesſtrafe. Es ruft auf zum Vernichtungskampf gegen das Böſe, und der feurige Haß, der aus ihm flammt, hat etwas Hinreißendes.

In dieſem Haß hat der Mann Rettung vor dem Zweifel geſucht, der ihn mit wachſender Qual bedrängt haben mag, während er ſeine traurige Geſchichte niederſchrieb.

Als ſein Freund ſie geleſen hatte, eilte er zu ihm, fand ihn aber nicht mehr lebend.

Die Todtenwacht.

Es war am Ende eines kleinen Dorfes im Marchfeld, das letzte, das ärmlichſte Haus. Seine niedrigen Lehmmauern ſchienen jeden Augenblick aus Scham über ihre Blöße und all' ihre zu Tage gekommenen Gebrechen in ſich zuſammen ſinken zu wollen. Das ſchiefe Strohdach bot nur noch einen ſehr mangelhaften Schutz gegen Hitze und Kälte, Sturm und Schnee. Die Eingangsthür, die des Schloſſes entbehrte, war mit Stricken an den verroſteten Angeln befeſtigt, klaffte von allen Seiten und hatte längſt aufgehört, eine feſte Schranke zu bilden zwiſchen der Straße und dem einzigen Wohnraume der Hütte. Durch eine ſeiner Fenſterluken drang ein ſchwach flackernder Lichtſchein in das Dunkel der Octobernacht. Er ging von einer Talgkerze aus, die am Fußende eines Sarges brannte. Der Sarg ſtand noch offen auf einem Schragen mitten in der Stube, und in ihm ruhte die Leiche einer kleinen, alten Frau. Sorgfältig angethan, mit dem Ausdruck ſeligen Friedens auf dem greiſen Geſichte, nahm ſie ſich faſt zierlich aus in ihrem letzten Bette. Ein weißes Tüchlein war um ihren Kopf gewunden und unter dem Kinn zuſammengeſteckt; die grauen Haare

waren glatt geſcheitelt, die Hände über der Bruſt gekreuzt und mit einem Roſenkranz umwickelt.

Die Wacht am Sarge hielt die Tochter der Verſtorbenen, ein nach dörflichen Begriffen altes Mädchen. Dreißig Jahre der Entbehrung und der Arbeit wägen ſchwer; aber ſie ſchien ihre Laſt nicht zu fühlen. Eine trotzige Leidensfreudigkeit ſprach aus ihrem dunkeln, noch ſchönen Geſichte; ihre Geſtalt war ſchlank und geſchmeidig geblieben.

Die Arme um die Kniee geſpannt, ſaß ſie auf einem Bänkchen neben der Todten, legte von Zeit zu Zeit den Kopf auf die Kante des Sarges, ſchloß die heißen, trockenen Augen und murmelte ein Gebet.

Aus der Ferne drangen zwölf ſchwache Pfiffe; der Nachtwächter zeigte die Mitternachtsſtunde an. Im Stalle des nächſten Nachbars meckerte äußerſt kläglich eine junge Ziege, und gleich darauf erhob ſich ein lautes Brüllen, ſetzte tief und gewaltig ein und endete mit einem ſchrillen, ſägenden Laut. Das war die Kuh des andern Nachbars, drüben jenſeits der Straße, des Huber Georg, die braune, die er um ſchweres Geld und doch nicht zu theuer gekauft hatte. Sie lag in friſchem Stroh bis über die Ohren und ließ ſich's wohl ſein. „Die Kuh des Huber Georg hat einen guten Pfühl," dachte das Mädchen und ſah über den Sarg hinweg nach der elenden Lagerſtätte, auf der ihre Mutter geſtorben war.

„Meine arme Mutter," flüſterte ſie leiſe, ſtreichelte die wachsgelbe Wange der Todten und vertiefte ſich in die

Erinnerung an all' das Leid, das in wenig Stunden mit der alten Frau ins Grab verſenkt werden ſollte. Für immer verſenkt. Amen.

Eine letzte, ſchwerſte Trennung noch und dann: Leb wohl, Heimath! Grüß Gott, liebe Fremde, in der es keinen Huber Georg gibt, in der man ihm nie begegnen, in der ſein blankes Haus einem nicht entgegenprunken kann und man ſeine verwöhnte Kuh nicht brüllen zu hören braucht.

Alles war wieder ſtill geworden, nicht ein Lüftchen regte ſich; die alte Frau im Sarge lag da, jetzt ſchon von Grabesruhe umgeben.

Plötzlich wurde das Geräuſch einer vorſichtig geöffneten und wieder geſchloſſenen Thür hörbar, und von der Straße her näherten ſich, öfters innehaltend, ſchwere, zögernde Schritte. Nun hielten ſie vor dem Hauſe an und im nächſten Augenblick trat Georg Huber über die Schwelle.

Er war groß und breitſchulterig und hatte einen kleinen Kopf und ein hübſches Geſicht mit niedriger Stirn und ſchlanker gerader Naſe. Seine blauen, ein wenig vorſtehenden Augen ſchauten unſicher und betroffen drein; trotzdem aber nahm er ſich aus recht wie ein Herr in ſeinen ſtädtiſchen Kleidern, und ſeine neuen Stiefel knarrten gar vornehm.

Die Pelzmütze lüftend, grüßte er die Todte, vermied jedoch, ſie anzuſehen und brachte ein halb unverſtändliches: „Wünſch' guten Abend, Anna," hervor. Die Zunge ſchien

ihm ſchwer im Munde zu liegen, ſeine Oberlippe zuckte unter dem Schnurrbärtchen, ſeine Rechte ſchob die Mütze weit zurück ins Genick. „Guten Abend, Anna,“ wiederholte er.

Sie runzelte die Stirn, warf einen Blick voll feindſeligen Erſtaunens auf ihn und blieb ſtumm.

Der wenig Beredtſame mußte von Neuem beginnen: „Dich wundert's, daß ich komm'. Ich komm', weil ich gehört hab', daß ſie“ — er deutete auf die Todte — „mir verzieh'n hat, eh' ſie g'ſtorben iſt.“

„Wer hat Dir das g'ſagt?“ fragte Anna; heiß aufwallender Unwille trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Der Herr Pfarrer hat mir's g'ſagt, und Dir kann's recht ſein,“ antwortete Georg und nahm, ohne ihre abwehrende Bewegung zu beachten, Platz auf dem Bette, das unter ſeiner Wucht erzitterte und ſtöhnte. „Ich komm' auch,“ begann er wieder, da ſie in ihrem düſteren Schweigen verharrte, „weil Du ganz allein die Todtenwacht halt'ſt. Die alten Weiber laſſen ſich nicht ſeh'n, wenn man keinen Branntwein zahl'n kann.“

„Wenn ich ſie eing'laden hätt', wären ihrer gekommen mehr als g'nug. Aber ich hab' die letzte Nacht allein bleiben wollen mit meiner Mutter. In ein paar Stunden kommen's ohnehin und tragen ſie mir weg.“

Er verſtand den Wink nicht, er blieb ſitzen. Nach einer Weile mahnte ihn das Mädchen: „Bet' ein Vaterunſer und geh'.“

Er verſchränkte die Finger, betete halblaut und ſagte am Schluſſe: „Gott hab' Euch ſelig, Mutter Thereſ'."

Der Nachtwächter kam jetzt auf ſeiner Runde in die Nähe des Hauſes, entlockte ſeinem Pfeifchen einen langgezogenen Ton, ging vorbei und pfiff wieder: Ein Uhr.

Georg traf noch immer nicht Anſtalt zum Aufbruch. Er hatte ſich tief gekrümmt, die Ellbogen auf die ausgeſpreizten Kniee, das Geſicht in die gefalteten Hände gelegt und rührte ſich nicht.

„Du ſchlafſt!" rief das Mädchen ihn endlich an. „Geh' nach Haus ſchlafen."

„Ich ſchlaf' nicht," ſagte er, ohne ſeine Stellung zu verändern; „ich denk' an Deine Mutter. Ich denk', wie ſie mir gedroht hat: Wenn ich vorm lieben Herrgott ſtehen werd', werd' ich Dich bei ihm verklagen. Sie thut's aber nicht."

„Sie hätt' Wort halten ſollen, ſie hätt' Dir nicht verzeihen ſollen; ſie war zu gut, viel zu gut, übergut!" ſprach Anna dumpfen Tones.

Georg hob ein wenig den Kopf und warf einen halb kecken, halb ſcheuen Blick auf ſie: „Du meinſt halt, grad ſo wenig hätt' ſie mir verzeihen ſollen, wie Du mir verzeihſt. Wirſt aber ſchon, wenn Du hörſt, mit was für Gedanken ich herkomm'."

Sie verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln; auf eine andere Antwort wartete Georg umſonſt und mußte, um das Geſpräch nicht ganz fallen zu laſſen, wieder beginnen:

„Der Herr Pfarrer meint; wenn er's aber auch nicht meinen möcht', ich mein's von ſelbſt."

„Ich mein' auch was," unterbrach ſie ihn: „Daß Du daher nicht g'hörſt; auch wenn ſie Dir zehnmal verzieh'n hätt', hättſt nicht da zu ſitzen. Geh'."

„Weil ich jetzt bleiben möcht'," erwiderte er grollend, „heißt's: Geh! Und ſo warſt immer. Alle Schuld liegt auch nicht an mir; Du biſt böſ' g'nug."

„Du haſt mir's nicht vorzuwerfen, Du nicht! War ich's denn? Nein. Ich bin's durch Dich worden."

„Natürli!" höhnte er. „Alle Schuld wird immer auf mich g'wälzt. Durch mich allein biſt böſ' worden, durch Andre nicht; am wenigſten ſchon durch Dein' Vatern."

Sie war wild aufgefahren, warf einen Blick auf die ſtille Frau im Sarg und bezwang ſich. — „Ausg'ſtanden hab' ich g'nug durch ihn, böſ' bin ich durch ihn nicht g'worden," ſagte ſie. „Was Dein Vater thut, muß Dir recht ſein, hab' ich immer von der Mutter g'hört, und vom Herrn Pfarrer: Was der liebe Gott thut, muß uns recht ſein. Ob alſo der Vater dreing'ſchlagen hat oder der Blitz, etwas Anderes als: Duck Dich! iſt mir zuletzt dabei nicht mehr eing'fallen. Eine Heimſuchung vom lieben Gott iſt das, einen Lumpen zum Vater zu haben, der Alles verthut, einem das Dach überm Kopf verſpielt und die Kleider vom Leib' . . ."

„Eher noch, weißt noch damaln," fiel ihr Georg mit naiver Schadenfreude ins Wort, „das Kleid mit die rothen Tupfen?"

„Mit die rothen Tupfen . . . das war was! Und dazu Dein ewig's Frozeln: Du haſt ja ſo ein ſchönes Kleid kriegt, wo is denn? Hebſt Dir's auf, auf den Sonntag? Ich hätt' von ſelbſt nicht mehr d'ran gedacht, Du haſt mich immer g'mahnt . . . Auch jetzt mahnſt mich wieder . . ."

Sie ſchwieg, ſie ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Die Erinnerung an eine der kläglichſten Begebenheiten in ihrem kläglichen Kinderleben tauchte wieder auf. Bild an Bild zog vorüber, deutlich zum Greifen.

Da ſtand ſie eines Winterabends mit anderen armen Kindern in einem großen, herrlichen Saale. Unzählige Kerzen brannten, es war hell und warm wie im Himmel. Und Sachen gab es auf einem Tiſch ausgebreitet und aufgeſtellt, daß Einem die Augen übergingen und das Waſſer im Munde zuſammenlief. Anna's Blicke wanderten verzückt umher und blieben plötzlich wie gebannt auf einem Kleide haften — ein Bild von einem Kleide, heute noch hätte ſie's malen können. Es war grau und ganz beſät mit rothen Tupfen, nicht größer als Grieskörner, und das Leibchen hatte eine ſchmale, kirſchrothe Einfaſſung und die Schürze einen kirſchrothen Saum und wirkliche Taſchen, und aus der einen guckte ein Tüchlein heraus mit rothen Tupfen, und die waren linſengroß.

„Du lieber Gott, was bliebe Einem noch zu wünſchen übrig auf der Welt, wenn man dieſes Kleid hätte, dieſe Schürze, dieſes Tüchlein?" fragte ſich das Kind und gerieth vor lauter Nachdenken, Staunen, Bewundern in

einen Zuſtand des wachen, wonnigen Traumes. Jedes Wunder paßte in den hinein, und das lieblichſte begab ſich. Eine feine Hand legte ſich unter Anna's Kinn und bog ihren Kopf ſanft zurück, und die Augen des kleinen Mädchens erhoben ſich und begegneten einem Paar großer, tiefdunkler Augen voll unſagbarer Güte und unendlicher Traurigkeit.

Das waren die Augen der einſamen Schloßbewohnerin, der vielverehrten und vielbedauerten „Comteß", der armen Reichen, die ſo ſchweres Herzeleid erfahren hatte und langſam hinſchwand und ſich zu Tode kränkte.

„Du Kleine," ſagte ſie, und ihre liebreiche, etwas verſchleierte Stimme klang wie gedämpfte Muſik, „dieſes Kleid gefällt Dir. Schau nur, wie gut ſich das trifft, ich hab's für Dich genäht. Nimm, es iſt Dein, nimm auch die Stiefelchen und das Tuch. — Nun, Annerl, ſo nimm!"

Aber Annerl rührte ſich nicht; ſie fürchtete, durch ein Wort, eine Gebärde den holden Traum zu zerſtören, von dem ſie ſich befangen wähnte.

Da nahm die Comteß ein großes, weiches Umhängetuch vom Tiſche und wickelte das ganze Kind vom Kopf bis zu den Füßen hinein. Sie zog ſeine Aermchen unter dem Tuche hervor und belud ſie mit einem Paar warmer, roth gefütterter Stiefel und mit dem von Annerl eben noch gleich einem Märchenbilde angeſtaunten Kleide. Die Kleine hatte Alles geſchehen laſſen und war ſtumm geblieben. Jetzt brachen zwei Worte voll des Jubels über ihre Lippen: „Die Mutter!"

Was wird ſie ſagen, die Mutter, die immer ſtopft und flickt an des Töchterleins altem „G'wandl“ und geſtern erſt bitterlich geweint hat, weil ihr das morſche Zeug unter der Nadel zerfiel — was wird ſie ſagen?

Die Kleine war blaß geweſen vor innerſter Erregung, auf einmal ſchoß ihr das Blut ins Geſicht, ſie wandte ſich und lief davon. Vergeblich wurde ihr nachgerufen: „Warte, Du bekommſt noch mehr!“ Sie lief und lief. Hinter ihr ſchallte das Gelächter und Geſchrei der anderen Kinder. Der Lichterglanz des beleuchteten Schloſſes, der ſie noch eine Weile begleitet hatte, erloſch; ſie preßte ihren Schatz an die Bruſt und gar oft an den Mund und rannte weiter in die Nacht hinein, längs der Gartenmauer ins Dorf, von dem Gedanken an die Mutter getragen wie von Flügeln.

Der kürzeſte Weg führte am Wirthshauſe vorbei; den ſchlug ſie ein. Wüſter Lärm ſchallte ihr entgegen; es gab wieder Streit in der Schenke. Ein Raufbold oder ein Lump mit leerer Taſche wurde hinausgeworfen. Jetzt ſtand er unter der Laterne vor der Thür, und voll Schrecken erkannte die Kleine: „Das iſt der Vater!“

Es überrieſelte ſie bei dem Gedanken an die Gefahr, der ſie ſich mit jedem Schritte näherte, und doch lief ſie weiter; ihr fiel gar nicht ein, daß ſie gut thäte, die Dorfſtraße zu vermeiden, um die Ecke zu biegen und auf dem Feldwege nach Hauſe zu eilen. Nur vorbeihuſchen an dem Schimpfenden, Fluchenden, bereits ſehr Angetrunkenen wollte ſie. Sie lief nicht mehr, ſie ſchlich langſam und leiſe,

drückte ſich an die der Schenke gegenüberſtehenden Häuſer, hoffte ſchon glücklich zu entkommen im Schutze der Dunkelheit. Faſt auch wäre es gelungen, wenn nicht ihr Freund, der Spitz des Wirthes, die Nähe ſeiner Spielgefährtin witternd, mit lautem Freudengebell auf ſie zugeſprungen wäre. Sie wich zurück, ſie flüſterte ihm zu: „Still, Spitzerl! ſtill, du liebes dummes Thier!“ — Der Spitz trieb es je toller, je ängſtlicher ſie ihn abwehrte, und nun rief auch ſchon der Vater herüber, ſtreitluſtig wie immer bei halb gelöſchtem Durſte:

„Wer geht da, wer hat da zu gehen?“

Sie gab keine Antwort, ſie ergriff die Flucht, und der Hund bellte und ſprang, und der Vater ſtolperte ihr nach und hatte ſie bald eingeholt mit ſeinen langen Beinen. Das Tuch war ihr vom Kopfe herabgerutſcht, er erwiſchte und zerrte ſie an ihrem dichten Zopfe.

„Ich bin's, Vater, um Gotteswillen, laßt mich,“ ſchrie ſie auf und wehrte ſich, als er an dem Pack, den ſie trug, gierig herumtaſtete.

„Was haſt da? haſt was g'ſtohlen?“

„Bekommen hab' ich's! mein iſt's, mein!“

„Her damit! Ich leid' nicht, daß was g'ſtohlen wird. Ich bin ein ehrlicher Menſch. Her mit dem G'ſtohlenen!“

Er wollte Alles auf einmal nehmen, aber das gelang ihm nicht. Sie kratzte und biß und vertheidigte jedes einzelne Stück ihres köſtlichen Eigenthums mit verzweifeltem Muthe. Aus den Händen, aus den Zähnen

mußte der Vater es ihr reißen und that's, und als ſie ſich an das Letzte, das er ihr abrang, das große Tuch, feſtklammerte und im Kampfe niederfiel, ſchleifte er ſie unbarmherzig hinter ſich her, bis ihre Kraft verſagte und ſie das Tuch fahren ließ. Blutend und zerſchlagen richtete ſie ſich auf die Kniee auf, ſtreckte den Hals und ſchaute. Der Vater ſtand wieder unter der Laterne vor dem Wirthshauſe, klopfte an und rief mit dem Selbſtbewußtſein eines Capitaliſten:

„Heda, Jud', abrechnen! Ich bring' was! Ich bezahl'!"

Man öffnete, man ließ ihn ein, den Dieb und Räuber! Annerl ſtürzte ihm nach, ſie ſchrie ſich heiſer, ſtieß dem Vater abgelernte Flüche hervor, polterte in ſinnloſer Wuth mit ihren kleinen Fäuſten an die Thür, bis ſie endlich aufging und ein Fußtritt, gut gezielt, einer von der wohlbekannten Art, das Kind zum Schweigen brachte. Aber nicht zum Weichen. Annerl blieb auf der Schwelle ſitzen, an der Unglücksſtätte, wo ihr höchſtes, noch kaum genoſſenes Gut verſchachert wurde. Empörung kochte in ihrem Herzen; ihr verzweiflungsvoller Schmerz ſchrie zum Himmel aus ihrem leiſen Weinen, ihrem unterdrückten Schluchzen und wurde nicht gehört, nicht damals — und nie!

Erinnerungen ohne Zahl brachen über ſie herein in dunkel wogenden Fluthen. Sie preßte die Hände an ihre Stirn und an ihre Schläfen:

„Du haſt's anders gehabt, Herr Jeſus, wie gut haſt

Du's gehabt," ſprach ſie tief aufſeufzend, „und wie haſt Du mich drum veracht'!"

Er proteſtirte ziemlich lau: „Was Dir einfallt — veracht' . . . Warum denn?"

„Frag' nicht, was Du weißt. Weil Du reich warſt, und weil ich arm war, darum. Weil Du in Stiefeln gegangen biſt von klein auf und ich bloßfüßig gelaufen bin. Weil Deine Kleider ganz waren und die meinen zerlumpt. Weil Du immer ſatt warſt bis daher" — ſie legte den Rücken der flachen Hand an den Hals — „und ich immer ausg'hungert . . . ſo ausg'hungert — daß ich . . . Heut' noch, wenn ich's denk', ſchäm ich mich in die Haut hinein . . ."

Sie lächelte mit zuckenden, ſchmerzvoll verzogenen Lippen:

„Daß ich aufgepaßt hab' jeden Nachmittag, ob Du herauskommſt mit Deiner Jauſen. Du richtig gekommen, und ich gewartet und gehofft, jetzt und jetzt krieg' ich einen Brocken; und Du hineingebiſſen in Dein Butterbrot, das dick beſchmierte, und g'ſchmatzt und herumg'ſchaut, wer Dich bewundert, daß Du ſo reich biſt und eſſen kannſt, ſolang' Dir's ſchmeckt. Wenn ich das denk'! Ich aber bin g'ſtanden und hab' mich nicht g'rührt, bis Du g'nug und überg'nug g'habt haſt und den lumpigen letzten Biſſen übern Zaun hing'worfen haſt auf die Straß'n. Der war für mich! über den bin ich herg'fallen wie ein hung'riger Hund . . . Weißt noch?" fragte ſie und maß ihn mit ruhigen Augen, in denen es

blinkte, kalt wie Eis und unerbittlich wie Haß. „Ich weiß, und wenn ich mich drauf b'ſinn', gibt's auf der weiten Welt unter die vielen ſchlechten Leut' nicht zwei, die mir ſo völlig z'wider ſind wie Du und wie ich mir ſelber."

Er war ein wenig verlegen worden und verſetzte: „No ja, wir ſind halt Kinder g'weſt. Kinder ſind alleweil ungut."

„Daß ich nicht wüßt'. Und Du haſt zur Ungutheit ſchon gar keine Urſach' g'habt. Aber grad wenn ein'm zu viel Gut's g'ſchieht, thut man nix Gut's. Deine Eltern waren brav und haben ſich geplagt von früh bis Abends für Dich. Meine Mutter hat ſich freilich auch geplagt, aber was hat's g'nutzt. Wenn ſie fünfzig Kreuzer verdient hat, hat der Vater ſechzig vertrunken . . ."

Sie hielt inne, ſann nach und fuhr dann eifriger und raſcher fort:

„Wie unſere Eltern ſich da angebaut haben an der Straß'n, da war, ſo heißt's, unſer Haus das ſchönere, und das Feld war dabei, das meiner Mutter g'hört hat — g'hört und nicht g'hört, denn was g'hört Einer, die einen Lumpen zum Mann hat? — das Feld, auf das Dein Vater immer neidiſch war."

„Neidiſch?" rief Georg, „nit im Traum."

„Warum denn nicht? Er hat's ſein dürfen; das Feld is dernach. Du weißt am beſten, was 's werth is."

„Was 's werth is, is werth, und das hat mein Vater dafür 'geben und hat's auszahlt bei Heller und Pfennig."

„Ich ſag's auch nicht anders. Ich ſag' Dein Vatern nix Schlecht's nach. Ich hab' ihn gern g'habt, er hat mich oft in Schutz g'nommen, wenn Du gedroht haſt, Du wirſt mir's ſchon zeigen, ich ſoll nur probiren zu raufen mit Einen, der ſo is wie Du, der ſo eine Kraft hat wie Du."

„Ja, Schläg' g'nug hab' ich Deinetwegen kriegt."

„Haſt auch alleweil mit Steinen nach mir g'worfen."

„Und Du vielleicht nicht nach mir?"

„Schon auch. Aber ich hab' g'fehlt, und Du haſt getroffen. Das war der Unterſchied."

Georg ſchmunzelte wohlgefällig: „Schon gar damal'n," ſprach er, mit dem Zeigefinger eine Stelle an ſeiner Stirn bezeichnend, an der die ihre ein Mal trug, röthlich und ſpitz zulaufend wie ein Flämmchen.

„Grad das hat mir nix g'macht," entgegnete ſie. „Nur was vorhergegangen is, Deine Bosheit, garſtiger Bub', der Du g'weſen biſt. Nix haſt mir gegönnt. Die liebe Sonn' hättſt mir verhängt mit einem Kotzen, wenn Du gekonnt hättſt. Dein weißes Katzerl, nicht einmal anſchau'n hab' ich's dürfen, wie wenn ich ihm was wegſchau'n könnt', ſo haſt Du's g'trieben."

Auch dieſe Erinnerung an ſeine kindlichen Großthaten ergötzte ihn: „So hab' ich's 'trieben?" fragte er.

„Da hat ſie einmal mit einer Nuß g'ſpielt; das war zum Lachen. Immer drauf mit der Pfoten, und die Nuß weggekugelt, und das Katzerl einen Satz g'macht, ihr nach, und ein G'ſicht, wie wenn ſich's denken möcht':

Was biſt denn? biſt am End' lebendig? biſt am End' gar eine Maus? — Ich g'lacht, daß ich mich g'wunden hab', und höher hinaufgekraxelt auf unſern Zaun und mich g'ſtreckt, daß ich nur gut ſeh'. — Herr Jeſus! da ſtehſt auf einmal Du hinter Dein'm Zaun und ſchreiſt mich ganz pamſtig an: ‚Was ſchauſt? haſt nit zu ſchaun! Schau nit!' und ich ärger' mich: ‚Dummer Bub, jetzt juſt!' und ſeh' noch, daß Du den Arm hebſt, und dann ſeh' ich nix mehr, fühl' nur, daß mir was Warmes über mein G'ſicht lauft, und daß ich hinfall' wie ein recht Müdes in ſein Bett."

Georg ſtrich ſich ein paarmal über den Kopf mit ſeiner flachen Hand. Er erinnerte ſich noch recht gut, wie ihm damals zu Muthe geweſen war nach jenem Steinwurf, als es drüben unheimlich ſtill wurde, und er gerufen und keine Antwort bekommen und nichts anderes geglaubt hatte, als daß ſie etwas beſonders Tückiſches gegen ihn aushecke. Er war auf dem Bauche über die Straße gerutſcht und hatte durch eines der vielen Löcher im Zaune des Nachbars unten durchgeguckt. Da hatte er die kleine Anna liegen geſehen, regungslos, blutüberſtrömt, und vor Entſetzen über den Anblick den Kopf verloren und ein Geſchrei erhoben, daß die Leute zuſammenliefen: „Sie is todt! Anna is todt, ich hab' ſie todt g'macht!"

„Das war weiter kein Schrocken," ſchloß er, und ſie ſprach:

„Wenn's nur wirklich ſo g'weſen wär', wenn Du mich nur wirklich todt g'macht hättſt damal'n, Du hättſt mir

ſpäter das viel Aergere nicht anthun können . . .“ Die Stimme wollte ihr verſagen, ſchwer athmend fuhr ſie fort: „Wenn das meine Mutter g'wußt hätt'! . . . Aber ſie hat's nicht g'wußt, ich hab' ihr's nicht ſagen können, die Scham hat mir's Wort in der Kehl'n zuſammeng'würgt . . . So is 's auf mir ſitzen blieben wie ein Mühlſtein. Ich hab's g'ſchleppt durch mein ganzes Leben. Wie mich Jemand ein biſſel lang aug'ſchaut hat, is mir's wie Feuer zum Kopf g'ſtieg'n: Meinſt vielleicht das? Aufſchrein hätt' ich mögen: Menſchen, Menſchen, glaubt's nix Schlecht's von mir, ich bin nicht ſchlecht! . . . Verkriechen hätt' ich mich mögen, ſo tief, ſo weit, daß keine Seel' mir hätt' nachkommen können . . . Was hätt' ich nicht alles anfangen mögen? O mein Heiland, der Du für uns g'litten haſt, mir haſt nix wegg'litten, mein Theil is ganz übrig blieb'n!“

„Was für ein G'red, dös g'hört ſie nit, ſo ein G'red,“ ermahnte Georg, und das Mädchen brach aus:

„Dir war's freilich recht, daß ich g'ſchwiegen hab', und am liebſten wär's Dir, ich ſchweiget noch. Aber nein! Einmal ſag' ich's, jetzt ſag' ich's meinem alten, lieben, kleinen Mutterl, weil ſich's drüber nicht mehr zu Tod' kränken kann und mich doch hört vom Himmel aus, in den's aufg'fahr'n is! . . . Hör' mir zu, Mutter, und klag's dem allgerechten Herrgott, bei dem Du biſt.“

„Gib Ruh mit die alten G'ſchicht'n!“ rief Georg; ſie aber legte die Hand auf das Haupt der Todten:

„Ihr ſind's nicht alt und mir auch nicht. Immer

neu, immer brechen die verſteckten Wunden auf, und einmal ſolln's ausbluten!“

Halb flehend, halb befehlend ſtieß er hervor: „Sei ſtill!“

„Aha, jetzt wird ihm bang'! — Wär' Dir lieber damal'n bang' worden. Aber vor der Sünd' fürchtſt Dich nicht, nur vor der Straf', und das is ſo gar dumm, denn die Sünd' muß nicht ſein, aber die Straf' muß ſein und is! da verlaß Dich drauf!“

„Gib Ruh'!“ wiederholte er. Seine Augen, die bisher die Todte ſcheu gemieden hatten, richteten ſich flüchtig auf ſie; ihm war, als runzle ſie die Brauen —. „Was ich g'fehlt hab', mach ich wieder gut,“ murmelte er.

„Meinſt denn, das geht? 's geht nicht! B'ſinn Dich und dann ſag', ob ſo was zum Gutmachen is. B'ſinn Dich, wie Du mir in den Weg getreten biſt droben im Wald auf dem einſamen Fußſteig . . .“ Sie beugte ſich, ſie ſuchte ſeinen Blick, der dem ihren auswich, feſtzuhalten. — „Abend is g'weſen und doch noch ſchwül zum Erſticken, und ich bin aus der Arbeit gegangen und war müd'. Auf einmal ſtehſt Du da. Haſt mir g'wiß aufgepaßt.“

„Nein!“ unterbrach er ſie, „das is mir bei Gott nit eing'fallen.“

„Du biſt von einer Hochzeit gekommen und warſt luſtig und aufg'legt zu jeder Nixnutzigkeit und haſt mich ſo freundlich ang'ſchaut und ang'redt wie Dein Lebtag nicht.“

„Wirſt mir das auch noch vorwerfen? Ich hab' Dich ang'ſchaut, weil ich mir denkt hab: So arm ang'legt, wie's is, is ſchöner als Andre im größten Putz."

Sie ſchüttelte den Kopf: „Angetrunken wärſt g'weſen, wenn Du ſo was g'funden hättſt. Du warſt aber nicht angetrunken, und auch ich hab' meine fünf Sinn' bei einander g'habt und weiß heut' noch jeden Gedanken, der mir damal'n durch den Kopf gegangen is. Daß D' ja im Grund' kein übler Burſch biſt, daß ich Dich nur noch nie drauf ang'ſchaut hab', und daß D' auch nicht böſ' biſt gegen wen Andern, außer grad gegen mich. Allerhand, was ich Dir angethan hab', hat mich g'reut. Sogar leid haſt mir gethan, weil ich ſchon als Kind g'lernt hab': Eher geht ein Kameel durch ein Nadelohr, als ein Reicher durchs Himmelsthor. Und wie Du ſo gut und herzlich mit mir g'ſprochen haſt, iſt mir ganz merkwürdig worden — völlig mit Dir ausg'ſöhnt. Was liegt dran, wenn man als Kind noch ſo viel mit einander g'rauft hat, hab' ich mich g'fragt. Später kann man doch gut werden. Wer weiß, vielleicht erſt recht. So bin ich halt ſteh'n blieben und hab' Dir zug'hört und mir erzählen laſſen von der Hochzeit. Ein Reicher hat eine Arme g'heirath, ſie haben einander gern gehabt und waren glücklich und froh. Und haben's nicht erwarten können, daß die Gäſt' fortgeh'n, damit ſie allein bleiben und ſich in die Arm' fallen und küſſen können nach Herzensluſt, und haſt mir zeigen wollen, wie? Im Spaß nur haſt mir's zeigen wollen . . . O Herr Jeſus, das war ein Spaß! . . . Was Du wirklich

im Sinn g'habt haſt, bei Gott und der allerheiligſten Jungfrau Maria, is mir nicht eing'fallen. Wie hätt' ich mir vorſtellen ſollen, daß Du willſt, was ſich nur Einer verlangt, der Einen gern hat?"

„Ich hab' Dich auch gern g'habt, ſchon lang', ſchon immer, ich hab' Dir's nur nicht zeigen wollen, daß Du Dir nix einbild'ſt," erwiderte er. „Du warſt mir lieber, wenn Du noch ſo fuchtig g'weſen biſt, als die Andern, wenn's mir ſchön g'than haben."

„Geh! Geh!" rief ſie aus und ballte die Fauſt gegen ihn. „Damal'n haſt Dich an mir verſündigt, ſchrecklich, fürchterlich . . . nicht zum Sagen! Juſt wie ich Vertrauen g'faßt hab', juſt wie ich g'meint hab': ſo arg böſ' is er doch nicht, biſt über mich herg'fallen wie ein wildes Thier, daß ich mir nicht hab' helfen können, mich nicht hab' retten können vor Dir und Deiner Kraft, Deiner verfluchten Kraft, Verfluchter!"

„Hör' auf, hör' auf!" murmelte er, ſie ließ ſich aber nicht unterbrechen:

„Schandbub' Du, mit Deiner Kraft! O Jeſus! daß Eins ſich wehren kann, wie ich mich g'wehrt hab', und doch . . . Is das eine Gerechtigkeit? — Herr, mein Gott, für welche Sünd' haſt mich ſo g'ſtraft? Warum haſt Du das zug'laſſen?"

Georg wetzte auf ſeinem Platze hin und her, machte einen immer runderen Rücken und blickte zur Seite, indeß ſie fortfuhr:

„Weißt noch, wie Du mir am nächſten Tag wieder

nachg'ſtiegen biſt und auch ſpäter die ganze Zeit, und wie ich mich hab' einſperren müſſen vor Dir, wenn ich allein war im Haus? Und wie ich mein Unglück erkannt hab', weißt noch, wie ich da gekommen bin und Dir's g'ſagt hab' und wie Du mich ausg'lacht haſt und mir ausg'wichen biſt von dem Tag? Und wie ich mir am End' keinen Rath mehr g'wußt und Deinen Vater um Hilf' ang'rufen hab', da hat er gleich ungläubig g'ſchmunzelt, und Du haſt Alles g'leugnet mir ins G'ſicht!"

Er griff ſich an den Kopf: „Ich hab' halt ſo viel Angſt g'habt vor mein' Vatern, er war gar ſtreng."

„Angſt? das gibt's, daß Einer ſo eine Kraft hat und doch Angſt? Aus Angſt hat der Schandbub' g'ſagt: Ich weiß nix von ihr! . . ."

Sie preßte die Wange auf die Bruſt der Mutter: „Hörſt Du mich, ich ſchwör' Dir's, meine Hand liegt auf Dein'm Kopf, mein G'ſicht liegt auf Dein'm Herzen. Ich bin ganz unſchuldig g'weſen, Du kannſt auf mich herabſchau'n vom Himmel und brauchſt Dich nicht kränken. Thu's nur, ſchau' auf mich herab. Jetzt kann ich zu Dir ſprechen und werd' nicht einmal mehr roth. Wie Du g'lebt haſt, konnt' ich nur ſagen: 's is g'ſcheh'n, und der Georg hat's gethan. — Mehr konnt' ich nicht ſagen, und Du haſt g'ſehn, wie ich mich herunterkränk', und warſt voll Angſt, daß ich mir was anthu', wenn D' viel fragſt . . . Und der Vater, der . . ." Sie hob den Kopf, verbiß ein Schimpfwort

und ſprach mit bitterem Hohne: „Dem war's eher recht, er hat einmal einen ordentlichen Grund g'habt, mich durchzupeitſchen, und is dann gar nimmer aus'm Wirthshaus gekommen, wo er ſich Troſt g'holt hat für mein Unglück . . . Mein Unglück, das Der da verſchuldet hat . . . O Mutter!“ brach ſie leidenſchaftlich aus: „einmal, ein einzig's Mal noch mach Deine Augen auf und ſchau Den an. Sieht er nicht aus wie's böſe G'wiſſen? Nimm Deine Verzeihung zuruck und fluch' ihm, wie er's verdient!“

Er bückte ſich unwillkürlich unter der Verdammniß, die ſie auf ihn niederrief.

„Schweig' einmal,“ ſprach er. „Warum mußt mich ſo niederdonnern? Ich will Alles gut machen, wie g'ſagt. Ich nehm Dich. Ich hätt' Dich ſchon lang g'nommen, aber hatt's denn ſein können? Ich hab' warten müſſen, bis Dein Vater nimmer is. Wie der war, hätt' er uns an den Bettelſtab 'bracht. Dein Vater hat halt zu lang g'lebt.“

Ganz verſunken in ihre Gedanken, hatte ſie ihn reden laſſen, ohne hinzuhören. Bei den letzten Worten wurde ſie aufmerkſam und nickte zuſtimmend: „Zu lang g'lebt, wie alle böſen Leut'. Dein Vater, der hat's g'ſchwinder g'macht, der hat ſich ganz ſtat wegg'ſtohlen, wie Du das Alter g'habt haſt, Herr zu ſein im Haus. O!“ begann ſie nach kurzem Schweigen wieder, „nur ein paar Jahr früher, wenn der meine g'ſtorben wär', wir hätten uns hinaufbracht, meine Mutter und ich. Wir waren fleißige

Arbeiterinnen, um uns is immer ein G'riß g'weſen. Aber Elend und Noth und die letzte ſchwere Pfleg'! An der is die Mutter zu Grund' gangen. Den ganzen Tag ſchaffen, die ganze Nacht wachen, das hat ſie nicht ausg'halten."

Georg räuſperte ſich ſo gewiß ablehnend und überlegen: „No ja, freili. Jetztunter aber ſeins' beide todt, und ich nehm' Dich alſo. Der Herr Pfarrer verkündigt uns am nächſten Sonntag zum erſten Mal, und in drei Wochen hol' ich Dich zur Trauung. 's is höchſte Zeit, daß D' fortkommſt. Der Gerſthofer, der den Krempel" — er ſah ſich geringſchätzig um — „gekauft hat, kann's eh' nit erwarten, daß er leer wird, und daß er ihn niederreißen kann."

„Ich weiß ohnehin," erwiderte ſie. „Ich werd' ihm auch nit lang zur Laſt fallen. Meinen Mutterl geb' ich noch's G'leit, wenn ſie's hinaustragen — dann geh' ich; gleich vom Friedhof weg."

Ein Geflunker und eine Drohung erſchienen ihm dieſe Worte, und er brummte verdrießlich: „Such' Dir einen Andern, den D' zum Narren halten kannſt. Gehn wirſt? Wohin denn? Haſt keine Seel' auf der Welt, haſt nix und Niemanden."

„Da irrſt. Zwei gute Freund' hab' ich — die da!" Stolz und ſelbſtbewußt ſtreckte ſie ihre kräftigen Arme aus. „So lang mich die nicht verlaſſen, bin ich nicht verlaſſen. Bei uns kommt, Gott ſei Dank, noch Jeder durch, der nix will und verlangt als Arbeit."

Er zuckte die Achſeln: „Was wirſt anfangen? In Taglohn gehn? Oder ſuchſt Dir 'en Dienſt?

„Hab' ſchon einen. Heute Nacht ſchlaf' ich ſchon drüben in St. Egyden. Die Weberbäuerin, bei der ich im Sommer in Schnitt g'weſen bin, hat erſt geſtern wieder um mich g'ſchickt."

„Und bei der ſtehſt ein."

„Bei der ſteh' ich ein."

„Ich gratulir'!" rief Georg, „bei der wirſt's gut haben."

„Wie ich's ſchon einmal g'habt hab'. Streng is ſie, das is wahr: was liegt mir d'ran? Ich bin ſelber ſtreng, und grad' deswegen haben wir uns ſo gut vertragen miteinander. Die Weberbäuerin is nur verſchrie'n, wie heutzutag' Jedes, das verlangt, daß ſeine Dienſtleut' ihre Schuldigkeit thun."

Georg hörte ihr aufmerkſam zu. Was ſie da ſagte, gefiel ihm über die Maßen; er ging ja ſeit einiger Zeit ganz im Stillen mit dem Gedanken um, einen Knecht aufzunehmen. Aber nicht nur, was ſie ſagte, ſie ſelbſt, das ſchöne, tüchtige, kreuzbrave Weib gefiel ihm, hatte ihm von jeher gefallen. Er hatte ſie einmal gern, lieber als alle Anderen zuſammen, die ſich um ſeine Gunſt bemühten; er war ſich's nie ſo deutlich bewußt geweſen wie in dieſem Augenblick, nie auch hatte ihre verächtlich herbe Art ihn ſo bitter beleidigt und gereizt. Aus dieſem Aneinanderprallen widerſtreitender Empfindungen entwickelte ſich in ihm ein heißes, heftiges Verlangen nach dem Beſitze

der — doch wohl nur zum Schein — ſeiner Bewerbung Widerſtrebenden.

„Mach ein End'!“ herrſchte er ſie an. „Dich zu bedanken haſt, nix Anderes. Ich nehm' Dich, wie D' biſt, Schulden wirſt ja keine haben,“ fügte er vorſichtshalber bei, beruhigte ſich aber ſelbſt: „Und wenn auch, viel wird's nit austrag'n. Was kriegt denn ein Arm's z' leihn?“

„Haſt recht,“ ſprach ſie. „Ob's aber jetzt ein Guldenzettel is oder ein Kreuzer, Dich trifft's nicht; ich nehm Dich nicht und nehm Dein Geld nicht.“

„Du nimmſt mich nicht? Für ſo dumm wirſt mich doch nicht halten, daß ich Dir das glaub'!“

„Ich ſeh' ſchon, Du haſt nit g'nug an mein'm einfachen Nein,“ erwiderte ſie, wurde leichenblaß, und ihre Augen funkelten. Sie brachte die Worte Anfangs entſetzlich mühſam hervor, dann ſprach ſie raſch und leiſe, mit gewaltig niedergehaltenem und dennoch oft aufloderndem Zorn und warf dabei jedes Mal einen ehrfurchtsvollen, um Verzeihung bittenden Blick auf die Todte.

„Weißt was? Wie das Kind gekommen is, das arme, unglückſelige, hab' ich, trotz Schand' und Allen, eine Freud' an ihm g'habt. Ich hab' nix, hab' ich mir gedacht, aber Dich hab' ich, und Dir zu Lieb' will ich leben und mich plagen, und meine Plag' ſoll von jetzt an meine Freud' ſein. Und mit jedem Tag is meine Lieb' zu dem armen Wurm g'wachſen und g'ſtiegen. Aber es hat ſchon zu viel g'litten g'habt, bevor's noch g'wußt hat, was leiden heißt.

Eh's Jahr um war, is g'ſtorben . . . Da liegt mein Mutterl auf dem Schragen, mein altes, liebes Mutterl, mein ganzes Inwendige is nur eine Wunden, und doch ſag' ich — wie mein Kind g'ſtorben is, war mir ärger, und ich hab' Gott verklagt: Haſt mir's gegeben gegen meinen Willen in Noth und Verzweiflung, und jetzt, nachdem's mein einzig's Glück worden is, reißt mir's weg. Unbarmherzig hab' ich ihn g'ſcholten, den Höchſten, vor dem ich heut' auf die Kniee fall' und zu dem ich ruf': Barmherziger! Allgütiger, Du weißt, was Du thuſt! Sei gelobt und geprieſen! . . . Du haſt mein Kind zu Dir g'nommen, es iſt ein Engel im Himmel, und ich darf — Gott ſei Lob und Dank! — ich darf zu dem Menſchen dort ſagen: Ich nehm' Dich nicht; lieber in die Höll' als in Dein ſchönes Haus!"

Georg ſtarrte zu ihr hinüber, es lief ihm kalt über den Rücken. Sie ſaß vor ihm ſo ruhig wie aus Stein, und doch lebte Alles an ihr. Ihre Bruſt hob und ſenkte ſich, ihre Lippen glühten, es ging eine Macht von ihr aus, die ihn, den ſie verwarf, unwiderſtehlich anzog: ihn, den Starken beugte, ſeinen Willen brach und ſeinen Hochmuth überwand.

„Verſchwör's nit!" rief er. „Schau, Annerl, grad' deswegen, weil ich immer g'meint hab', heirathen wer'n wir doch einmal, hab' ich g'meint, ich muß Dir bei Zeiten den Herrn zeigen. Verzeih' mir's, Annerl, und gib mir ein gutes Wort und ſei wieder gut."

„So? — So?" Sie riß die Augen auf und

betrachtete ihn mit einem Staunen, wie wenn er das größte Wunder wäre.

„Wieder gut?“ ſprach ſie kaum hörbar: „Nach All'm, was ich ihm g'ſagt hab', ſagt der Menſch: Sei wieder gut! Merkſt denn nicht, daß ich nicht könnt', auch wenn ich wollt'? . . . Verzeih'n thu' ich Dir — in Gottesnamen. Ich bin ja fertig mit 'm Leben hier daheim; was vorbei is, is vorbei. Wie wenn Eins die Thür von ſein'm Haus abſperrt, eh's in die Fremd' geht, ſo mach' ich's. Abg'ſperrt! Aus is mit jeder Lieb' und Freundſchaft, und mit unſ'rer Feindſchaft auch. Du haſt's g'hört, jetzt ſteh' auf und geh'.“

Georg ſtieß einen wilden Schrei aus. „Fangſt ſchon wieder an mit Dein'm ‚Geh'! . . . Sei g'ſcheidt, ich rath' Dir's, ſonſt gibt's ein Unglück!“

„Droh' Du nur!“ Sie zuckte verächtlich die Achſeln. „Todt g'macht werden bei der Leich' meiner Mutter, das wär' mir grad' recht.“

Er griff ſich in die Haare, ſtöhnte und ſchnaubte: „Ich hab' Dich aber lieb über Alles! Ich wär' glücklich, wenn ich Dich hätt'. Ich bitt' Dich, kniefällig bitt' ich Dich: ‚werd' wieder gut und werd' mein Weib'!“

„Ich kann nicht,“ ſprach ſie. „Jeder Biſſen, den ich aus einer Schüſſel mit Dir eſſen müßt', ſchwellet' mir im Mund; ich könnt' nicht ſchnaufen neben Dir, und viel tauſendmal lieber ſterben thät' ich, als dulden, daß D' mir in die Näh' kommſt.“

„Wird ſich ſchon geben, da is mir nit bang,“

erwiderte der Mann, und ein häßliches Lächeln bog ſeine Lippen.

Anna warf ihm einen Blick voll Verachtung und kühner Herausforderung zu: „Sie haben Ohren und hören nicht, hat der Herr Pfarrer neulich gepredigt. So Einer biſt Du. Geh'! wie oft ſoll ich's noch ſagen? Geh'!"

Georg ſprang auf. Lichterloh flammte Wuth ihm aus den Augen. Mit hoch erhobenen Fäuſten ſtürzte er auf die Närrin zu, die es wagte, ihn ſo zu reizen, und die jetzt, ohne ein Zucken, ohne einen Laut, ſeine drohende Gebärde mit einer kalt abwehrenden beantwortete.

Er ließ die Arme ſinken. In ihm war ein ſchwerer Kampf, ein Auf- und Abwogen der widerſprechendſten Gefühle. Plötzlich ſtürmten ſie über ihn herein und ergriffen ihn alle mit der gleichen Kraft. Dicht neben dem Sarge war er ſtehen geblieben, ſein Blick glitt unwillkürlich über die Todte. Ein Schauer durchrieſelte ihn, aber er wandte die Augen nicht ab. Es war kein Bild des Schreckens, zu dem er niederſah, es war ein verklärtes Bild der Duldung und Verſöhnung. Ein tiefes Rühren erwachte in ihm.

„Mutter Thereſ'!" ſchrie er auf.

Alle ſeine Härte war verſchwunden, zerſchmolzen, ſein ganzes ſtarres Weſen in Fluß gerathen. Wie niedergeworfen ſtürzte er auf ſeine Kniee und rief die Todte an.

„Mutter Thereſ', bitt's für mich! Ihr ſeid's ſo gut g'weſen und habt's mir, was Ihr g'wußt habt, verziehn. Verzeiht's mir auch das Andre. Ihr wißt's jetzt Alles,

Ihr wißt's auch, wie gern ich die Anna hab'. Bitt's für mich, daß ſie mich nimmt. Ein Todtes kann ſich melden, meld't Euch, Mutter Thereſ', gebt's ein Zeichen von Euch, daß ſie weiß, 's is Euch recht, wenn ſie mich nimmt."

Er beugte ſich über die Leiche, er horchte, er blickte mit unausſprechlicher Spannung in ihr ſtilles Angeſicht. Aber das Zeichen, das er erflehte, blieb aus.

„Sie antwort' Dir nicht," ſprach Anna mit ernſtem Triumphe. „Sie rührt ſich nicht. Schau, wie ſich's nicht rührt, mein armes Mutterl, horch zu, wie's ſtill is, es weiß ſchon, was gut is für mich. — Und jetzt —" Sie hielt einen Augenblick inne, dann ſetzte ſie gelaſſen hinzu: „Jetzt zwing' mich nicht, daß ich noch einmal ſagen muß, was Du nicht hören willſt. Ich möcht' die letzten Stunden allein bleib'n mit meiner Mutterl."

Georg erhob ſich langſam; er begriff endlich, daß Alles aus und vorbei war.

Ein raſendes Schluchzen brach aus ſeiner Bruſt. Unſicher und fragend ſtreckte er dem Weibe ſeine Rechte entgegen. Mit abgewandtem Geſichte legte ſie die ihre hinein.

„B'hüt Dich Gott," ſagte er, und ſie antwortete: „B'hüt Dich Gott!" ſo unwiderruflich abſchließend, mit einem ſolchen Ausdruck ſeliger Erlöſung, daß dem hartnäckigen Werber der letzte Hoffnungsſchimmer erloſch.

Er entſchloß ſich denn, er ging; ſie hörte ihn über die Straße ſchreiten, die Thür des Gartengitters öffnen

und ins Schloß werfen. Da athmete ſie auf und ſtieß ein freudiges „So!“ aus befreiter Bruſt hervor.

* * *

Der Nachtwächter war ſchlafen gegangen und hatte den Hunden die weitere Sorge für die Sicherheit des Dorfes überlaſſen. Fahl und kalt drang die Morgendämmerung durch die Fenſterluke, die Kerze erloſch und mit ihr der röthliche Schimmer und der letzte Schein von Leben auf dem Geſichte der Entſchlafenen. Anna blickte lange in die theueren Züge. Unauslöſchlich ſollte die Erinnerung an ſie ſich ihr einprägen.

„So, mein Mutterl, ſo, jetzt haben wir beide Frieden,“ flüſterte ſie und küßte die Stirn der erlöſten Dulderin und küßte die heiligen Hände, die nur geruht hatten, um ſich zum Gebet zu falten oder um ſich zum Segen auf das Haupt der Tochter zu legen.

Waslaw's Frau.

Michael Vanka, der alte Doctor von Raudnowitz, ſaß auf der Bank vor ſeinem kleinen, ebenerdigen Hauſe, las eine tchechiſche Kampfzeitung und kränkte ſich. So viel Haß, Verdächtigung, Verleumdung! Wer nicht zu meiner Partei gehört, iſt ein Schuft, ſprach mehr oder weniger deutlich aus jeder Zeile.

Seufzend legte der Doctor das Blatt zuſammen, ſchob es auf das Fenſtergeſimſe und überließ ſich der Betrachtung ſeines Gärtchens und des anſtoßenden Hühnerhofes. Vanka war ſtark im Auffinden überraſchender Vergleiche und verglich denn jetzt den edlen Frieden, der zwiſchen den verſchiedenen Nationalitäten der Tauben, Enten, Gänſe, der Cochinchina- und der gemeinen Haushühner herrſchte, mit dem tollwüthigen Kampf, den die vielerlei Volksſtämme in ſeinem Vaterlande gegen einander führten.

„Da nehmt Euch ein Beiſpiel," murmelte er ſchon halb im Schlafe. Er war müde, hatte bis zum Morgengrauen beim Müller Matěj Mašlan gewacht. Wenn Einer Pflege ſo dringend braucht wie der Mann und keine hat, bleibt dem Arzt nichts übrig, als den Krankenwärter zu machen.

„Armer Teufel! dummer Teufel!“ Der Alte lehnte ſich zurück und ſchloß ſeine kleinen, blauen Augen, die immer in Thränen zu ſchwimmen ſchienen. Seine eingeſunkene Bruſt begann ſich in tieferen Athemzügen zu heben, ſeine Hände verſchränkten ſich im Schoße, ſein faltenbedecktes, juchtenfarbiges Geſicht nahm den traurigen Ausdruck an, den alte Leute meiſtens im Schlafe haben.

Plötzlich fuhr er auf. Jemand war an den Gartenzaun getreten und hatte gerufen: „Guten Nachmittag, Herr Doctor!“

„Guten Nachmittag,“ erwiderte er mechaniſch, fügte aber raſch hinzu: „Ah, der neue Herr Pfarrer ſind's!“ und ſah gleich wieder ſo würdevoll freundlich aus, wie es ſich für einen Mann ſeines Standes gehört: „Belieben einzutreten. Woher, wohin?“

Der „neue“ Pfarrer, ein noch junger, großer, breitſchultriger Herr im langen Prieſterrocke, öffnete das Gitterpförtchen. Ein paar Schritte nur, und er ſtand in ſeiner ganzen energiſchen und imponirenden Erſcheinung vor dem kleinen, verſchlafenen Doctor: „Woher, fragen Sie? Aus der Waldmühle. Wohin? Ins Dorf. Unterwegs wollte ich mich aber bei Ihnen aufhalten. Es iſt mir lieb, daß ich Sie finde, Herr Doctor. Sagen Sie mir, wie ſteht's mit Ihrem Patienten, dem Müller Matěj Mašlan?“

„Schlecht, Hochwürden.“

„Iſt Gefahr? dringende Gefahr?“

„Je nun, wiſſen,“ er zog die Augenbrauen in die Höhe, daß ſie beinahe an die Wurzeln der ſtarken, ſtahl-

grauen Haare ſtießen, die ihm tief in die niedere Stirn wuchſen, „das iſt, wie wenn Einer auf einer geborſtenen Planke über den Abgrund geht. Trägt ſie ihn, werd' ich mich wundern; trägt ſie ihn nicht, werd' ich mich nicht wundern. Aber vielleicht trägt ſie ihn."

„Der Mann iſt verheirathet, wie ich höre," verſetzte der Prieſter, „und in ſeiner ſchweren Krankheit auf fremde Leute angewieſen. Wie kommt das? Orientiren Sie mich. Warum iſt ſeine Frau nicht bei ihm?"

„Sind Hochwürden über die Sachlage nicht in Kenntniß geſetzt worden, bevor der alte Herr Canonicus ſich von uns verabſchiedete? Er war noch da, wie ich zum Kranken gerufen wurde, gleich nach Ihrer Ankunft hier im Orte. Aber, aber — kann's mir denken; er wird nichts geſagt haben, er hat von der Geſchichte ſo ungern geſprochen wie der Kaiſer Napoleon von der Schlacht bei Aſpern."

„So? dann bitte ich Sie um Aufklärung. Hat die Frau nicht hier im Orte ein großes Bauerngut?"

„Das größte nach dem vom Bürgermeiſter; doch das ihre iſt mir lieber. Wegen der Bewirthſchaftung. Wer ihre Felder nicht geſehen hat, hat nichts geſehen. Die Stallungen, und dann das Haus. Wenn ich die Wahl hätte zwiſchen dem und dem zugigen Schloß . . ."

„So," unterbrach ihn der Geiſtliche. „Warum laſſen Sie alſo den Mann nicht hierher bringen, fort aus der kalten, feuchten Mühle?"

„Hierher bringen? Das geht nicht, Hochwürden."

„Warum?“ Dieſes Wort fuhr ziemlich barſch heraus, und Doctor Vanka gab ſich einen Ruck, ſaß jetzt gerade aufgerichtet, und ſein dunkles Geſicht nahm etwas wehmüthig Trotziges an.

„Das kann nicht ſein,“ ſagte er noch einmal.

Der Pfarrer ſtimmte den Ton herab: „Er iſt wohl nicht transportabel? Dann ſoll alſo ſeine Frau ihn pflegen kommen.“

„Das kann ſie nicht thun, Hochwürden.“

„Kann nicht? Will nicht. Die Leute leben ſchlecht, mögen einander nicht.“

„Ich glaube eher, daß ſie einander noch gern haben, beſonders ſie ihn.“

„So? Sie geben mir Räthſel auf. Das iſt mir völlig unbegreiflich.“

„Unbegreiflich nicht,“ ſagte Vanka mit einer Art ſchonender Ueberlegenheit. „Aber vertrackt, verrückt, wie heutzutage Alles. Ja, ja, wenn man die Lampe zu hoch hinauf ſchraubt, raucht ſie.“

„Da heißt's alſo zurück ſchrauben.“

„Das iſt nicht immer möglich. Beim Müller Mašlan und ſeiner Frau iſt's nicht möglich. Herr Pfarrer lächeln, meinen: Wird doch möglich ſein.“

„Sie errathen meine Gedanken. Ich aber kann nicht errathen, wie eine Frau, die ihren Mann gern hat, es übers Herz bringen kann, ihn ſterben zu laſſen, ohne ſich um ihn zu kümmern.“

„Was das Kümmern betrifft, Hochwürden, da fehlt

nichts. An Kummer fehlt's der Frau ſo wenig wie dem Büßer an Geißelhieben. Dürfen Sie nicht für eine ordinäre Perſon halten, o bei Weitem! Ihre Eltern ſchon waren brave, tüchtige, ſehr wohlhabende Leute und die Evi das einzige Kind. Was das heißt bei reichen Bauern, ich weiß nicht, ob Hochwürden das wiſſen."

„Nehmen Sie's an, Herr Doctor."

„Dann brauch' ich Hochwürden nicht zu verſichern: keine Prinzeſſin wird ſo verwöhnt. Bei den hohen Herrſchaften gibt's freilich Alles, ſchöne Kleider, gutes Eſſen, prächtiges Wohnen, aber — das eiſerne Comment, die vielen Zierlichkeiten und Amabilitäten, zu denen ſie angehalten werden, — lauter Kappzäume. Die Evi hat nie etwas von einem Kappzaum gewußt; es iſt immer Alles nach ihrem Kopf gegangen. Es war im Grund ein ganz guter Kopf, ſie iſt in der Schule immer die Erſte geweſen; daß ſie's auf dem Tanzplatz war, verſteht ſich von ſelbſt. Bei der Arbeit brauchte ſie nur anzufaſſen, wenn es ihr beliebte, ich muß aber ſagen, daß es ihr immer beliebt hat. Freilich wußte ſie: Wohin ich ſchau', gehört einmal Alles mir, und dem, was ihr gehörte, ſollte nichts Anderes gleichkommen können."

„Hochmuth," murmelte der Pfarrer.

„Und was für einer! Ihr Vater — die Mutter iſt früh geſtorben —, dem war das recht. So will ich ſie, ſie kann gar nicht genug auf ſich halten."

„Auf ſich halten iſt doch etwas Anderes."

„Gewiß, Hochwürden, gewiß; ich ſag' auch nur, wie

er zu ſagen pflegte. Als der Maślan angefangen hat, ſich um ſie zu bewerben, da hat der Alte gewettert: Der ſoll mir kommen, ich ſchmeiß' ihn zur Thür hinaus! Und der Maślan, das war auch ſo ein Verwöhnter und auch ein einziges Kind, der Sohn des Schloßgärtners, wiſſen, und auch bei ihm hat in der frühen Jugend die heilſame Maſſage gefehlt." Der Doctor ſtreckte den Arm aus und machte langſam und bedächtig die Gebärde des Fuchtelgebens: „Dieſe Maſſage da, richtig angewendet: ein Prachtmittel, die Geſundheit eines ganzen Lebens, das ganze Glück der Zukunft bekommt dadurch ein tüchtiges Fundament. Wenn die Eltern das nur glauben wollten — aber die verſtehen gewöhnlich vom Erziehen ſo viel wie die Kuh vom Seiltanzen. Uebrigens hat auch der Maślan ſein Gutes gehabt; in ſeinem Dienſt — er war Büchſenſpanner beim alten Grafen — ſoll er unvergleichlich geweſen ſein, und die Equipage hat er aufgeputzt . . ."

„Was hat der Büchſenſpanner mit der Equipage zu thun?" unterbrach ihn der Pfarrer.

„Oben zu ſitzen, Hochwürden, auf dem Bock neben dem Kutſcher. Ich hab' ihn einmal in Wien geſehen bei einer feierlichen Auffahrt der Toiſoniſten, in ſeiner reichen, grünen Uniform, mit dem Bandelier, dem Hirſchfänger, den goldenen Epauletten, dem goldbordirten Dreiſpitz, auf dem der ſchneeweiße Federbuſch bei jeder Bewegung des Wagens ein wenig geflattert und geathmet hat, wie eine Lunge. Darunter ſein ſchönes, braunes Geſicht . . . und

die Haltung von dem Menſchen, die prächtige Geſtalt ... Die Weiber haben alle zu ihm hinauf geguckt, und er — die Arme gekreuzt und gethan, als ob er dächte: Guckt Ihr, ich ſcher' mich den Teufel um Euer Gucken!

„In Wirklichkeit hat er ſich aber nur viel zu ſehr um die Weiber geſchoren, um nichts ſo ſehr wie um ſie. Und war ihnen gegenüber ganz gewiſſenlos und hat ſich damit eine miſerable Berühmtheit gemacht. Werden ja wiſſen, daß Unmoralität bei uns nicht gang und gäbe iſt, wie in den Gebirgsländern; man kennt's den Leuten an den Geſichtern an; ſieht einmal Einer verthiert aus, iſt der Branntwein ſchuld, nicht die Unzucht. Die Leute heirathen früh, bekommen eine Menge Kinder und bleiben einander treu. Maślan Maidow war eine Ausnahme mit ſeiner Nichtsnutzigkeit und iſt auch immer bei uns als ein Halbfremder betrachtet worden. Mit Recht. Die Mutter war aus Welſchtirol, von der hat er das heiße Blut und vom ſlawiſchen Vater den Stützkopf."

„So? Alſo wird ſeine Frau den ihren von Vater und Mutter haben?"

„Jawohl, Hochwürden."

„Stützköpfe bringt man zurecht, Herr Doctor."

Vanka ſtrich mit der Hand über den heute ſehr unvollkommen raſirten unteren Theil ſeines Geſichtes, um das Lächeln zu verbergen, das ihm dieſe Bemerkung entlockte: „Ja, Hochwürden, ſo hat damals der Vater der Evi geſprochen. Nachdem er zwanzig Jahre lang ihren Willen gethan hat, verſuchte der Mann auf einmal,

ſeinen eigenen durchzuſetzen. Das hat ſie empört, und ſie hat . . .“

„Ich kann mir denken, was ſie hat,“ fiel ihm der Pfarrer mit Entrüſtung ins Wort. „Sie hat den Vater dahin gebracht, ihren Geliebten noch bitten zu müſſen: Nimm ſie!“

„O nein, nein! entſchuldigen Hochwürden, da irren. Die Evi — da hat's nur Einer probiren ſollen, die iſt wie Hermelin geweſen, o die! Hat ſich eine ganz andre Art ausgedacht, den Vater für ſeine Weigerung zu ſtrafen. Eine viel ärgere. Sterben wollte ſie, und der Mašlan mit ihr. Da ſie nicht mit einander leben durften . . .“

Abermals unterbrach ihn der Pfarrer: „Wollten ſie mit einander ſterben. Nur ſo ohne Weiteres. Was liegt an der Todſünde, an der ewigen Verdammniß!“

Der Doctor ſchüttelte mit leiſer Mißbilligung den Kopf: „Alles, Hochwürden, Alles liegt daran. Aber ſo junges Blut iſt wie Brauſepulver . . Der Allmächtige muß Veranlaſſung zur Gnade gefunden haben; ſie hat ſichtbarlich über den Beiden gewaltet. Sie hatten Alles klug eingerichtet und geheim gehalten. Ein Wunder muß man es nennen, daß ihnen das Verbrechen erſpart blieb. Ein Wunder hat den Herrn Grafen an die Stelle im Wald geführt, die ſie ſich zum Schauplatz ihres aber-witzigen Entſchluſſes ausgeſucht hatten. Er iſt gerade noch zurecht gekommen, um dem Mašlan die Piſtole aus der Hand zu ſchlagen, mit der er zuerſt die Evi und dann ſich erſchießen wollte. Er hatte ſchon den Finger

am Drücker, der Schuß ist losgegangen, und die Kugel hat der Evi die Stirnhaut aufgerissen. Der rothe Streifen war noch deutlich unter dem Brautkranz zu sehen, wie sie am Altar gestanden ist. Dem Herrn Grafen ist es nämlich nachher gelungen, die Heirath seiner Geretteten, wie er die jungen Leute nannte, beim Vater durchzusetzen. Das hat sich 1867 begeben, ein Jahr, nachdem die beiden Söhne des Grafen im Feld geblieben waren; der eine am 24. Juni in Italien, der andere am 3. Juli in Böhmen. Ihre Mutter ist ihnen bald nachgestorben. Im Schloß herrschte eine unbeschreibliche Traurigkeit. Den Herrn Grafen hat nach dem Tod seiner Kinder und seiner Frau rein nichts mehr gefreut, nicht einmal die Jagd. So war der Büchsenspanner immerwährend auf Ferien. Hat sich zu Haus gehalten bei seiner Evi und, besonders nachdem ihr Vater das Zeitliche gesegnet hatte und sie unumschränkte Herrin des Hofes geworden war, sich fleißig in der Wirthschaft umgethan. Hat auf dem besten Weg geschienen, ein tüchtiger Landwirth zu werden.

„Ein Kindlein ist auch gekommen, freilich nur ein Mädchen. Und er hatte die ganze Zeit über renommirt: ‚Mein Bub soll' . . . ‚Mein Bub muß' . . . ‚Maßlan,' sagte ich einmal, ‚wenn's aber ein Mädel wird?' ‚Dann ist's nicht das meine,' schreit er, ‚dann verleugn' ich's.'

„Nur ein Spaß, ein dummer. Seine Frau ist aber doch bös geworden und hat ihm zugerufen: ‚Versündig' Dich nicht.' — Das sind kleine Wolken gewesen, solche, die einen schönen blauen Himmel nur noch schöner machen.

Bei der Geburt des Kindes war die Frau einen halben Tag lang zwiſchen Leben und Tod und Matěj vor Verzweiflung völlig außer ſich. Dann wieder, als das Kind endlich erſchien, außer ſich — vor Glück. Fragte nicht einmal, ob Bub oder Mädel. Daß er's nur hatte, daß es da war, bildhübſch, friſch und geſund. Und trieb's mit der Kleinen mehr als die Mutter. Leider iſt das Kind, kaum ein Jahr alt, geſtorben. Schlimm für die Leute, ein erſter Nagel zum Sarg ihres Glückes. Wer weiß, ob nicht Alles anders gekommen wäre, wenn das herzige Dirnlein gelebt hätte.

„Im Spätherbſt 1869 iſt etwas Unerwartetes geſchehen. Der Herr Graf hat den Bitten der Verwandten nachgegeben und ſich entſchloſſen, den Winter einmal wieder in Wien zuzubringen. Daß der Büchſenſpanner ihn begleitet, haben Herr und Diener ſelbſtverſtändlich gefunden. Beileibe aber nicht die Frau des Büchſenſpanners. Sie hat nicht anders gedacht, als daß der alte Herr ſich von Raudnowitz nie wieder fortrühren werde. Geſchieht es aber, dann muß er ihren Mann beurlauben. Ihr Mann bleibt bei ihr. Mašlan wieder ſagt: ‚Umgekehrt iſt auch gefahren: meine Frau bleibt bei mir. Ich bin kein freier Menſch, ich ſteh' im Dienſt des Grafen und kann meinen Herrn nicht verlaſſen.'

„Hochwürden, ich bin juſt dazu gekommen, wie der Streit losgebrochen iſt. Das Vorſpiel zu dem, was ſich ſpäter ereignen ſollte. Es war mir arg fatal. Helfen konnt' ich nicht, nur zuſehen, wie die Zwei immer mehr

in Zorn geriethen, er in heftigen, ſie in ſtillen. ‚Seinen Herrn kann er nicht verlaſſen,‘ ſprach Evi mit einer furchtbaren Bitterkeit an ihm vorüber zu mir. ‚Aber ſeine Frau, die wohl. Was liegt ihm an der? Was liegt ihm daran, daß ſie wieder ein Kind erwartet, daß ſie wieder einer ſchweren Stunde entgegen geht?‘

„Mir blieb nichts übrig, als mich einzumiſchen, und ich gab eigentlich ihr Recht und meinte, er hätte dazubleiben. Es ſchien mir auch gerathen, einen kleinen Scherz einzuflechten. Ein Scherz beſchwichtigt manchmal erregte Gemüther, wirkt wie ein kühles Lüftchen an heißen Tagen. So droht' ich ihm: ‚Sie ſehnen ſich halt danach, wieder zu paradiren auf dem Bocke bei den Auffahrten.‘ Er wurde roth und brach aus: ‚Komm mit, Evi! Du biſt in der Stadt beſſer dran als hier; ich kann meinen Herrn nicht verlaſſen, aber ich kann auch nicht ohne Dich ſein.‘ Mit ausgebreiteten Armen iſt er auf ſie zugegangen und ſie ihm ausgewichen, förmlich ſcheu, wie einem Irrſinnigen. Hat er denn gänzlich den Kopf verloren? Sie mit ihm gehen, fort von ihrer Wirthſchaft, wo man ſie nicht einen Tag entbehren kann; betrunken oder verrückt muß ſein, der ihr ſo etwas zumuthet. Aber ſie weiß ſich zu helfen, ſie geht zum Grafen. Er natürlich der Frau auf dem Fuße nach, und ſo ſtehen ſie vor dem alten Herrn. In früherer Zeit hätte der gleich ein Machtwort erlaſſen: Das geſchieht! Jetzt ſucht er nur zu beſchwichtigen und es ſo viel wie möglich den Andern und — ſich ſelbſt recht zu thun.

„‚Kinder, Kinder, das hättet Ihr früher mit einander ausmachen müſſen,‘ ſo beiläufig ſoll er geſprochen haben. ‚Als ich dem Maślan erlaubt habe, zu heirathen, hat es ſich mir von ſelbſt verſtanden, daß er bei ſeiner Frau bleibt. Wenn er aber durchaus mit will nach Wien . . . Meine liebe Evi, ich bin alt, ich gewöhne mich nicht leicht an ein neues Geſicht, und um meinetwillen werden Sie ſich von Ihrem Mann nicht mehr oft zu trennen brauchen. Sehr bald tret' ich eine Reiſe an, auf der mich Niemand begleiten wird — dahin.‘ Er deutete nach der Richtung, in der die Gruft liegt . . . ‚Alſo thut, was Ihr wollt.‘

„An dem Tag muß noch ein heftiger Auftritt zwiſchen den Eheleuten ſtattgefunden haben, denn am Abend, da ich Maślan im Gaſthaus traf, das er ſeit ſeiner Verheirathung nur in Geſellſchaft ſeiner Frau betreten hatte, glühte er noch wie ein angeblaſener Hochofen. Ausgeſprochen hat er ſich mir gegenüber nicht, obwohl wir allein waren im Honoratiorenzimmer, nur im Allgemeinen gewettert über den Eigenſinn der Weiber und über Bauernſtolz.

„Sie hingegen iſt auch damals immer die Ruhe, die Würde ſelbſt geblieben, und mit ihm war ſie freundlich; freilich nur, ſozuſagen — beiläufig, ſo gewiß wie die Winterſonne um vier Uhr Nachmittags, und zu den Leuten hat ſie geſprochen: ‚Mein Mann geht ungern fort; es bleibt ihm aber nichts Anderes übrig. Was ſoll er thun? Der arme, alte Herr entbehrt ihn gar zu

ſchwer, er möcht' ſich völlig verlaſſen vorkommen ohne den Matěj.'

„Knapp vor der Abfahrt iſt der noch zu mir gelaufen und hat mich gebeten, ihn zu aviſiren, ſobald es Ernſt werden ſollte bei ſeiner Frau. Lieber natürlich wäre es ihm, erſt zur Taufe gerufen zu werden. Wenn ſeine Anweſenheit ſeiner Evi aber ein Troſt iſt, — nu denn! ſoll ich halt ſchreiben oder telegraphiren.

„Nicht drei Wochen ſind vergangen, und ſchon war ein Brief von ihm da. Sie hat mir ein paar Stellen daraus vorgeleſen. Lauter Liebe und Sehnſucht — eine freſſende Sehnſucht. Ungeſchickt ausgedrückt, ſogar ungern iſt Einem vorgekommen, wie wenn ſich Einer ſchämt, nicht eingeſtehen möchte, was ihm in der Seele brennt, und ſich doch verräth, widerwillig verräth!

„‚Wenn ich ihn beſuchen ginge für einige Tage, was wär's?' fragte ſie.

„‚Ein Unſinn,' mußt' ich ihr antworten, ich konnte ſie nicht reiſen laſſen. Es iſt ihr ja durchaus nicht gut gegangen. Der hinuntergeſchluckte Kummer und Zorn — ſo was rächt ſich. Was ſie im Stillen durchgemacht haben mag, hat wohl nicht einmal ihr Beichtvater erfahren. Ihr Zuſtand dazu . . . Ich machte ihr einen Vorſchlag: ‚Ich weiß was, Mašlan ſoll ſich für eine kurze Zeit Urlaub ausbitten beim Herrn Grafen.' Aber damit bin ich abgeblitzt. Das ging nicht, daran war nicht zu denken. Sollte ſie ſich Lügen ſtrafen? Hatte ſie doch ſelbſt den Leuten verſichert, der Herr Graf könne nicht ſein ohne den

Matěj, nicht einen Tag! Das alſo nicht. Und wie ſie ihn kennt, thäte Matěj es auch nicht, aber — und dabei hat ſie mich ſeltſam angeſehen: ‚Wer weiß, ob es nicht ein größeres Unglück iſt, daß ich jetzt nicht zu ihm darf, als wenn ich ums Kind käme.‘

„Bald darauf iſt, trotz aller Vorſicht, was ich fürchtete, doch eingetreten. Ich habe dem Mašlan ſchreiben müſſen, daß ſeine Frau eine Fehlgeburt gethan hat (diesmal wär's ein Bub geweſen), konnte ihm aber zugleich verſichern, daß er keine Sorge um ſie zu haben brauche. Sie hat ſich raſch und vollſtändig erholt, war wieder ſo thätig wie je in ihrer Wirthſchaft und iſt beim Herannahen des Frühlings im ſchönſten Flor geſtanden; ein bißchen blaß noch — eine geſunde Maiglockenbläſſe, und auch ſonſt ganz Maiglocke, ſo friſch und hold und ernſt. Ich mußt' oft denken, ob das ein Unglück wäre, wenn ihrem Mann etwas zuſtieße. Es wäre kein Unglück, nur ein Schmerz. Sie würde ihn betrauern, ihn im beſten Andenken behalten und ſich vielleicht mit der Zeit entſchließen, einen Andern zu nehmen, der beſſer für ſie gepaßt hätte.“

Der Doctor ſeufzte, und über das energiſche Geſicht des Geiſtlichen blitzte ein Lächeln. Er ſah zu dem kleinen Alten, der in ſich zuſammengeſunken neben ihm kauerte und eben von Neuem das bunte Taſchentuch zog und bedächtig entfaltete, mitleidig erſtaunt nieder und ſagte nur:

„So, ſo?“

„Statt Ende April, wie beſtimmt war,“ fuhr Vanka fort, „iſt der Herr Graf ſchon Anfangs März zurück-

gekommen. Die ganze Beamtenſchaft und Dienerſchaft war im Hof verſammelt, um ihn zu erwarten; auch Frau Evi war da. Als der Wagen vor dem Schloßthor hielt, ſtürzten ihm die Lakaien entgegen, um den Schlag zu öffnen, und Mašlan ſprang mit einem Satz vom Kutſchbock herunter und eilte auf Evi zu. Sprechen konnte er nicht, aber die Augen funkelten ihm, — ach Gott, was für ein ſchöner Menſch war er! Und ſie, ſtehen geblieben und ihn erwartet und ihn angeſehen, ſo freudig, ſo ſelig, ſo ſtolz und ſo beſcheiden, Hochwürden — wie eine Braut. Jedem iſt's aufgefallen, — wie eine Braut."

Vanka rieb ſich die Naſe mit dem Zeigefinger, den ein breiter goldener Siegelring ſchmückte. „Die Freude hat nicht lang gedauert," ſprach er nachdenklich. „Viel länger die Mißſtimmung, die nachher eingetreten iſt, von der keines der Beiden etwas merken laſſen wollte, und die ſich doch verrathen hat, wie ſich das Fieber durch die Hitze verräth. — Das kam ſo: Eine von der Dienerſchaft konnt' es nicht unterlaſſen, die Evi zu necken, zu fragen, ob ſie den Mašlan auch tüchtig ins Gebet genommen, ſich erkundigt habe, ob er ihr treu geweſen ſei den ganzen Winter? Evi lachte dazu, war ihres Mannes ſicher! Aber die Andre gab ſo lang keine Ruhe mit ihren Sticheleien, bis die Frau endlich ſtutzig wurde. Jetzt war's aus. Sie wollte wiſſen, wie's ſteht, ſie hat in ihn gedrungen, ihr die Wahrheit zu ſagen. Und er, ein Gemiſch von Ehrlichkeit und Falſchheit, wie er von jeher war, hat geſtanden. Was für eine Demüthigung das geweſen iſt für

das ſtolze Weib, können Hochwürden ſich vorſtellen. Da iſt alſo dann die lange Zeit der Mißſtimmung eingetreten. Aber auch die hat ein Ende genommen, und dann war's, als ob die geſtaute Liebe mit verzehnfachter Gewalt wieder hervorbräche. Zu viel, zu heftig, mir iſt die Sache gleich nicht geheuer vorgekommen. Die Frau hat, um nur ganz ihm zu Gefallen zu leben, ihren eigenen Geſchmack verleugnet, ihre zweite Natur — ihre Solidität. Sie hat ſogar die Wirthſchaft vernachläſſigt. Und Mašlan die Freiheit, die der Graf ihm ſpendirte, ausgenützt, zeigen wollen, wie gut es ihm geht, und wie glücklich er iſt. Die größte Gaſtfreundlichkeit ausgeübt, eingeladen, tractirt und auch mit ſeiner jungen Frau alle Unterhaltungen mitgemacht, die es in der Gegend gegeben hat. Sie wird wohl gehofft haben, daß ſie ihn auf die Art herumgekriegt, und daß er ſie nicht mehr verlaſſen wird. Weit gefehlt! Im Spätherbſt iſt es genau ſo gegangen wie im vorigen Jahr. Er wieder: ‚Komm mit! wenn ich Dich hab', denk' ich an keine Andre' Und ſie: ‚Ich kann nicht; es iſt ohnehin die höchſte Zeit für uns beide, zum Rechten zu ſehen.'

„Verzeihen Hochwürden, daß ich ſo ausführlich bin," unterbrach ſich Doctor Vanka, als der Pfarrer unwillkürlich ein Zeichen der Ungeduld gegeben hatte. „Mit der Geſchichte dieſes einen Jahres erzähl' ich zugleich die der folgenden Jahre. Es war immer dasſelbe, nur, — verſtehen Hochwürden, die Dimenſion iſt gewachſen. Nach jeder Trennung hat Mašlan ſeiner Frau Schwereres ab-

zubitten gehabt, und ſo wurde ihr denn natürlich auch das Verzeihen immer ſchwerer.“ Er hielt inne, ſeine Bruſt hob ſich zu einem langen, tiefen Athemzuge: „Nun, ihre Liebe hat auch das Schwerſte aufgewogen; es war eine magnifique Liebe; ſie iſt gewachſen mit dem Kummer, den ſie um den Taugenichts erdulden mußte, und glorreich aus jeder Prüfung hervorgegangen.

„Arme Evi!

„Zuletzt machte der liebe Maślan gar keinen Anſpruch mehr auf ihre Begleitung. Das Leben, das er ſich eingerichtet hatte, paßte ihm ja wie auf den Leib geſchnitten. Im Winter luſtig in Wien, in der ſchönen Uniform glänzen und prunken, im Sommer wieder luſtig im Haus der Frau, den Herrn ſpielen und Gnaden austheilen. Beim letzten Abſchied hatte er ihr ganz heiter zugerufen: ‚Auf Wiederſehen im Frühjahr!‘

„Das war im Schloßhof bei der Abfahrt des alten Herrn. Alles voll Leut' und alle ſich um den Wagen gedrängt. Ich habe mich hinter Frau Evi geſtellt, weil ich dachte, ſie könnt' zuſammenbrechen. Wirklich ganz danach hat ſie ausgeſchaut. Wie der Mann ihr denn ſagt: ‚Auf Wiederſehen im Frühjahr!‘ gibt ſie eine herbe Antwort: ‚Oder auch nicht; es kommt auf Dich an.‘ Er iſt förmlich zurückgefahren und hat mit großer Zärtlichkeit, ja, ja, ich muß es ſagen, und völlig ſchmerzlichem Vorwurf ausgerufen: ‚Evi! . . .‘ Da erblickt er aber mich und merkt, daß ich ihre Worte gehört habe, wirft ſogleich den Kopf in den Nacken, lacht auf, küßt ſie und ſpringt auf den Bock.

„Ein paar Monate ſind vergangen; mit Schreiben hat ſich Mašlan in der Zeit nicht angeſtrengt, wie ich glaube. Alle Sonntage, wenn ich ſeine Frau am Ausgang der Kirche traf, nach der heiligen Meſſe, ſprach ich ſie an: ‚Gute Nachrichten aus Wien, Frau Mašlan? Was ſchreibt Ihr Mann?‘ — und immer dieſelbe Antwort: ‚Jetzt eine Weile nichts. Morgen erwarte ich einen Brief von ihm.‘ Wie oft ſo ein erwarteter Brief gekommen iſt, weiß ich nicht; daß auf einmal einer da war, den ſie nicht erwartet hatte, haben nachträglich nur zu viel Leute erfahren. Es war ein Brief von einem Frauenzimmer, Hochwürden, von einem jungen Mädchen, das der Mašlan niederträchtig betrogen hatte. Es ſcheint, daß die Perſon bis dahin brav und unſchuldig geweſen iſt. Aber dem Mašlan widerſtand nicht leicht eine. In dieſem Falle wendete er überdies eine falſche Vorſpiegelung an, gab ſich für ledig aus und verſprach ſeiner Geliebten das Heirathen. Wie ſie hinter den Betrug gekommen iſt, war ſchon Alles hin, Ehr' und Reputation und ihre Stelle in einem guten Haus. Eingeſtellt aber haben ſich die Folgen von dem Verhältniß. Was hat die Unglückliche anfangen ſollen? Mašlan war der Letzte, bei dem ſie Rath und Hülfe gefunden hätte. In ihrer Verzweiflung, was thut ſie? Sie ſchreibt an die Frau — eben den Brief, von dem ich Hochwürden ſagte. Am Tag drauf, das habe ich vom Poſtboten erkundſchaftet . . .“

„Erkundſchaftet? So, ſo,“ fiel hier der geiſtliche

Herr ein mit einer Nuance von Wegwerfung, und der Doctor ſeufzte einmal wieder tief auf.

„Ja, Hochwürden, die Sache hat mich intereſſirt. Und auch Andre als ich dürften gewußt haben, daß einen Tag nach der Ankunft des Briefes aus Wien mit der fremden Schrift ein dicker, mit viel Geld beſchwerter von Frau Evi dem Boten übergeben worden iſt. An dieſem Tag war ſie nirgends zu ſehen, nicht auf einem ihrer Felder, nicht im Hof, nirgends. Der nächſtfolgende dann war ein Sonntag, und ſie iſt in die Kirche gekommen. Mir wäre nichts an ihr aufgefallen; nur größer hat ſie mir geſchienen. Sie muß ſich ganz beſonders gerade gehalten haben. Nach der heiligen Meſſe ſprach ich ſie an, ſtelle meine gewöhnliche Frage, erhalte aber nicht die gewöhnliche Antwort, vielmehr die: ‚Ich erwarte keinen Brief von ihm,‘ wendet ſich und läßt mich ganz verblüfft ſtehen.

„Einen Frühling haben wir in dem Jahr in unſerer Gegend gehabt, ich denk' keinen ſchönern. Auch war der März noch nicht zu Ende, und ſchon iſt die Rückkehr des Herrn Grafen angekündigt worden. Er wußte, wie es mit ihm ſtand, und wollte in ſeinem Raudnowitz ſterben. Ich habe geholfen, ihn aus dem Wagen zu heben, und mir gleich gedacht: zur nächſten Ausfahrt heben wir ihn im Sarg auf den Leichenwagen.

„Verzeihen Hochwürden, wenn ich eine Reflexion mittheile, die ich um die Zeit herum und auch ſpäter mehrmals gemacht habe. Die Menſchen ſterben — der eine zu früh, der andre zu ſpät und nur die wenigſten

im richtigen Moment, ſo denn auch unſer Herr Graf. Wäre der Tod, nach dem er ſich aufs Innigſte ſehnte, ſtatt im Frühjahr 1874 im Herbſt 1873 bei ihm eingetreten, viel Unglück wäre verhütet worden. Mašlan hätte keinen Grund oder keine Ausrede mehr gehabt, nach Wien zu fahren, wäre bei ſeiner Frau geblieben, und, das muß man ihm laſſen, ſo lang' er bei ihr geweſen iſt, hat er keine Andre angeſchaut. Die Ehe hätte ſich mit der Zeit ganz glücklich geſtalten können, und die arme Perſon in Wien wäre vielleicht heute noch auf ihrem Platz oder hätte einen braven Mann gefunden . . ."

„Hätte! hätte! Die Menſchen ſterben, wann es dem Herrn gefällt, ſie abzurufen," verſetzte der Pfarrer. „Sie möchten Vorſehung ſpielen, Herr Doctor, ſcheint mir."

„Gott ſoll mich behüten, Hochwürden, — eine Reflexion habe ich mir erlaubt mitzutheilen, ohne jeden Neben- und Hintergedanken. Nun, es kam, wie es mußte: Zum erſten Mal war Evi nicht unter Denen, die das Hereinfahren der gräflichen Equipage vor dem Schloß erwarteten. Mašlan guckte, guckte, wandte ſich an mich: ‚Iſt ihr was, Herr Doctor?' — ‚Meines Wiſſens nicht,' er zuckte die Achſeln und lächelte hochmüthig und kümmerte ſich um nichts mehr als um ſeinen alten Herrn. Wieder: — Alles, was recht iſt: Ein liebreicher Sohn kann ſeinen Vater nicht ſorgfältiger betreuen, als er den Greis betreut hat. Der litt ihn aber nicht lang da. ‚Geh zu Deiner Frau,' befahl er und entließ uns beide; er wollte allein ſein. Mašlan und ich hatten denſelben Weg. Der meine

führte am Hauſe ſeiner Frau vorbei. Im Anfang des Dorfes begegnete uns der Herr Canonicus, der von dem, was ſich begeben hatte, mehr wußte als wir, und zwar aus der erſten Quelle. ‚Ihr! Ihr!‘ ſagte er zu dem Ankömmling, ‚Ihr habt wieder ſchöne Sachen getrieben!‘ Mašlan lächelte auch ihn an, wie früher mich; nicht ſo hochmüthig vielleicht. Ich weiß nicht, mir hat manchmal geſchienen, als ob er ſo wenig Gewiſſen hätte und die Reue ſo wenig kennen würde wie ein Thier. Das hat ihm denn auch eine Art Unſchuld gegeben, eine Thierunſchuld. Ihm ahnte nichts Böſes, er dem geiſtlichen Herrn die Hand geküßt und weiter geeilt, immer ſchneller, immer ungeduldiger, und als wir ankommen, was finden wir? — Die Thür verſperrt.

„Er klopft: ‚Evi, Evi, mach auf, ich bin's.‘ Keine Antwort. ‚Ich bin's, Matěj! ich, Dein Mann!‘ Ein paar Kinder ſind ihm nachgelaufen, andre kommen dazu, er iſt ja die populärſte Perſönlichkeit bei der Dorfjugend, wird immer ſehnſüchtig erwartet und jubelnd begrüßt. ‚Iſt meine Frau nicht da?‘ fragt er einen der Buben. ‚Habt Ihr meine Frau nicht geſehen?‘ Doch, der Eine hat ſie geſehen, den Augenblick iſt ſie aus dem Garten herüber gekommen und ins Haus gegangen. Nun fängt die Sache an, ihm befremdlich zu werden, er tritt an eines der Fenſter, blickt hinein, und richtig, er ſieht ſie — mitten im Zimmer ſtehen.

Nun hat er ans Fenſter geklopft und gerufen: ‚Evi, Evi! Biſt taub? biſt blind? . . . Oder am End' gar

bös? Ich glaub's nicht, Evi, ich frag' nur . . . Evi, Evi, ich mach' Dich wieder gut, hör' mich nur an . . .' So ſagt er und dergleichen noch Vieles und hat dann angefangen, zornig zu werden, ſich zur Thüre zurück begeben und an ihr gerüttelt. Es waren nach und nach eine Menge Leute zuſammengekommen, ſie haben ihn angeſprochen, wollten wiſſen, was es gibt. Er Niemanden angeſchaut, Niemandem geantwortet, ſich an die Thür gepreßt, als ob er mit ihr verwachſen wollte, und gerufen, geſchrieen, zuletzt geweint: ‚Evi, Evi, ſo bös biſt Du, daß Du mir nicht einmal erlauben willſt, Dich zu bitten: Verzeih mir, Evi, meine Evi!'

„Vor dem halben Dorfe hat er ſich ſo gedemüthigt, der eitle Menſch, ſich in der Raſerei ſeiner Verzweiflung auf die Kniee geworfen und mit der Stirn an die Thür geſchlagen.

„Allerlei Stimmen haben ſich erhoben, der kleine Schuhmachermeiſter zu ſingen angefangen:

Bauer, ſteh' auf,
Futter Dein' Schimmel,
Prügel Dein Weib,
So kommſt in' Himmel.

„Ein Gemeinderath ſtopft ſeine Pfeife und ſagt: ‚Das könnt' mir einfall'n, und wenn ich in Wien fünfe ausg'halten hätt', vor meiner eigenen Thür zu betteln und zu flennen.' Der Schmied ſchaut herunter zu ſeinen Rieſenfüßen und flucht: ‚Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich

die Thür nicht eintreten thät' und die durchwichſen, die dahinter ſteht.'

„All das Gerede war dem Mašlan wie Blätterrauſchen. Aber plötzlich iſt er aufgeſprungen, hat ſich neuerdings an die Thür gelehnt, den Mund an den Spalt gedrückt und gerufen, gar nicht ſehr laut, aber durch Mark und Bein iſt's Einem gegangen. ‚Evi, hör' zu, Du hörſt mich, ich weiß, daß Du mich hörſt. Wenn Du nicht aufmachſt, — gleich — verſtehſt mich, gleich? — komm' ich über dieſe Schwelle nimmer, und wenn Du auf den Knieen liegen thäteſt, wie ich vorhin gelegen bin, und wenn Du mich mit ausgebreiteten Armen bitten thäteſt: komm! Das ſchwör' ich, Evi, bei Gott dem Allmächtigen, und mög' er mich in meiner letzten Stund' verlaſſen, wenn ich den Schwur breche.'

„In dem Augenblick hat man den Riegel zurückſchieben gehört, ganz langſam iſt die Thür aufgegangen, daß Mašlan Zeit hatte, auszuweichen. Da wurde gelacht: ‚Aha, aha, die Evi! ſie gibt nach, ſo muß man ihr kommen!'

„Mašlan ſtößt einen Freuden- und Triumphſchrei aus — zu früh. Die auf die Schwelle getreten iſt, die Frau, denkt nicht dran, klein beizugeben. Statt ihr entgegenzuſtürzen, erſchrickt er und taumelt vor ihr zurück. Sie hat ausgeſehen wie eine Leiche mit lebendigen Augen; und entſetzlich war, wie ſie mit einer erloſchenen, aber ſehr feſten Stimme geſprochen hat:

„Schwur gegen Schwur. So heilig wie Du, im

Angeſicht Gottes wie Du, ſchwör' ich, daß ich mein Haus lieber mit eigener Hand anzünden werde, als zu Dir ſagen: tritt ein.'

Da waren viele Männer entrüſtet: ‚Hoho!' hat man durch einander rufen gehört, ‚Du haſt nicht zu ſchwören, Du haſt zu gehorchen, und der Mann hat zu befehlen, ſo ſteht's im Geſetz.'

„Mašlan achtete nicht auf die Einmiſchung, und, ich bitte Hochwürden, das Geſetz war doch wohl das Letzte, auf das ſich der berufen hat, wenn er Weibern gegenüber ſeinen Willen durchſetzen wollte. So höhnte er auch jetzt: ‚O Du! davor keine Angſt! von mir aus biſt Du aſſecurirt. Bleib Du allein in Deiner Bauernbaracken. Und wenn die Reu' Dich packt, ſchluck ſie! Unterſteh' Dich nie, zu mir aufs Schloß zu kommen. Bei mir gibt's kein Verzeihen; ich thät' Dich jagen wie einen biſſigen Hund!'

„Wer ſie kennt, weiß, das jedes Wort ihr eine giftige Wunde ins Herz geriſſen hat. Sie verrieth ſich aber nicht, ſie kreuzte die Arme, ſah ihn an und ſprach: ‚Matěj, Matěj, vielleicht kehrt die Reu' früher bei Dir ein als bei mir, dann wirſt Du mich ſchon rufen.'

„Er, roth geworden wie glühendes Eiſen und getobt und gewettert: ‚Ich Dich rufen? lieber in die Hölle fahren! . . . Ich ruf' Dich nicht . . . und wenn der Satan die Hand nach mir ausſtrecken thät' und Niemand als Du mich retten könnt' — ich ruf' Dich nicht!'" . . .

„Was für Reden! was für Reden!“ murmelte der Prieſter unwillig.

„Der bare Aberwitz, Hochwürden. Auch Evi ſcheint das gefunden zu haben und iſt immer ruhiger geworden, und als er wie ein Toller noch einmal ſchrie: ‚Gott iſt mein Zeuge, ich ruf' Dich nicht!‘ hat ſie langſam und feierlich den Arm erhoben, die Schwurfinger ausgeſtreckt und ſo laut geſprochen, daß der Letzte, der da geſtanden iſt, es hören mußte: ‚So wahr Gott lebt, ich komm' nicht ungerufen.‘

„Kalt iſt es Einem über den Rücken gelaufen, und die Worte haben mehr Eindruck gemacht als alles Toben Maślan's. Er wollte noch etwas ſagen, konnt' nicht, die Wuth würgte ihn, hatte ihn am Hals gepackt wie eine Beißzange. Von dem Tag an haben die Eheleute nicht mehr mit einander geredet.“

„Nicht mehr? und müſſen einander doch ſehen, begegnen.“

Der Doctor ſetzte eine neuerliche Entfaltung des carrirten Taſchentuches ins Werk, bediente ſich ſeiner umſtändlich und lärmend und erwiderte: „Sehen und begegnen einander, ganz recht, Hochwürden. Zum Beiſpiel waren ſie ſchon bald nach dem großen Auftritt beide zugleich in der Gruftcapelle bei der Beerdigung des Herrn Grafen. Maślan derart in Schmerz aufgelöſt, daß er ſogar Denen leid that, die ihn am wenigſten mögen. Evi eiskalt und eher trotzig dreingeſchaut. Sie wird wohl gedacht haben: um mich würdeſt du nicht weinen, wie um

deinen todten Herrn. Zehn Jahre ſind ſeitdem vergangen. In ſeinem Teſtamente beſtimmte der Herr Graf, daß Mašlan die herrſchaftliche Mühle in Pacht haben ſoll, unter Bedingungen, bei denen er leicht ein wohlhabender Mann hätte werden können. Er hat ſich aber ſeiner Sach' im Anfang wenig angenommen. Erſt in letzter Zeit iſt er ordentlicher geworden. Wer weiß, warum — vielleicht die Jahre, vielleicht weil ſeine Geſundheit ausſpannt" . . .

„Warum ſagen Sie nicht einfach: durch die Gnade Gottes?" fragte der geiſtliche Herr.

Der Doctor reagirte nicht darauf: „Ich betrachte mir die zwei Leute, wenn ſie am Sonntag in die Kirche kommen," fuhr er fort. „Er in der erſten Bank rechts, ſie in der erſten Bank links. Früher haben ſie vermieden, einander zu treffen, beim Eingang oder beim Ausgang; jetzt nicht einmal mehr das" . . .

„Und wohnen dem heiligen Liebes- und Verſöhnungsopfer unverſöhnten Herzens bei?"

„Aeußerlich unverſöhnt wohl, aber wer weiß, was in ihren Herzen vorgeht!"

„Ich will ſuchen, es zu erforſchen," verſetzte der Prieſter und erhob ſich. „Wenn die Frau wirklich noch einen Funken Liebe für ihren Mann übrig hat, wird ſie auch Erbarmen mit ihm haben. Ich werde ihr Erbarmen mit dem Sterbenden anrufen, und hoffentlich nicht umſonſt . . . Sie zweifeln?" unterbrach er ſich mit einem mißbilligenden Blick auf Vanka, der die Achſeln zuckte.

„Leider kann ich nicht zweifeln, Hochwürden, weil ich weiß, daß hier nichts mehr zu hoffen iſt.“

„Davon will ich mich ſelbſt überzeugen.“

Er verabſchiedete ſich, und der Doctor ſah dem ſtattlichen Herrn nach, der raſch und energiſch ausſchreitend, den Weg ins Dorf einſchlug.

* * *

Das Haus Frau Mašlan's lag auf dem ziemlich großen und ziemlich gut gehaltenen Platze des Dorfes, dem Teiche gegenüber, zu dem hin das Terrain ſich ſenkte. Als Seitenſtück zum ſiebenhügeligen Rom durfte Raudnowitz ſich die Siebenbucklige nennen, denn nicht weniger Erhöhungen bildete der Boden, auf dem die Ortſchaft erbaut war. Den höchſten von allen krönte das ſtattlichſte Gehöft. Sein mit Schieferplatten gedecktes Dach überragte alle, ſogar die anſehnlichſten Bauernhäuſer, die den Platz nach rechts und links im unregelmäßigen Halbkreis umſchloſſen.

Der Pfarrer trat in das Vorgärtchen. Es war von einem grün angeſtrichenen Lattenzaun umgeben, und am Eingang ſtanden zwei rieſige Sonnenblumenſtauden wie ein paar Wächter. Ein breiter, gut beſandeter Weg führte zwiſchen Gemüſebeeten geradehin zu den gemauerten Stufen der Hausthür, theilte ſich dort und lief dem Obſtgarten hinter dem Hauſe zu. Junge Birn- und Aprikoſenbäume, an Treillagen gezogen, breiteten ihre mit Früchten be-

hangenen Zweige zwiſchen den ſechs Fenſtern der Fronte aus. Große Fenſter mit blinkenden Scheiben und vorſpringenden Simſen, auf denen ein farbenheiterer Flor von Roſen, Geranien und Nelken duftete und prangte.

Eine kleine, alte Perſon, die, mit Unkrautjäten beſchäftigt, auf dem Boden gekauert hatte, wendete beim Eintreten des Geiſtlichen den Kopf, ſchob das Tuch, das ihr über das halbe Geſicht gefallen war, zurück und kam auf den Beſucher zu mit einem freundlich-demüthigen: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit, Amen,“ erwiderte er, und ſie legte die ſchmutzigen Hände auf den Rücken, ſtreckte den Hals und küßte, ohne ſich bücken zu müſſen, die herabhängende Hand des Prieſters.

„Ich möchte mit der Frau ſprechen,“ ſagte er. „Iſt ſie da?“

„Zu dienen, hochwürdiger Herr, die Bäuerin iſt da; wo ſollt' ſie ſein? Im Garten iſt ſie, in den Erbſen. Ich werd' ſie gleich rufen.“

Der Pfarrer wehrte ab: „Nein, führen Sie mich zu ihr.“

„Wie befehlen — wie der hochwürdige Herr befehlen“, und die Kleine lief vor ihm her um das Haus, in den Garten und rief aus allen ihren Kräften: „Bäuerin! Bäuerin! der hochwürdige Herr Pfarrer will Euch beſuchen!“

Er folgte ihr und war bald von Bienen umſchwärmt, von Tauben umflogen, von Hühnern umgackert; Schafe,

die auf den Wieſenplätzen weideten, blökten ihn offenbar fragend an; ſchöne, weiße Ziegen hoben die Köpfe über die Einfaſſung ihres Pferches und betrachteten ihn mit ihren großen, friedlichen Augen. Drei ganz junge Hündlein trotteten ihm entgegen, ſchnüffelten, erhoben ein ſchrilles, thörichtes Gebell, in dem ſich Neugier und Verwunderung, aber nicht die geringſte Böswilligkeit kundgab.

Der Pfarrer ging zwiſchen den Obſtbäumen, über das Gras, einem kleinen Wald von Stangen zu, an denen ſchlanke Erbſenſtauden ihre zierlichen, hellgrünen Ranken emportrieben. Auf dem ſchmalen Wege, der ſie von einer anſehnlichen Baumſchule trennte, kam die Hausfrau geſchritten. Eine hohe, harmoniſche, ebenſo wenig zur Fülle wie zur Hagerkeit neigende Geſtalt. Sie trug halb ſtädtiſche Kleidung. Eine ſchwarze, eng anliegende Jacke mit weißem Umſchlagkragen, einen dunkeln, faltigen Rock und eine blaue Arbeitsſchürze, die ſie im Gehen abnahm und über den Arm hängte. Von der bäuerlichen Tracht hatte ſie nichts beibehalten als die Schaftſtiefel an den ſchlanken Füßen und das künſtlich geknüpfte Kopftuch. Es war aus ſchwarzer Seide mit bunten Bändern und Franſen, ſchloß ſich eng um den Hinterkopf, bildete einen ſchmalen Wulſt um die dunkelblonden, dichten Scheitel und einen reichen Knoten im Nacken.

Dem Prieſter fiel die tiefe Ruhe auf, die über der Erſcheinung dieſes Weibes lag, die Feſtigkeit, mit der die klaren blauen Augen ſich auf ihn hefteten, der ſanfte Ernſt, den die regelmäßigen, faſt claſſiſchen Züge athmeten.

Eine im völligſten Gleichgewicht, in völliger Einigkeit mit ſich ſelbſt hinlebende Frau kam da heran, langſam, als ob ſie ihm und ſich Zeit laſſen wollte zur Vorbereitung auf eine erſte, wie ſie vorausſah, bedeutungsvolle Zuſammenkunft.

„Euer Hochwürden erweiſen mir eine große Ehre mit Ihrem Beſuch,“ ſprach ſie den Geiſtlichen an, der ſeinen Hut leicht vor ihr lüpfte. „Belieben Euer Hochwürden ins Haus zu treten?“

„Wir wollen da bleiben,“ erwiderte er, „im Freien, unter Ihren Schützlingen. Ein hübſcher Anblick, all dieſes Gethier; es ſcheint ſich ſeines Lebens zu freuen und iſt ſo zutraulich.“

„Jawohl, zutraulich ſind ſie ſchon; warum ſollen ſie's nicht ſein? Es thut ihnen ja Niemand nichts.“

Sie geleitete ihn zu einem Birnbaum von ſeltener Größe und Schönheit, in deſſen Schatten ein länglicher Tiſch zwiſchen zwei Bänken in den Boden eingerammt war, lud den Gaſt ein, ſich zu ſetzen, und nahm Platz ihm gegenüber, nachdem ſie der Magd, die in reſpectvoller Entfernung gefolgt war, einen kurzen Befehl gegeben hatte.

Eine kleine Pauſe entſtand. Der Prieſter bemerkte wohl, daß die äußere Gelaſſenheit Frau Evi's eine wachſende Erregung verbarg. Ihre ſchmale, gerade Naſe, ihre Stirn hatten ſich mit kalkiger Bläſſe bedeckt, den Mund umſpielte ein kaum merkliches Beben, als ſie gedämpften Tones und mit einer Stimme, die etwas eigenthümlich Einſchmeichelndes hatte, begann:

„Hochwürden ſind ſchon bei meinem Mann geweſen?“

Aha, dachte der Pfarrer, ſie kommt dem Angriff zuvor! „Ich bin am Tag nach meiner Ankunft hier im Orte zu ihm gerufen worden,“ ſprach er, „und habe ihm die letzten Tröſtungen der Kirche geſpendet.“

„Ja, ich weiß, er iſt krank.“

„Vielleicht ſterbend; wiſſen Sie das auch? Der Doctor gibt wenig Hoffnung.“

Sie fuhr mit der Hand über ihr Geſicht und ſchloß einen Moment die Augen: „Es wird nicht ſo arg ſein. Der Herr Doctor muß es nur ärger machen, als es iſt; das iſt ſo der Brauch, er muß es thun wegen der anderen Doctoren.“

„So — wieſo? Das verſteh' ich nicht.“

„Nicht? O, ich bitte unterthänig, Hochwürden haben mich zum Beſten; Sie wiſſen ſchon ſelbſt, daß die Doctoren übertreiben müſſen; das iſt unter ihnen ausgemacht. Warum, kann man ſich an den Fingern abzählen. Unſer Herr Doctor iſt ja ſehr brav, aber — Klappern gehört zum Handwerk, hat er mir ins Geſicht geſagt.“ . . .

„Im Scherz, nun ja, im Spaße“ . . . —

„Im Spaß, Hochwürden, da verräth ſich der Menſch, gerade ſo gut wie im Rauſch und im Zorn.“

Der Pfarrer war erſtaunt —, ein ſeltſames Gemiſch von Vorurtheil und von Vernunft in der Frau. Aber, ſagte er ſich, die hält was aus, und war entſchloſſen, ſie ohne Schonung zu behandeln: „Ich bin auch heute bei Ihrem Manne geweſen,“ ſprach er, „und habe ihn viel

elender gefunden als vorgeſtern. Er ſelbſt, das darf ich Ihnen nicht verhehlen — er fühlt ſich ſterben.“

Frau Evi machte genau dieſelbe Bewegung wie früher: „Ach er! er iſt immer kindiſch ängſtlich geweſen, wenn ihm das Geringſte gefehlt hat. Alle Leute, die ihr Lebtag geſund waren, ſind ſo. Beim kleinſten Uebel meinen ſie ſchon, es bringt ſie ins Grab.“

Der Pfarrer richtete einen feſten und ſtrengen Blick auf ſie: „Sie weichen aus. Wenn Sie dem Arzt nicht glauben und nicht dem Kranken, glauben Sie doch mir. Ich ſage Ihnen: Ihr Mann iſt übel dran, braucht Pflege, und Sie, ſeine Frau, gehören an ſein Krankenbett.“

Sie erwiderte nichts, ſie ſtand auf. Die kleine Magd war herangekommen, einen Korb am Arme, und die Bäuerin half ihr, ſeinen Inhalt auf dem Tiſch ordnen: blanke Teller und Gläſer, eine Flaſche mit Wein, ein Laib Brot, ein ſchönes Stück Butter und herrlichen Lindenhonig in hellgelber Wabe. Die Magd entglitt wie ein fliehender Schatten, die Bäuerin nahm ihren früheren Platz wieder ein und ſprach, das Aufgetragene gleichſam vorſtellend:

„Eine kleine Jauſe, Hochwürden. Was ſo aus der Wirthſchaft kommt. Geruhen Sie, vorlieb zu nehmen, obwohl Sie's zu Hauſe beſſer haben.“

Der Geiſtliche ließ das ohne innere Ueberzeugung vorgebrachte Compliment unberückſichtigt; er betrachtete den thauklaren, goldgelben Wein, den ſeine Wirthin ihm ins Glas ſchenkte, und fragte lächelnd: „Kommt der auch aus Ihrer Wirthſchaft?“

„Nein, Hochwürden, es iſt Vöslauer. Mein Mann hat ihn gern getrunken, ſo halt' ich ihn bis heut' im Keller."

Ein langgedehntes: „Deshalb?" kam von den Lippen des Pfarrers. „Und Sie ſelbſt? Es iſt kein Glas für Sie da, Sie thun mir nicht Beſcheid?"

„Entſchuldigen Hochwürden, ich mag den Wein von jeher nicht. Früher hab' ich manchmal einen Schluck gethan, meinem Mann zu Lieb', wenn er's durchaus wollte. Seitdem es aus iſt zwiſchen uns, nie mehr."

„Aus?" rief der Geiſtliche, „das ſollten Sie nicht ſagen. Sie haben Ihrem Manne Liebe, Treue, Gehorſam gelobt bis in den Tod, Sie ſind durch ein heiliges Sacrament mit ihm verbunden" . . .

„Geweſen, Hochwürden," unterbrach ſie ihn leiſe, aber mit großer Entſchiedenheit.

Er bemeiſterte ſeinen Unwillen und ſah ihr zu, wie ſie das Brot vom Tiſche nahm und raſch und mechaniſch, bevor ſie es zu ſchneiden begann, mit der Meſſerſpitze das Zeichen des Kreuzes über die untere Fläche machte. „Sie befolgen da einen ehrwürdigen Brauch," ſprach der Pfarrer, und als ſie einen fragenden Blick auf ihn richtete: „Ja ſo, Sie thun's gedankenlos. Frau Maślan! Frau Maślan! ich fürchte, Sie führen Ihre religiöſen Uebungen vielleicht überhaupt gedankenlos aus."

„Was meinen Sie damit, Hochwürden?"

Der Prieſter ſteigerte ſich: „Ich meine, Sie beten, Sie beſuchen die heilige Meſſe, Sie verrichten

Ihre Andacht zur vorgeſchriebenen Zeit, Alles gedankenlos.“

Mit ſtolzem Erſtaunen wies Frau Evi dieſe Anklage zurück: „Sie kennen mich nicht, Hochwürden.“

„Ich kenne Ihre Geſchichte und habe offene Augen,“ fiel er raſch ein. „Sie waren heute in der Frühmeſſe. Haben Sie andächtig gebetet, Bäuerin?“

Die Frage kam ihr ſeltſam vor. „Ich habe für meinen Mann gebetet,“ erwiderte ſie.

„So, ſo — und nicht für ſich? nicht darum, daß der Herr Mitleid und Erbarmen in ihrer Seele erwecke? Ihr Mann hat ſchwer an Ihnen geſündigt. Ich weiß. Iſt aber Verzeihen nicht Chriſtenpflicht, vor Allem Pflicht des chriſtlichen Weibes? Was ſoll Ihr Gebet, was ſollen Ihre guten Werke, wenn Sie mitleidslos bleiben gegen einen Sterbenden? . . . Ein großer Heiliger lehrt, daß keine Andachtsübung und kein gutes Werk uns am Tage des Gerichts vom geringſten Nutzen ſein wird, wenn wir die Erinnerung an erlittene Unbill nicht aus unſerem Herzen getilgt haben . . . ‚Erſt gehe hin und verſöhne Dich mit Deinem Feinde‘ . . . ſpricht unſer göttlicher Heiland“ . . . Er ſtockte, er fühlte, daß die Ungeduld ihn hingeriſſen, und daß er nicht ſo geſprochen hatte und nicht in dem Zuſammenhang, wie er ſprechen wollte.

„Mein Mann iſt nicht mein Feind, Hochwürden,“ nahm ſie mit ihrer unerſchütterlichen, verwirrenden Gelaſſenheit das Wort, „und — verſöhnen . . . ich trag' ihm nichts nach, ich habe ihm Alles verziehen.“

„Sie ihm? und er Ihnen? Hat er Ihnen nichts zu verzeihen?“

Sie ſchüttelte langſam und ſinnend das Haupt: „Daß ich nicht wüßte, Hochwürden.“

„Haben Sie ſich keine Härte gegen ihn vorzuwerfen, keinen Mangel an Nachſicht mit ſeinen Schwächen, ſeiner Fehlbarkeit?“

„Nein, Hochwürden.“

„Sie fühlen ſich ihm gegenüber ſchuldlos?“

„Ja, Hochwürden.“

Die Züge des Prieſters verfinſterten ſich. Welche Hoffart! dachte er, ſprach es aber nicht aus. Er rief in eindringlicher Rede die Langmuth der Gerechten für den armen Sünder an und ſchloß: „So viel Barmherzigkeit wir geübt haben, ſo viel werden wir erfahren. Glauben Sie der Barmherzigkeit Gottes nicht zu bedürfen?“

„O Hochwürden, wie ſollt' ich? . . . ſo frevelhaft, das zu glauben, iſt kein Menſch.“

„Gut alſo. Geben Sie alſo, was Sie empfangen wollen. Gehen Sie hin zu Ihrem Kranken, reichen Sie, die Beleidigte, zuerſt die Hand zur Verſöhnung. Thun Sie's aus Liebe zu Gott, in ſeinem allerheiligſten Namen.“

Evi hatte die Augen geſenkt gehalten und erhob nun ihren ſanften Blick zu dem geiſtlichen Herrn: „Hochwürden kennen meine Geſchichte, ſagen Sie, dann müſſen Sie auch wiſſen, daß ich nur darauf warte, daß mein Mann mir ſagen läßt: ‚Komm.‘ Will er lieber ſelbſt kommen — mir iſt es auch recht. Zu jeder Stund'

iſt Alles für ihn bereit. Alles ganz ſo, wie er's gern hat."

Der Pfarrer betrachtete ſie aufmerkſam. Sie hatte mit dem vollen Accent der Wahrhaftigkeit geſprochen, und doch erweckten ihre Worte ihm nicht die rechte Zuverſicht: „Ich ſeh' Ihren Mann heute noch; ſoll ich ihm das Alles ſagen?"

„Wenn Sie die Gnade haben wollen, Hochwürden."

„Soll ich es ihm als von Ihnen kommend, als Ihre Botſchaft ſagen?"

Sie zögerte, ſie hatte einen Kampf mit ſich zu beſtehen, ſprach aber: „Wenn Hochwürden es wünſchen, und weil er jetzt ſo krank ſein ſoll — auch das."

„So! — Ihr thut recht, Bäuerin," rief er freudig, zum erſten Male ihr gegenüber das feierliche ‚Sie' mit dem gebräuchlichen ‚Ihr' vertauſchend. Er ſtand auf und ſah um ſich: „Ich will ihm erzählen, wie gut er's hier hätte. Es iſt ſchön bei Euch, Bäuerin. Und eine große Thierfreundin ſcheint Ihr zu ſein."

Die drei Hündlein, die im Graſe geſchlafen hatten, kamen heran, als der Pfarrer ſich erhob, beſchnüffelten ſeine Schnallenſchuhe und machten Abſchiedscapriolen.

„Ich möcht' mir nicht ſo viel aus Thieren machen," erwiderte Frau Evi, „aber Matěj hat ſie ſo gern, beſonders Hunde. Die drei hab' ich aus dem Teich gezogen, der Halter wollte ſie ertränken. ‚Sind Hunde genug im Dorf,' meinte er. Ja, Hochwürden, zweibeinige. Aber — ich bitte!" . . . Sie blickte plötzlich erſchrocken

zum Tiſche nieder. „Hochwürden haben keinen Tropfen getrunken, keinen Biſſen gegeſſen. Das iſt eine Schande für mich, Hochwürden.“

„So ſollt Ihr's nicht nehmen; ich komme wieder, und wenn ich das Haus nicht mehr ohne ſeinen Herrn finde, will ich von Eurem Weine trinken und von Eurem Brote eſſen.“

Sie erwiderte nichts, ſie hatte bei ſeinen Worten traurig zur Seite geblickt und ging nun mit ihrem Gaſt durch den Garten. Er lobte und bewunderte die Ordnung, die überall herrſchte, den guten Stand der Gebäude, die tadelloſe Reinlichkeit.

„Ja, Hochwürden, meine Wirthſchaft iſt mein Leben,“ ſagte Evi. „Gut halten würd' ich ſie immer, aber ſo ſchön doch nicht, wenn es nur für mich allein wäre. Aber dem Matěj iſt ja nie etwas ſchön genug.“

„Das ſind lauter gute Worte, und die ſoll er alle hören,“ ſprach der Geiſtliche.

Sie waren beim Hauſe angelangt, und er wollte ſich verabſchieden; ſie gab ihm aber noch ein Stück Weges das Geleite. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Wenn er mir alſo nicht ſagen laſſen will, daß ich kommen ſoll — er iſt ja ſtützig, Hochwürden —, braucht nur er kommen. Und wenn er nicht gehen kann — eingeſpannt iſt gleich, und Polſter und Decken ſind auch gleich in den Wagen gelegt . . . Alſo, Hochwürden, ich warte und danke Ihnen, Hochwürden.“

„Ich danke Euch, Frau Mašlan. Ich habe Euch

anders gefunden, als ich erwartete, viel beſſer.“ Er reichte ihr die Hand, die ſie küßte. Dann wendete ſie ſich wieder ihrer Behauſung zu.

In ihren Augen war ein ſtilles, freudiges Leuchten, ihre Züge hatten ſich wunderhell belebt: „Vielleicht, vielleicht doch!“ flüſterte ſie vor ſich hin.

* * *

Die Mühle lag am Ausgang des Waldes, in einer breiten, grünen Schlucht, die der waſſerreiche Bach munter durchrauſchte. Heute hatte er's gut, brauchte das ſchwere Rad nicht zu treiben, die Arbeit war eingeſtellt. Am Himmel neigte die Sonne ſich zum Untergang und hauchte einen roſigen Schimmer über das einſame Haus mit den kahlen Mauern und den dicht geſchloſſenen Fenſtern. Auf einer Bank neben dem Thor lag der Länge nach ausgeſtreckt ein feiſter Müllerburſche. Er hatte das Geſicht mit dem Hute bedeckt, ſchlief ſanft in den Abend hinein. Der Pfarrer war im Begriff, ihn zu wecken, um ihn nach ſeinem Herrn zu fragen, als das Thor geöffnet wurde und eine hinkende Alte heraus humpelte. Sie gab ſich als eine Verwandte Mašlan's zu erkennen, ſie hatte den Herrn Pfarrer kommen geſehen und war ihm entgegen geeilt. Kriechend freundlich empfing ſie ihn und führte ihn die ſtöhnende hölzerne Freitreppe hinauf, durch den mit Ziegeln gepflaſterten Flur, ins Krankenzimmer. Ein weißgetünchter, unwohnlicher Raum.

Das Bett ſtand mit dem Kopfende gegen das Fenſter an einer feuchtfleckigen Wand, an der zwei Jagdgewehre, eine Waidtaſche und ein ſchöner Hirſchfänger — Erinnerungen an glänzende Tage! — hingen. Unter dieſen Trophäen war ein Bild des verſtorbenen Grafen, ein kleines, ſchwarzes Crucifix mit ſilbernem Heiland, und die völlig verblichene Photographie Evi's, als junges Mädchen befeſtigt. Die halb geöffnete Thür eines Schrankes gewährte den Einblick in ein wirres Durcheinander von Kleidern, Wäſcheſtücken und Schuhzeug. Es waren auch noch ein paar Seſſel vorhanden und zwei Tiſche; einer trug das Waſchzeug, ein zweiter, den man in die Nähe des Bettes gerückt hatte, eine Waſſerflaſche, ein Glas und eine Taſſe voll Suppe, neben der ein paar Cigarrenſtummel lagen. Es roch nach kalt gewordenem Tabakrauch und nach Feuchtigkeit; dumpfe Luft erfüllte die Stube.

Der Pfarrer öffnete eines der Fenſter und trat an das Bett Matěj's, der mit dem Geſicht gegen die Wand gelegen hatte und ſich nun jäh empor richtete. Schlaftrunken ſtarrte er den Beſucher an und murmelte:

„Herr Doctor . . . Grüß Gott, Herr Doctor."

„Ich bin's, Mašlan, ich, der Pfarrer."

„Der Pfarrer und — wer?" Sein düſterer, zuckender Blick glitt an dem Geiſtlichen vorbei und blieb erwartungsvoll an der Thür haften.

Der Prieſter betrachtete ihn mitleidig. So viel Kraft und Schönheit vorzeitig aufgezehrt und verwelkt. Armes, verpfuſchtes Leben, armes, verwüſtetes Menſchen-

kind! dachte er und nahm Platz auf dem Seſſel, den die alte Frau an das Bett gerückt hatte. „Es iſt Niemand da als Ihre Verwandte und ich. Ich bin allein gekommen.“

Jetzt erſt ſchien Matěj aus ſeiner Betäubung völlig erwacht, legte ſich aufs Kiſſen zurück und brummte halblaut: „Wozu? Was wünſchen Sie noch, geiſtlicher Herr? Verſehen bin ich ſchon.“

„Ich will Euch Troſt bringen, Mašlan.“

„Brauch' keinen, kränke mich nicht.“

„So? Gut alſo, keinen Troſt. Aber einen Vorſchlag möcht' ich Euch machen. Ihr ſeid hier nicht gut dran, habt auch keine rechte Pflege, ich möchte Euch beſſer verſorgt haben.“

„O, ich weiß ſchon,“ erwiderte Mašlan wegwerfend, „ich weiß ſchon, was das heißt: ins Spital möchten Sie mich ſchicken.“

„Durchaus nicht. In einem guten, netten Hauſe ſäh' ich Euch gern, einem ſchönen, hellen Hauſe mit einem großen Garten . . .“

„Ich verſteh' — Sie meinen den Himmel.“

„Nicht doch! nicht doch! Seht Mašlan . . .“

Die ſtocktaube Alte hatte den Pfarrer nicht aus den Augen gelaſſen, mit wahrer Gier beobachtete ſie jede ſeiner Mienen, jede ſeiner Bewegungen, und miſchte ſich nun auf einmal ins Geſpräch:

„O, Hochwürden, er iſt hier ſo gut aufgehoben, der Matěj; beſſer aufgehoben als hier kann er nirgends ſein. Tag und Nacht geb' ich Acht auf ihn, und was er ſich

wünſcht, bekommt er. Grad früher hat er Suppe haben wollen, da ſteht ſie. Cigarren hat er auch verlangt."

„Ihr raucht, Mašlan?" fragte der Pfarrer vorwurfsvoll, „ein Unſinn bei Eurem Zuſtand. Der Doctor ſagt, daß Ihr knapp an einer Lungenentzündung vorbei gekommen ſeid."

„Sie ſind kein Raucher, geiſtlicher Herr, ſonſt wüßten Sie: einem Raucher ſchadet das Rauchen nicht, und ſo lang' der Tabak ihm ſchmeckt, iſt noch Alles gut."

„Sprecht nicht, vor Allem widerſprecht nicht! Auf dieſe Art kommen wir nicht weiter. Ohne Umſchweife alſo, Mašlan. Ihr ſollt zu Eurer Frau. Sie wartet auf Euch, mit offenen Armen wartet ſie, hat Alles zu Eurem Empfang vorbereitet, und wie vorbereitet! Eine Freude, es zu ſehen." — Er machte die lockendſte Beſchreibung des Hauſes, des Gartens, der Wirthſchaft und ſchloß: „Ich will Euch nicht mehr verrathen, will Euch die Ueberraſchung nicht verderben, ich ſage bloß: Wie Ihr's gern habt, ſo iſt es, und was Ihr gern habt, iſt Alles da — Tauben, Schafe, Hunde . . ."

„Ja, Hunde, freilich," wiederholte Mašlan.

„Da iſt ein ſo geſcheidter, kleiner, weißer, und hat ein braunes Ohr . . ."

„Wie der Bili," ſagte Mašlan, und der Schimmer eines Kinderlächelns glitt über ſein abgemagertes Geſicht, ſofort aber verzerrte es ſich im Zorne: „Die alte Hex' dort leidet keinen Hund — mag nur Katzen, vergiftet mir die Hunde, die böſe Hexe."

Er ballte die Fauſt gegen ſie, und ſie beeilte ſich, dem Pfarrer zuzuflüſtern:

„Er iſt nicht recht im Kopf, wiſſen. Es kommt vom Fieber. Was ich oft von dem anhören muß!“ —

In die augenblickliche Stille, die nun eintrat, tönte das Getrappel von Pferden, — ein Wagen war heran gerollt, hielt vor dem Hauſe, und man vernahm ein ankündigendes, dreimaliges Peitſchenknallen.

Mašlan horchte auf, der Pfarrer begab ſich an das Fenſter, die Alte folgte, beugte ſich hinaus, und kreiſchte in hellem Schrecken:

„Herr Jeſus Chriſtus — das Wägelchen vom Hof. Es iſt ſchon leer, ſind ſchon ausgeſtiegen. — Herr Jeſus Chriſtus, am End' ſind es gar die Bäuerin!“

Aus der Bruſt des Kranken rang ſich ein faſt thieriſcher Laut, ein Winſeln, ein Stöhnen wonniger Erwartung, an Schmerz grenzenden Entzückens. Freudig bewegt, Worte des Willkomms auf den Lippen, ſchritt der Pfarrer aus dem Zimmer auf den Flur.

Aber die zu begrüßen er gehofft hatte, war nicht gekommen; der Knecht allein trampelte in ſeinen ſchweren Stiefeln die Treppe herauf und meldete: Die Frau ſchicke das Wägelchen. Für alle Fälle laſſe ſie ſagen, wenn der Herr vielleicht fahren möcht'.

Der Geiſtliche befahl ihm, zu warten, und kehrte in die Stube zurück, ſeine Enttäuſchung ſo gut wie möglich hinter einer freundlichen Miene verbergend.

„Seht nur, seht," sagte er, „jetzt schickt Eure Frau gar das Wägelchen um Euch. Ja, da hilft nichts, da müßt Ihr fahren. Wir bringen Euch hinunter, der Knecht und ich, wickeln Euch gut in Decken ein; es wird Euch nicht schaden, es ist ein so schöner, warmer Sommerabend. Nun, Matěj, nun rafft Euch auf."

Aber Mašlan hatte sich steif auf den Rücken gelegt, die Arme über der Decke fest an den Leib geschlossen. „Es kann nicht sein," sagte er, „ich kann nicht zu ihr, ich hab's verschworen."

„Mit Eurem Schwur, Matěj, was Ihr nur denkt! Ein Schwur, der keine Geltung hat. Keine Geltung!" wiederholte er lauter, als Mašlan ihn unterbrechen wollte, „denn Ihr habt ihn gethan in sinnloser Wuth . . . Mit Eurem Schwur! . . . Als ob wir Gott zum Zeugen einer ungerechten Handlung anrufen dürften! . . . Ein Frevel — betet zu Gott, daß er Euch Euren Frevel verzeihe!"

„Das hat der Herr Canonicus mir Alles gesagt," versetzte Mašlan trotzig, „nicht einmal, hundertmal, das hilft Alles nichts bei mir, ich kann's nicht thun, ich hab's verschworen. Und wenn ich's nicht verschworen hätte" — er erhob die Stimme und schrie zwischen zwei Hustenanfällen und kläglich mit Athemnoth ringend: „ich thät's doch nicht. Ich bin der Herr!"

Der Priester betrachtete ihn von Neuem mit einem langen, wehmüthigen Blick und dachte: Ich habe Dich ernst genommen, ich hatte Unrecht. Dein bißchen Geist

iſt umnachtet, Du armer „Herr“, Du Knecht Deiner Launen und Triebe. Er bat, beſänftigte, gab zu: „Ja, ja, Ihr ſeid der Herr; und weil Ihr es ſeid und durchaus nicht zu Eurer Frau gehen wollt, ſo laßt ſie denn her kommen. Wenn ſie nur einen Tag da wäre, es würde anders ausſehen bei Euch.“

„Freilich,“ ſagte Mašlan.

„Ihr ſeid der Herr, — befehlt ihr, zu kommen.“

„Befehlen? . . . Freilich könnt' ich, wenn ich wollt'.“

„So, Matěj, alſo ſo! Laßt ihr durch mich befehlen, daß ſie kommen ſoll. Ich übernehme die Botſchaft.“

„Botſchaft?“ wiederholte der Kranke mißtrauiſch, und der Pfarrer beeilte ſich zu berichtigen:

„Den Befehl. Sie würde ſo gern gehorchen. Sie ſorgt ſich um Euch, ſehnt ſich nach Euch.“

„Wirklich?“ Wieder flog über ſeine Züge der verjüngende Glanz.

„Wahr und wirklich, und ſo geh' ich zu ihr oder fahre vielmehr. Ich will den Wagen benützen, den Eure Frau geſchickt hat.“

Er erhob ſich mit kurzem Abſchiedsgruß und ſchritt der Thür zu, entſchloſſen, keinen Einwand mehr anzuhören. Ein in Zorn und Angſt ausgeſtoßener Schrei gellte ihm nach, ſeufzend blieb er ſtehen und ſah ſich um. Mašlan, auf den Ellbogen geſtützt, halb ſitzend in ſeinem Bette, das Geſicht verzerrt, rief ihn an:

„Halt! Halt! Was wollen Sie ihr ſagen? Wie ſoll's heißen? Wenn es heißen ſoll: Komm! ſag' ich's nicht! Ich nicht. Sie ſoll von ſelbſt kommen. Ich ruf' ſie nicht — ich laſſ' ſie nicht rufen, ich hab's verſchworen, ich käm' in die Höll!"

Einem Kranken gegenüber kannte des Pfarrers Langmuth keine Grenzen. Er ging wieder auf ihn zu, beſchwichtigend, beruhigend. Maślan ſtreckte die Hand abwehrend aus und ſchrie aus allen ſeinen Kräften immer von Neuem:

„Ich ſag' es nicht, nie, nie, nie! Ich hab's verſchworen."

Inzwiſchen war Jemand langſam und bedächtig die Treppe herauf geſtiegen und nun eingetreten. Der Doctor ſtand da und ſchüttelte in ſeiner ſanft-mißbilligenden Art den Kopf: „Maślan, ich fürchte, Ihr ſeid übergeſchnappt, kullert wie ein beleidigter Truthahn. Wenn Ihr's ſo treibt, ſteh' ich für nichts. Wollt Ihr Euch tödten?"

Maślan hatte gar nicht zugehört. Er lag jetzt ſtill und erſchöpft mit geſchloſſenen Augen. Plötzlich ſchlug er ſie zu dem Prieſter auf und ſprach, als ob zwiſchen ſeinen letzten Worten und dieſen keine Unterbrechung ſtattgefunden hätte: „Aber — daß ihr Bild noch da hängt, das können Sie ihr ſagen, hochwürdiger Herr."

* * *

Bis zum grauenden Morgen hatte der Pfarrer keine Ruhe gefunden, in raſtloſer Aufregung gewacht, gebetet. Wie ein Dorn im Fleiſche ſaßen ihm die Worte Mašlan's: „Das hat der Herr Canonicus mir Alles ſchon geſagt.“ Er hatte die Empfindung eines Arztes, der ein neues Heilmittel gereicht zu haben meint und entdeckt, daß er zu einem verbrauchten griff, gegen das der Organismus des Kranken längſt abgeſtumpft iſt. Was thun? Um was handelte es ſich denn? — Zwei Eheleute, die einander liebten, ſich nach einander ſehnten, waren getrennt durch ein Hirngeſpinſt. Es war nur ein Hirngeſpinſt. Nicht Hochmuth, nicht Unverſöhnlichkeit von Seite der Frau, wie er Anfangs gedacht hatte, nicht Gleichgültigkeit von Seite des Mannes. Wirklich nur ein Hirngeſpinſt. Und das ſollte er nicht zerreißen können? Die Aufgabe, die ſo leicht ſchien, ſollte unlösbar ſein?

Je länger er darüber nachſann, deſto mehr wuchs ſeine Zuverſicht. Es mußte gelingen, ſich ſelbſt gab er Schuld an ſeinem erſten Mißerfolg. Wenn er ſein Geſpräch mit Frau Evi überdachte, kam ihm vor, daß er nicht warm genug an ihr Herz appellirt, nicht ein gewichtiges, ergreifendes, erſchütterndes Wort zu ihr geſprochen. Er hatte ja nicht gewußt, wie glühend ſie erſehnt wurde. Nun wollte er es ihr ſagen und ihre ſchlummernde Liebe und Zärtlichkeit wecken.

Bei der Frühmeſſe ſah er ſie an ihrem gewohnten Platz in der Kirche, verſunken in inbrünſtiges Gebet, und als er eine Stunde ſpäter in das Gärtchen vor ihrem

Hauſe trat, kam ſie ihm entgegen, und in ihren Augen, in ihrem ganzen Weſen lag etwas wie eine bange Frage, die auszuſprechen ſie zögerte.

„Das iſt ein Tag, Frau Mašlan,“ ſagte der Prieſter nach der erſten Begrüßung, „ein Gottesgeſchenk. Auch Euch muß die Sonne bis ins tiefſte Herz hinein ſcheinen und jede Härte darin ſchmelzen.“

Sie bat ihn, ihr die Ehre eines Beſuches in ihrem Hauſe zu ſchenken, und führte ihn in eine geräumige, für bäuerliche Verhältniſſe luxuriös eingerichtete Stube. Der Boden gedielt, die Wände bemalt und mit drei großen Farbendrucken geſchmückt, ein Muttergottesbild, vor dem ein Flämmchen in einer Lampe aus rothem Glaſe flackerte, die Bildniſſe des Kaiſers und der Kaiſerin. Ein mächtiger Schrank mit gewundenen Säulen nahm die Tiefe, ein Tiſch, auf dem eine buntgeſtickte Decke lag, die Mitte des Zimmers ein. Dunkle, geſchnitzte Holzſeſſel waren längs der Wände und in den Fenſtervertiefungen aufgeſtellt. Auf einen von dieſen deutete Frau Evi.

„Iſt's gefällig, Platz zu nehmen, Hochwürden?“ fragte ſie gepreßt, und es war, als ob ſie hervorbrechende Thränen niederzukämpfen ſuche. Schon als er ihrer Aufforderung, ins Haus zu treten, entſprochen, hatte eine ſchmerzliche Enttäuſchung ſich ihrer zu bemächtigen geſchienen; die wurde herber und herber, ſteigerte ſich zu einem Ausdruck froſtiger Troſtloſigkeit in der Miene des ſtolzen Weibes. Der Prieſter verſtand ſie, und was ſie niederbeugte, erhöhte ſeine Siegeszuverſicht.

„Ich will Euch nur den Schlaf nicht forttragen," ſagte er, ihrem einladenden Wink folgend, „Euch nicht etwa einen ſo langen Beſuch machen wie geſtern. Ich bin da, um Euch abzuholen nach der Mühle."

„Sie waren dort," verſetzte ſie und ſah ihn feſt und forſchend an. Der Pfarrer überlegte einen Moment und ſprach dann entſchloſſen:

„Gebt jeden Zweifel auf, Euer Mann iſt ſterbend."

„Ich hab' es durch den Herrn Doctor erfahren," erwiderte ſie leiſe.

„So? Nun alſo, folgt mir, kommt!"

„Hat er mich rufen laſſen?" brachte ſie ſtockend und mühſam hervor.

„Er hat Euch nicht rufen laſſen, und trotzdem werdet Ihr zu ihm gehen, weil Ihr ſollt, weil es Eure Pflicht iſt, weil Ihr nie wieder gut machen könntet, was Ihr heute verſäumt."

Er erzählte, wie ſchlecht verſorgt und läſſig betreut er den Kranken gefunden hatte, er berichtete den kleinſten Umſtand ſeiner Unterredung mit ihm, freute ſich über den erſchütternden Eindruck, den ſeine Schilderung auf die Bäuerin machte. Als er von dem Entzücken Mašlans ſprach, da ihm die Hoffnung auf einen Beſuch ſeiner Frau aufleuchtete, von ſeiner ſchmerzvollen Erbitterung bei dem Schwinden dieſer Hoffnung, ſtöhnte Evi, beugte ſich vor und vergrub ihr Geſicht in ihre Hände.

Der Pfarrer ſtand auf. „Kommt," ſagte er, ihren Scheitel mit der Rechten ſanft berührend, „und wenn

noch ein Zweifel in Euch lebt, ob Ihr dürft, ſo wiſſet, ich löſe Euren Schwur, er beſteht nicht, er hat nie beſtanden. Gott hat ihn nicht gehört.“

Sie hob den Kopf, ihr Geſicht war weiß bis auf die Lippen; die Augen blickten erſchreckend ſtarr: „Er hat ihn gehört,“ ſprach ſie mit ſchwacher, aber klarer Stimme. „Ich weiß es, denn ich hab' es gefühlt. Ich werde nie vergeſſen, Hochwürden, wie ich's gefühlt habe: Gott iſt nah' und hört Dich. Matěj hat im Zorn geſchworen; ſein Schwur iſt vielleicht nicht hinauf bis zu Gott gedrungen, barmherzige Engel haben ihn unterwegs vielleicht abgelenkt, wie ſie den Blitzſtrahl ablenken oder eine andere Gefahr. Ich, Hochwürden“ — ſie machte eine kleine Pauſe und fuhr dann fort mit ihrer weichen, klangvollen Stimme, aus der eine eiſerne Ueberzeugung ſprach: „Ich, Hochwürden, war ganz bei mir, ich war, wie jetzt. Fragen Sie ihn, ob er ſich beſinnt, was er geſprochen hat, ob er noch jedes Wort weiß — er weiß es nicht. Ich kann jedes Wort, das ich geſagt habe, wiederholen. Und wenn ich dran denke und es mir recht vorſtelle, wie ich damals meine Hand aufgehoben und Gott angerufen habe, läuft es mir wieder aus den Spitzen meiner Finger durch alle meine Glieder: Gott hört dich. Und deshalb . . .“ Sie richtete ſich empor, ein ſeltſamer, fremdartiger Zug, etwas wie ein weltverſchmähendes Lächeln prägte ſich in den ſtrengen Linien ihres Mundes aus. „Wenn mein Mann ſtirbt — wie Gott will. Ich bin eine Wittfrau ſeit vielen Jahren. Dieſes

Leben haben wir uns verdorben, aber es gibt ein andres, ein beſſeres, das wollen wir uns nicht verderben. Ich hoffe darauf, und ich weiß — auch er hofft darauf."

„Frau! Frau!" rief der Prieſter ihr zu. „Seid Ihr mit Blindheit geſchlagen? Seht Ihr nicht, daß Ihr Euch von dem Wege abkehrt, den Ihr zu wandeln meint? Frau! Frau! der Tag der Reue wird kommen, und er wird furchtbar ſein . . . Und dennoch bet' ich zu Gott um dieſen Tag, denn das Furchtbarſte wäre, wenn er zu ſpät käme!" Seine Augen ruhten drohend auf ihr: das Unüberwindliche blickte ihm aus ihren ſtarren, wie vereiſten Zügen entgegen. Ja, dieſes Weib hätte man foltern können, ſie in ihrer Ueberzeugung erſchüttern — nimmermehr.

Er hatte einige Schritte dem Ausgange zu gemacht, blieb plötzlich ſtehen und ſprach: „Euer Bild hängt noch immer über ſeinem Bette. Das läßt Euch der Sterbende ſagen."

„Hochwürden!" Sie ſchrie es faſt, ſie bebte am ganzen Leibe. „Aber: Komm! — hat er mir doch nicht ſagen laſſen!"

* * *

Oft noch wanderte der Seelſorger von der Mühle zum Hof, vom Hof zur Mühle. Er ruhte nicht, er kämpfte ſeinen aufreibenden und nutzloſen Kampf mit den Verblendeten

treulich bis ans Ende. Und eines Sommerabends gellte der klangarme Schall des Zügenglöckleins durchs Dorf. Die Frauen blieben aufhorchend ſtehen, die Männer lüfteten die Hüte, jeder ſprach ein Gebet für die ſcheidende Seele. Alle wußten, Matěj Mašlan liegt im Sterben. Matěj Mašlan, dem ſo Viele viel zu verzeihen haben. Der Matěj, dem Keine widerſtand, um die er ſich ernſtlich bemühte, dem die Kinder zuliefen, den die biſſigſten Hunde anwedelten. Der Matěj ſtirbt, geht hinüber, Rechenſchaft abzulegen vor Gott dem Herrn und Richter. Seit Morgengrauen waren der Pfarrer und der Doctor bei ihm, und im ſchönſten Hauſe des Ortes lag ein Weib auf den Knieen und rang die Hände, und der Angſtſchweiß floß über ihre Stirn und netzte ihre trockenen, glühenden Augen.

Sie betete und horchte dazwiſchen auf jeden Laut, auf jeden Schritt, der von der Straße herüber tönte. Keiner hielt vor ihrem Hauſe, Niemand verlangte Einlaß; und als endlich gegen Mitternacht an die Thür gepocht und nach der Bäuerin gefragt wurde, da war's ein vom Arzte Abgeſandter, der die Todesbotſchaft brachte.

Mit dem Frühſten war Bewegung im Hauſe, herrſchte ein geſchäftiges Regen. Vorbereitungen zum Empfang des todten Herrn wurden ſo leiſe getroffen, als ob er ſchon daläge in der Stille gebietenden Ruhe des Todes.

Die Dorfbaſen männlichen und weiblichen Geſchlechtes liefen zuſammen. Die Neugierigen litten Folterqualen. „Was geſchieht? Was wird ſie jetzt thun, die Evi?" Und als es hieß: Sie läßt ihn einholen! da bemächtigte

ſich der meiſten Leute eine unerklärliche Begeiſterung. Die Kinder liefen in Scharen zur Mühle, um die Leiche ihres Freundes zu ſehen und dabei zu ſein, wenn ſie auf den Schragen gelegt und fortgetragen wurde. Auch Erwachſene ſchloſſen ſich an, und als die irdiſche Hülle Mašlan's beim Dorfteich anlangte, hatte ſie ein großes Geleite. Langſam kam der Zug die Anhöhe herauf, und durch die Menge, die ſich, immer anwachſend, um den Hof verſammelt hatte, lief ein Geflüſter:

„Sie bringen ihn! Sie bringen ihn!"

Aus dem Innern des Hauſes aber drang ein gellender Schrei, von einer alten, zitternden Stimme ausgeſtoßen: „Frau! ſie bringen ihn!"

Eine Secunde athemloſer Spannung, Evi war auf die Schwelle getreten, ging auf die Gartenthür zu und öffnete beide Flügel. Die ſchwarz behangene Bahre kam immer näher, und die bleiche Frau am Gitterthor breitete ihr die Arme entgegen, ihre zuckenden Lippen murmelten einen Namen. Nun — glaubten Alle — nun wird ſie ihm entgegen ſtürzen, ſich über ihn werfen und weinen und ſich die Haare raufen.

Nichts von alledem geſchah. Der Blick Evi's war über die Menge geglitten, über neugierige, theilnehmende, ſchadenfrohe und traurige Geſichter. An ihr Ohr war leiſes Gekicher, lautes Stöhnen gedrungen. Sie nahm ſich zuſammen, ſtand gerade aufgerichtet und blickte zu der Bahre, die an ihr vorbei ins Haus getragen wurde, ſtumm und thränenlos nieder. Erſt als man den Todten

hingeſtellt unter das Muttergottesbild in der großen Stube und ſie mit ihm allein gelaſſen hatte, zog ſie das Bahrtuch herab, ſank auf die Kniee, küßte ſeinen Mund und die Hand, die noch den Trauring trug, und ſprach zärtlich und liebevoll zu ihm:

„Haſt mich nicht gerufen, haſt Deinen Schwur halten wollen. Haſt Recht gehabt. Es war kein ſo heiliger Schwur wie der meine, aber ein Schwur! Mein Matěj, haſt Dich nach mir geſehnt? Nicht ſo, wie ich mich nach Dir, o lang', lang' nicht, aber doch geſehnt; und jetzt bin ich Dein und biſt Du mein für die Ewigkeit.“

In letzter Stunde.

„Heirathen — ein junges Mädchen . . . Konrad, Du hätteſt den Muth?“ ſprach Matiſen und ſtarrte den Freund voll Beſorgniß an. Auf ſeinem faltenreichen, verwitterten Geſichte malte ſich eine ſo kindliche Verwunderung, daß Konrad Staufen lachen mußte. „Ich habe den Muth,“ ſagte er, „und ich glaube, ich darf ihn haben.“

Es war eine alte Geſchichte, daß zwiſchen den Beiden die größte Uebereinſtimmung herrſchte. Sobald Konrad Staufen eine Meinung abgab, wußte man: es iſt die Meinung zweier Univerſitätsprofeſſoren, ſeine eigene und die Stephan Matiſens. Heute verwandelte dieſer Gefügige ſich in den verkörperten Widerſpruch. Eine peinigende Angſt hatte ihn ergriffen und beſiegte die ihm angeborene Schüchternheit. Und wenn er aus ſeiner durch ausbündige Rückſichten ſcharf umhegten Bahn brach, konnte er Dinge ſagen, die ein Schonungsloſer nicht leicht über die Lippen bringt.

„Du haſt grundlegende Werke geſchrieben, Du biſt ein großer Gelehrter, ein Bahnbrecher in Deinem Fache,“ ſprach er, „und das macht Dich zum Gegenſtand der Hochſchätzung der ganzen gebildeten Welt, aber nie und nimmer zum wünſchenswerthen Freier in den Augen eines

jungen Mädchens. Das junge Mädchen lacht über den Fünfziger, der aus der Rolle des väterlichen Freundes plötzlich in die des Liebhabers fällt."

„Irrthum! Ein Liebhaber bin ich nicht und will ich nicht werden."

„Was denn alſo? Gatte, gleich Gatte? Statt wie bisher Wohlthäter, Beſchützer, Vormund, auf einmal Gatte . . . O, daß Du die Frauen ſo gar nicht kennſt! Die Pflanzen ſo gut und die Frauen ſo ſchlecht!"

„Sollten wir einander viel vorzuwerfen haben in dem Punkte?" fragte Staufen.

Um Matiſen's großen Mund zuckte es kummervoll und ſchmerzlich. „Nun — ich habe einmal ein Verhältniß gehabt. Befand mich, als es angeſponnen wurde — oder ſich vielmehr von ſelbſt anſpann . . . man wohnt doch irgendwo, es iſt doch ein Weſen da, das Einem die Wäſche beſorgt und das Frühſtück bereitet . . . Dieſes Weſen iſt leider meiſt ein weibliches . . . von ſelbſt anſpann," wiederholte er. „Befand mich damals auch ſchon in vorgerückten Jahren, obwohl nicht in ſo weit vorgerückten, wie Du Dich jetzt befindeſt. Auf das Ende, das die Sache genommen hat, zurück zu kommen, vermeide ich ſonſt. Nun aber möchte ich es Dir ins Gedächtniß rufen — zur Warnung, als abſchreckendes Beiſpiel . . ."

Konrad Staufen legte begütigend die Hand auf den Arm ſeines aufgeregten Freundes, der vor ihm ſtand, klein und hager und zu ihm herabpredigte, indeß er gelaſſen

auf dem Lehnſeſſel an ſeinem Schreibtiſch ſitzen blieb: „Sei ruhig, Stephan; Erfahrungen, wie Du in Deinem ‚Verhältniß‘ gemacht haſt, werde ich in meiner Ehe nicht machen.“

„Die Qualität der Frau iſt eine andere. Gewiß. Von einer plumpen Untreue ſpreche ich nicht. Ich ſpreche von dem unausbleiblichen Gefühl: Ich bin alt, und ſie iſt jung. Zwiſchen uns klafft ein Riß, den nichts überbrückt — da ſitzt es! da ſitzt das Unheil . . . Kommt dieſes Bewußtſein über Dich, und es kommt, ſo ſicher wie der Tod — wird es Dich elend machen.“ Er ſchwieg einen Augenblick, ſchien intenſiv nachzudenken, ſtrich plötzlich mit den zehn Fingern durch ſeine ſpärlichen und ſteifen Haare, die ein mißfarbiges Blond conſervirt hatten, und rief: „Was ich Alles kommen ſehe . . . Ihr Götter Griechenlands! Was ich Alles kommen ſehe! Bezwing Dich, ſag' ich Dir . . . wenn Du noch ſo verliebt biſt — denn das wirſt Du trotz Deines Leugnens wahrſcheinlich doch ſein — bezwing Dich. Heirathe nicht, thu's nicht!“ „Weil ich nicht verliebt bin,“ fiel der Profeſſor ihm ins Wort, „thu ich's. Ich thäte es nicht, wenn ich verliebt wäre. Den Launen, den Eiferſüchteleien eines verliebten Alten würde ich meine Mathilde nicht ausſetzen. Ich bin kein Verliebter, ich bin ein innig Liebender und innig Wiedergeliebter . . . Weißt Du noch, wie ſie einſt als Kind, hier an dieſer ſelben Stelle, zu mir trat, ihre Aermchen um mich ſchlang und mit ſo voller Ueberzeugung, aus der Tiefe ihres kleinen Herzens

heraus, ſagte: ‚Ich hab' Dich gut lieb.‘ Es iſt heute wie damals; wir haben einander gut lieb mit braver, dauerhafter Liebe, die uns beide glücklich machen wird; verlaß Dich darauf.“

Stephan Matiſen ſtieß einen tiefen Seufzer aus: „Wie ſoll ich mich auf etwas verlaſſen, das mir erſt bewieſen werden müßte? . . . Alter Mann, junge Frau — es bleibt ein Unding . . . Die Schiefheit ſchon von Anfang an: Weil Du nicht verliebt biſt, heiratheſt Du. Wer aber ſteht Dir gut dafür, daß Du Dich nicht in Deine junge ſchöne Frau verlieben wirſt? Dann ſteckſt Du bis über den Kopf in der Gefahr, der Du entrinnen wollteſt. Die junge, ſchöne Frau ſchätzt und bewundert Dich über Alles und ſchöpft daraus eine unbedingte Sicherheit, läßt ſich unbefangen huldigen, am unbefangenſten von Deinen Schülern, unter denen es verflucht nette Leute gibt. Die ſchwärmen alle für die Frau Profeſſorin, und trotz der Begeiſterung für den verehrten Lehrer — die Hand auszuſtrecken nach deſſen höchſtem Gut, ſeiner Gattin, wagt doch jeder dieſer Frechlinge . . . Und einmal erweckt einer von ihnen ein lebhafteres Intereſſe bei der Altersgenoſſin . . . Und dann — nun, mein armer Konrad . . . Sie wird Dich gewiß auch dann noch gut lieb haben, den anderen aber ſündhaft lieb, und das wird dem miſerablen Burſchen gerade recht ſein. So kommt es! . . . Das iſt es, was ich kommen ſehe, und ich ſage Dir . . .“

„Sage nichts mehr, prophezeihe nicht,“ ſprach Staufen.

„Du biſt bei mir mit prophezeihen nicht glücklich. Erinnere Dich, was Alles Du vorher geſagt haſt, als ich mich entſchloß, die Verlaſſenſchaft des armen Collegen, der ſich in aller Stille aus dem Leben geſchlichen hatte, ſein verwaiſtes Kind, anzunehmen. Da konnteſt Du nicht genug warnen: ‚Thu' es nicht! es wäre keineswegs, wie Du Dir einbildeſt, eine edle Handlung, es wäre gewiſſenlos. Gewiſſenlos gegen Dich ſelbſt, denn es ſtört Deine Kreiſe, gewiſſenlos gegen das Kind, denn Du haſt keine Ahnung von der Behandlung und Pflege, die es braucht, und von dem Unterricht, der ihm zu Theil werden ſoll. Dieſe unerläßlichen Kenntniſſe jedoch laſſen ſich nur erwerben durch das Studium der weiblichen Hygiene und durch das Abſolviren eines Lehrerinnen- und Erzieherinnenkurſus.'"

Matiſen ſtutzte: „Habe ich das geſagt?"

„Etwas dergleichen doch, und jedenfalls ſahſt Du und ſahen die Götter Griechenlands, die Du anriefſt, ſchweres Unheil hereinbrechen, wenn ich Deine Bedingungen zu erfüllen unterließe. Wo iſt das Unheil geblieben, Matiſen? Weißt Du etwas, das Du anderſt wünſchteſt an ihr, die mein Kind war und bald mein Weib ſein wird? Iſt ihre Erziehung mißrathen?"

„Die iſt gerathen. Dank der Mithülfe und dem Einfluß Deiner vortrefflichen Schweſter."

„Dank der Mithülfe und dem Einfluß meiner vortrefflichen Schweſter," beſtätigte Staufen, „auf die ich von Anfang an gerechnet hatte."

Die Männer ſchwiegen. Konrad war aufgeſtanden, und Matiſen ſah jetzt zu dem viel größeren Freund empor und gab ſich einmal wieder Rechenſchaft von ſeiner Liebe für dieſen Unvergleichlichen. Staufen hatte Alles, was ihm fehlte: Wohlſtand, Schönheit, Ruhm, und weil Staufen dieſe ſchätzenswerthen Güter beſaß, fühlte Matiſen ſich mit verſehen. Er lebte in dem Freunde und ahnte nicht, bis zu welchem Grade der Selbſtentäußerung er es mit der Zeit gebracht hatte. Auch die ganze Macht ſeiner Zuneigung kam ihm nur, aber regelmäßig und bald nach den ſeltenen Fällen zum Bewußtſein, in denen er ſich zu einer verletzenden Aeußerung gegen den Vielverehrten hatte hinreißen laſſen, und bittere Reue ihn überfiel.

Eben jetzt wand er ſich in ihren Krallen. Daß er den Profeſſor an ſeine vorgerückten Jahre gemahnt hatte, war grauſam geweſen und, wie jede Grauſamkeit — thöricht. Wenn Jemand ein Recht hatte, ſich im Alter noch für jung zu halten, dann war es Konrad Staufen. Was hatte denn das Alter ihm gethan? Seine feinen, reichen Haare gebleicht, ſonſt nichts. Es hatte ſeine Geſundheit, ſeine Arbeitskraft, die erquickende Heiterkeit und Gleichmäßigkeit ſeiner Laune unberührt gelaſſen, es hatte ſeine hohe und ſchlanke Geſtalt nicht gebeugt, ihr nichts genommen von der männlichen Anmuth ihrer Bewegungen. Gegeben aber hatte es ihm. Es hatte ſeinen ſchönen Zügen den Abglanz des reinſten, ein langes Leben hindurch bewahrten Seelenadels verliehen, ihnen die edlen Spuren raſtloſer geiſtiger Thätigkeit eingeprägt.

Matiſen betrachtete ihn mit inniger, wenn auch charaktervoll beherrſchter Rührung und dachte: Wenn du das Ungewöhnliche wagſt, du Ungewöhnlicher, vielleicht geſchieht es ungeſtraft.

* * *

Die Ehe des Profeſſors wurde eine wundervolle. Die etwas ſcheue Ehrfurcht, die Mathilde für ihren Vormund empfunden hatte, verwandelte ſich dem Gatten gegenüber in eine zärtliche, anbetende Liebe, die Staufen nicht wie etwas, das ihm gebührte, hinnahm, ſondern wie ein köſtliches Gnadengeſchenk, wofür er zu danken hatte alle Stunden ſeines Lebens.

Eine ſchwere Trübung ihres Glückes erfuhren die Beiden durch den Tod des Söhnchens, das Mathilde ihrem Manne geboren und das drei Jahre lang den Stolz des Hauſes ausgemacht hatte. Mit entſetzlicher Raſchheit wurde das blühende Kind hinweggerafft. Seine Eltern hatten es verloren, bevor ſie noch den Gedanken an eine drohende Gefahr zu faſſen vermochten. Es war der größte Schmerz, den Staufen je erfahren hatte, und maßlos heftig wurde er von ihm ergriffen und völlig niedergerungen. Und in dieſer Leidenszeit erwies die Frau ſich als die Stärkere. Den Mann, zu dem ſie wie zu einem Unüberwindlichen emporgeſchaut hatte, in hülfloſe Trauer verſunken zu ſehen, erweckte in ihr ein heroiſches Mit-

gefühl, das ihr eigenes Leid tief zurückdrängte in ihre Seele und es ſorgſam verborgen hielt. Ihr war, als ſei ſie verantwortlich für den dunklen Schatten, der in ſein bis jetzt immer ſonniges Leben gefallen war. Als hätte ſie ihm etwas abzubitten, er ihr etwas zu verzeihen, umgab ſie ihn mit einer noch zärtlicheren Sorgſamkeit als bisher, mit allen Aufmerkſamkeiten einer Zuneigung, die ſich nie aufdrängt und immer da iſt, nichts erbittet, als geben zu dürfen, und ſo demüthig darbringt, als ob annehmen Großmuth wäre.

Nichts von Allem, was ſie für ihn that, ging verloren, nicht das kleinſte, ſtillſte Zeichen ihrer grenzenloſen Hingebung. Zu ſeiner Liebe für ſeine junge Lebensgefährtin kam eine große Dankbarkeit und erhöhte und verklärte ihm ihren Werth. Als die Wunde, die ihnen geſchlagen worden war, allmählich verharſchte, fanden die Gatten ſich noch inniger verbunden als vor dem Tode ihres Kindes.

Zum ſiebenten Male jährte ſich ihr Hochzeitstag; da erſchien Matiſen als Gratulant mit einem Blumenſtrauß. Jetzt ſei der Zeitpunkt gekommen, ſagte er, in dem ein Glückwunſch zur Vermählungsfeier wohl angebracht und nicht nur ins Blaue geſprochen ſei. Er klagte ſich auch eines Irrthums an, den er vor ſieben Jahren begangen hätte und von dem ſein Freund wiſſe, die Frau Profeſſor aber nie — wenn ſie noch ſo ſehr darauf brenne — etwas erfahren ſolle.

Die Profeſſorin brannte aber gar nicht darauf: „Habt

Eure Geheimniſſe," erklärte ſie. „Wir thun am beſten, uns mit der Portion Vertrauen zu begnügen, die unſere Männer uns ſchenken wollen. Erpreſſungen in dem Punkte fallen immer ſchlecht aus. Siehe Delila, Kriemhilde und gewiß viele andere vorher, nachher und dazwiſchen, von denen Eure Gelehrſamkeit erzählen könnte."

„Du haſt leicht reden," meinte der Profeſſor, „Du, die ihren Mann durch und durch ſchaut. Aber nicht beſſer als er Dich," ſetzte er hinzu und glitt ſanft mit ſeiner Rechten über ihren blonden Scheitel: „Matiſen, wenn einer der Götter Griechenlands in dieſem Haupte einen Gedanken entdeckt, den ich nicht kenne, will ich dem Olympier einen Altar errichten."

Mathilde ſah ihm liebreich in die Augen: „Das iſt aber auch eine Kunſt für einen Mann wie Du, meine armen Gedanken zu kennen."

Seelenvergnügt ging Matiſen heim. Das Verhältniß dieſer zwei Menſchen zueinander entſprach ganz und gar ſeinem Ideal der Ehe. Es war ſo ſchön, zu ſehen, wie Mathilde ſich im Glanz ihres Gatten ſonnte. Wie helle Freudigkeit ſie durchſtrömte, wenn man ſie in Geſellſchaft vorſtellte: „Frau Profeſſor Staufen," und wenn beim Klang dieſes Namens die Steifſten geſchmeidig und die Hochfahrendſten liebenswürdig wurden. Und wenn im Vorübergehen die Studenten ſie grüßten bis zur Erde, fiel es ihr nicht ein, daß die Huldigung nicht bloß der Frau des angebeteten Lehrers, ſondern auch ihr perſönlich, ihrer Jugend und Schönheit gelten könne.

Ja, ſie hatte ihn „gut“ lieb, und am Ende iſt dieſe Liebe auch wirklich die mächtigſte, wie ſie die ſchönſte iſt.

Wieder verfloß ein Jahr.

An der Univerſität lehrte ſeit kurzem als Docent ein ehemaliger Schüler und beſonderer Liebling Staufen's, Doctor Johannes Philippi. Aus einer niedrigen Lebensſphäre war er heraufgeſtiegen und hatte den Kampf ums Daſein und um die Macht des Wiſſens mit Feuer und Kraft und eiſerner Ausdauer geführt. Jetzt ging er mit vollen Segeln. Eine erſte Veröffentlichung hatte zu großen Erwartungen berechtigt, die zweite ſie zum Theil ſchon erfüllt. Es wurde als ausgemachte Sache angeſehen, daß der junge Docent beſtimmt war, Staufen's Nachfolger zu werden. Der Glanz, der dieſe noch ſo kurze Laufbahn umgab, erweckte Mißgunſt und Erbitterung in mancher kleinen Seele. Dem Günſtling des Glückes wuchſen Feinde und Neider aus dem Boden, und er hielt ihren oft gar ſchnöden Angriffen mit wonniger Streitbarkeit und unerſchütterlicher Siegeszuverſicht ſtand.

Vom erſten Tage hatte ihn Staufen zu Gaſt geladen für jede freie Abendſtunde, die er erübrigen könne, und: „mein Vaterhaus“ — er hatte nie ein anderes gekannt — nannte Johannes ſehr bald das Haus des Profeſſors. Freudeſtrahlend kam er, wenn er über neu ausgebrochene Zwiſtigkeiten zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern zu berichten hatte, und rief mit ehrlicher Begeiſterung: „Geſegnet meine Feinde! Sie zu lieben, koſtet mich keine Selbſtüberwindung, iſt mir Vergnügen und Wonne.“

„Deshalb thuſt Du auch Alles, um ſie Dir zu erhalten," ſagte der Profeſſor.

„Mit Bewußtſein nicht. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kommt, aber ich habe ſie und nenne ſie freudig mein. Wie viel verdanke ich ihnen. Es lebe ihr Haß! Sein Scharfſinn entdeckt jede Lücke in meinem Wiſſen, bringt jede meiner Schwächen und Untugenden ans Licht, und nun offenbaren ſie ſich auch mir, und ich erkläre ihnen einen friſchen, fröhlichen Krieg, einen Ausrottungskrieg! Iſt das nicht herrlich?"

Da ſeine Feder- und Wortgefechte faſt immer mit einer Niederlage ſeiner Widerſacher endeten, war es ihm leicht, ein großmüthiger Sieger zu ſein. Aber für ſeine Großmuth wußte man ihm keinen Dank, fühlte nur die Beſchämung, ſie erfahren zu müſſen. So hatte er wenig Freunde, beſonders unter den Collegen, und auch unter ſeinen Hörern nur einen kleinen Anhang, der freilich aus der Blüthe der akademiſchen Jugend beſtand. Seine eigene Fähigkeit, zu bewundern und zu verehren, übte er in allerreichſtem Maße an Konrad Staufen aus. Für den begeiſterte er ſich, den liebte er mit der Liebe eines guten und dankbaren Sohnes.

„Iſt es nicht," ſagte der Profeſſor einmal zu Matiſen, „als ob mein kleiner Junge mir in ſeiner frühen Kindheit nur weggenommen worden wäre, um mir plötzlich als Mann — und wahrhaftig als ein ganzer! — zurückgegeben zu werden?"

Mathilde hatte anfangs allerlei an Philippi aus-

zuſetzen. Sie fand ihn gar zu geradeaus, ſein Aeußeres „ein urgermaniſches Knochengerüſt mit einer Zigeunerhaut überzogen", gar zu disharmoniſch. Sie lachte über ſeine breiten Schultern, von denen eine immer Mittel fand, beim Eintreten entweder rechts oder links an den Thürpfoſten anzurempeln. Einmal entſchuldigte ſie ſich im Namen des Thürpfoſtens, und der reckenhafte Philippi, der dem Ueberfall einer Hünenſchar kaltblütig Trotz geboten hätte, gerieth in Beſtürzung, und die Schlagfertigkeit, mit der er ſonſt jeden unerwarteten Angriff abwehrte, verſagte völlig.

Von Stunde an unterließ er es nie, ſcharf zu zielen, bevor er ins Zimmer trat, um jeden Contact mit den hölzernen Feinden zur Rechten und zur Linken zu vermeiden.

Die Profeſſorin machte ihm kein Hehl daraus, daß ſie geglaubt hätte, ſo rieſige Hände wie die ſeinen kämen nur in den Fabeln, bei Waldmenſchen und Ogern vor. Nachdem er aber eines Abends eine ungemein zarte Pflanze in ihre Beſtandtheile zerlegt hatte, um ihren Bau, ihre Eigenthümlichkeiten und intimſten Eigenſchaften zu erklären, verſprach Mathilde, ihn nie mehr mit der räumlichen Ausdehnung ſeiner Hände zu necken; ſo viel Geſchicklichkeit, wie in ihnen ſtecke, laſſe ſich auf ein kleines Gebiet nicht beſchränken.

Sehr mißfallen hatte ihr, als ſie ihn kennen lernte, auch ſeine Breitſpurigkeit, ſein nachläſſiges und ungeſchicktes Sichgehenlaſſen. Sie verlor nie ein Wort darüber, er

aber fühlte, er errieth das Unbehagen, das er ihr verursachte, und bemühte ſich, die Umgangsformen der Menſchen anzunehmen, mit denen ſie verkehrte. Es wurde ihm freilich unglaublich ſchwer, aber ſchon die Bemühung war dankenswerth, und völlig erfolglos blieb ſie nicht. Viele bemerkten das, und es ſchmeichelte der Frau Profeſſor, daß man ihr die günſtige Veränderung zuſchrieb, die mit Philippi vorging. Es hieß: Ja — der Einfluß einer feinen, ſchönen Frau auf ſolch' einen Bärenhäuter, der ganz gewiß zum erſten Mal einem Weſen ihrer Art begegnet!

Sie nahm arglos Glückwünſche zu ihren Erziehungsreſultaten entgegen; ihr fiel nicht auf, daß ſich in Bekanntenkreiſen das Geſpräch, wenn ſie erſchien, ſehr bald auf Philippi lenkte oder, wenn eben von ihm die Rede geweſen war, plötzlich abbrach.

Einmal vertheidigte ſie ihn eifrig gegen einen Ankläger. Der Wortwechſel zwiſchen dieſem und ihr war ziemlich lebhaft geworden. Die Herrin des Hauſes, die eine Weile ſchweigend zugehört hatte, wünſchte ein Ende zu machen und wendete ſich in täppiſcher Gutmüthigkeit an Mathilde: „Sie haben gewiß recht, liebe Freundin! Sie kennen Doctor Philippi beſſer als wir Alle. Bei uns läßt er ſich kaum ſehen, bei Ihnen verkehrt er, wie man behauptet, täglich."

Tiefe Stille folgte dieſen Worten. Die Hausfrau wurde über und über roth und ſenkte, wie plötzlich zum Bewußtſein einer begangenen Ungeſchicklichkeit gekommen,

ganz beſtürzt die Augen. Ein anweſendes Ehepaar, bekannt durch ſeine gegenſeitige Liebe und ſeine Bosheit gegen die Mitmenſchen, wechſelte über den Tiſch einen verſtändnißvollen, vor Schadenfreude glänzenden Blick.

Mathilde hatte einen unangenehmen Eindruck empfangen, von dem ſie ſich aber keine Rechenſchaft gab, der ſie wie im Fluge berührte und den ſie bald vergaß.

* * *

Profeſſor Matiſen befand ſich ſeit einiger Zeit in einem beklagenswerthen Zuſtand. Ungewöhnlich oft kam er daher im Sonnenbrand oder noch vor ſinkender Nacht aus ſeiner fernen Vorſtadt, trat in das Zimmer des Freundes, ſah durch die Brille ängſtlich mit irrenden Augen umher, als ob er ſich erſt zurecht finden müſſe, und fragte regelmäßig ſtatt anderer Begrüßung: „Wie geht's Deiner Frau? Wo iſt Deine Frau?“

Dann wartete er eine Weile, und wenn ſie kam und in ihrer gewohnten lieben und freundlichen Weiſe mit ihm ſprach, wich die quälende Unruhe von ihm. Er war bald wieder der Alte und konnte wahre Schätze tiefen Wiſſens und verborgener Weisheit auskramen und war ſtolz, wenn Mathilde ausrief: „Sie ſind ein reicher Born, Matiſen, wie ſchade, daß Sie ſo ſelten ſprudeln!“

Ließ ſie ſich nicht ſehen, beharrte Matiſen in ſeiner träumeriſchen Zerſtreutheit, wollte etwas ſagen, fand den

rechten Ausdruck nicht und unterbrach ſich mitten im Satze. Eine Weile blieb er dann noch ſtumm auf ſeinem gewohnten Platze, dem Divan zwiſchen den zwei mächtigen Bücherſchränken, Staufen's Schreibtiſch gegenüber, in Gedanken verſunken. Endlich zog er die Uhr, erſchrak — und empfahl ſich.

Dem Profeſſor wurde bang um ihn, und als er eines Tages wieder ſo gar verloren daſaß, den Blick unverwandt auf die Thür des kleinen Salons Frau Mathilden's gerichtet, erhob ſich Staufen, ging auf den Freund zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und ſprach ſanft und traurig: „Sag' es heraus, Matiſen, ich ſehe Deinen Kampf. Alter Freund — müſſen wir unſeren Verkehr einſchränken oder vielleicht gar — abbrechen, Stephan?"

Matiſen verſtand ihn nicht. „Wieſo? Warum . . .?"

„Nun — ich meine nur . . . Wenn dieſer Verkehr — er bringt Dich öfter in die Nähe einer jungen, hübſchen Frau, als möglicher Weiſe gut iſt für Deinen Herzensfrieden . . ."

Jetzt hatte Matiſen begriffen und war ſehr betroffen, aber doch noch mehr geſchmeichelt. „Du meinſt, daß ich in Deine Frau verliebt bin? Ihr Götter — ich! . . . nein, nein, meine das nicht. Ich verliebe mich nicht mehr, mit dieſer menſchlichen Thorheit habe ich abgeſchloſſen."

Bald darauf traf er Staufen eines Abends allein zu Hauſe und ſtellte die gewohnte Frage: „Wo iſt Deine Frau?"

„Im Theater, in der Loge meiner Schweſter.“

„Wer hat ſie hingeführt?“

„Philippi.“

„Philippi — Johannes Philippi ... Das alſo — das,“ und jetzt kam es heraus in überſtürzter Rede. „Das gehört ſich nicht ... Es fällt auf. Die Leute finden, daß es auffällt, und ich finde es auch. Er iſt jung, und ſie iſt jung — und es fällt auf.“

„Was fällt auf? was findet man? — Ich verſtehe kein Wort,“ ſagte Staufen.

Matiſen machte eine abwehrende Bewegung, als ob er nicht unterbrochen werden wollte. „Er iſt täglich bei Euch, man ſieht Euch nur noch in ſeiner Geſellſchaft. Es heißt, daß er Euch auf die Ferienreiſe begleiten wird, man fragt: Wie kommt dieſer Fremde zu der Auszeichnung? Hat der Herr Profeſſor eine ſo große Vorliebe für ihn, oder iſt die Vorliebe mehr auf Seite der Frau Profeſſorin?“

Bei dieſen Worten zuckte Staufen leicht zuſammen. „O, Matiſen,“ ſprach er, „wie bedaure ich Dich! Wie bald wirſt Du es blutig bereuen, Dich zum Sprachrohr einer ſo niederen Denkweiſe gemacht zu haben.“

Matiſen war betroffen und blieb eine Weile ſprachlos, bevor er ſich zu der Erwiderung ermannte: „Du haſt davon erfahren müſſen, ich habe es Dir nicht erſparen können. Lang genug verfolgen ſie mich mit Andeutungen, daß es meine Pflicht ſei, Dich aufmerkſam zu machen ...“ Er ſtockte, und Staufen fragte gelaſſen: „Worauf?“

„Auf das Gerede, das am Ende doch dem guten Ruf Deiner Frau ſchaden könnte.“

„Ihrem guten Ruf? Und das meinſt auch Du?“

„Verzeih', Konrad, verzeih'! Die Frage iſt die eines Kindes. Götter Griechenlands! um was handelt es ſich denn als um den Ruf Deiner Frau?“

„Keine Sorge um den!“ rief der Profeſſor voll ſchöner Zuverſicht. „Es iſt eine große Sache, der Ruf eines edlen Menſchen. Das Geſchwätz einzelner Thoren und Verleumder hat nicht die Macht, ſeinen reinen Schimmer zu trüben.“

Nun aber ſchrie Matiſen auf: „Ihr Götter! Ihr Götter! . . . Ja, das biſt Du! Das iſt Deine ſtupende Unerfahrenheit. Das iſt die Folge des vom Leben abgewendeten Lebens, das Du führſt, und auch des Glückes, das Du immer gehabt haſt.“

„Den Göttern ſei Dank!“ flocht Staufen lächelnd ein.

„Dafür nicht! Durchaus nicht immer Dank. Das Glück iſt blind und macht blind. Du ahnſt nichts von dem Unheil, das die Gemeinheit dem Höchſten und Heiligſten zufügen kann. Du haſt keinen Begriff . . .“

Staufen fiel ihm ins Wort: „Da irrſt Du ſehr. Was ich ſelbſt nicht erfuhr, ſah ich Andere erfahren, oft ſo heiß mitfühlend, daß es wie eigenes Erlebniß war. Der Meinung aber bin ich geblieben. Keine Conceſſion dem Gewürm, das ſich an Makelloſe heranſchleicht, um ſie zu begeifern . . . Nein, nein, ſprich jetzt nicht . . . Höre! Wenn ich mich dazu herbeiließe, was wäre damit

erreicht? — Daß es hieße: Früher trieben ſie es offen, jetzt treiben ſie's geheim . . . Sprich nicht!“ kam er wieder dem Einwand zuvor, den Matiſen machen wollte. „Um den Preis ſoll ich einem Menſchen, den ich liebe wie einen Sohn, der mich ehrt wie einen Vater, die Thür weiſen? Welchen Grund dafür gebe ich meiner Frau an? Soll ich Ausflüchte machen? Wie lange reicht das, und wie unwürdig ihrer und meiner ſcheint es mir . . . Soll ich ihr ſagen: Du wirſt beſchuldigt . . . Unmöglich, Matiſen!“ brach er aus, und wider ſeinen Willen verrieth ſich im Ton ſeiner Stimme die tiefe Erregung, die ihn erfaßt hatte. „Unmöglich! . . . Ich raube ihr ihre goldige Unbefangenheit nicht. Ich zerre ſie nicht zum Abgrund menſchlicher Niedertracht und ſage ihr: Blicke da hinein!“

Matiſen ſtaunte ihn an. So geſteigerte Ausdrücke zu gebrauchen, war ſonſt nicht des Freundes Sache.

„Wachen wir über ſie,“ ſagte Staufen nach einer Weile ruhiger. „Verhüten wir, daß ein Hauch des giftigen Athems ſie berühre. Die Ferienzeit iſt nahe. Es handelt ſich nur noch um Tage. Dann reiſen wir und — wer weiß? Vielleicht ſtürzt ſich die Verleumdung inzwiſchen auf andere Opfer, und wir finden bei unſerer Rückkehr die läppiſchen Gerüchte verſtummt.“

„Wenn Philippi Euch begleitet, dann nicht. Soll er Euch wirklich begleiten? Bleibt es dabei?“

„Es iſt längſt ausgemacht und bleibt dabei,“ erwiderte Staufen.

* * *

Seit Jahren verließ Stephan Matiſen, ein geſchworener Feind des Reiſens, die Stadt nicht mehr. Die Botſchaften der fernen Freunde trafen ihn in ſeiner kahlen Junggeſellenſtube und — das mußte er zugeben — erfüllten ſie mit köſtlichen Landſchaftsbildern, Duft und Sonnenſchein und ſtrömten die Geiſter eines erhöhten Lebens aus. Tag für Tag, vom Rhein und vom Bodenſee, von jedem ſchönen Ausſichtspunkt der Schweiz, den ſie beſucht, nach jeder kühnen Bergtour, die ſie unternommen hatten, ließen die Wanderer dem einſam Zurückgebliebenen Briefe und Karten zufliegen. In Proſa und in Verſen wurde er angeredet und angeſungen, und eine Heiterkeit, ein kindlicher Frohſinn herrſchten in dieſer Literatur, die ihm die Seele erhellten und nach und nach ſeine Skrupel verſcheuchten. Am Ende behielt Staufen wieder Recht. Die braven Männer und die liebliche Frau konnten vielleicht nichts Klügeres thun als ihren edlen und beglückenden Bund beſtehen laſſen, wie er beſtand, nicht klein beigeben, nicht zurückweichen vor der Niedertracht, die ihn verunglimpft — ſie verachten. Es iſt ja wahr: Wenn wir vermögen, uns ſo hoch zu erheben, daß die Verleumdung nicht bis zu uns hinaufreicht, hat ſie ihr Gift umſonſt ausgeſpritzt.

Die Sendſchreiben, die Matiſen erhielt, athmeten eine noch höhere Wonne, nachdem die Reiſenden italieniſchen Boden betreten hatten. Einem langen Brief Mathilden's, einem Hymnus auf Florenz, hatte Staufen die Worte hinzugefügt: „Schade, daß Du ihre Begeiſterung nicht

ſehen kannſt. Es iſt ein ſchöner Anblick. Es verjüngt mich und verſetzt unſeren Johannes, den Porphyrmenſchen, in ein weichmüthiges Entzücken, das ihm gar drollig ſteht."

Eine Weile noch ging es in dem frohlockenden Tone fort, dann ſtellte eine kleine Reaction ſich ein. Mathilde hatte einen Fieberanfall gehabt. Sie behauptete zwar, wieder hergeſtellt zu ſein, und wünſchte die Reiſe fortzuſetzen. Staufen fand es aber gerathen, mit ihr heimzukehren. Philippi blieb zurück und gedachte den Reſt der Ferienzeit zum Beſuch einiger Städte Oberitaliens zu benutzen.

Auf dem Bahnhofe wurde das Ehepaar von Matiſen erwartet. Er erſchrak über das Ausſehen der Frau Profeſſor, war ſehr gerührt und ſehr widerwärtig und erging ſich in Ausfällen gegen die moderne Reiſewuth.

Mathilde gab ihm gute Worte; ſie verſicherte ihn, daß ſie ſich jetzt ſchon wohler fühle, und verſprach ihm, in drei Tagen ganz geſund zu ſein.

Es war das einzige Verſprechen ihres Lebens, das ſie gegeben hatte und nicht hielt.

Statt einer Beſſerung trat bald eine beängſtigende Verſchlimmerung ein. Faſt jede Stunde, die verging, bedeutete einen Fortſchritt des unerbittlichen Leidens. Hoffnung auf Hoffnung, an die man ſich noch geklammert hatte, ſchwand. Der furchtbare Morgen brach an, dem für die Kranke kein Abend mehr folgen ſollte. — Geſtern noch hatte ſie nach ihrem geiſtlichen Rathgeber verlangt, und als der alte Mann aus dem Sterbezimmer getreten,

war er auf Stanfen zugegangen, Thränen in den Augen, und hatte zu ihm geſagt: „Eine engelreine Seele geht hinüber. Sie verlieren viel.“

Und die beiden Männer, der Gläubige und der Freidenker, ſo verſchieden in ihren Anſchauungen, Ueberzeugungen, in ihrem Bildungsgrade, hatten einander die Hände gedrückt in einem brüderlich einigenden Gefühl.

Seit vierundzwanzig Stunden lag die Kranke in Bewußtloſigkeit. Stanfen hatte die Wärterinnen fortgeſchickt und auch Matiſen, der ſich in die Studierſtube zurückzog, um den Freund dort zu erwarten, wenn er kommen werde vom Todtenbette ſeiner Frau . . .

Ein Wort des Troſtes hatte er gefunden, und Stanfen hatte zuſtimmend dazu genickt: „Du beſaßeſt doch einmal, was ſo köſtlich iſt.“

Wohl! er hatte es beſeſſen und war ſich ſeines Reichthums immer bewußt geweſen. — Ein Dankgefühl vermochte ihm noch jetzt in ſeinem unnennbaren Schmerze die Seele zu durchlichten. Nun blieb er allein, wollte allein die letzten Athemzüge ſeines Weibes bewachen, allein Zeuge der letzten Regungen dieſes Lebens ſein, das ſo völlig in dem ſeinen aufgegangen war. Er wollte auch vor aller Augen die Ausbrüche ſeines Schmerzes verbergen. Er ſchämte ſich, daß er, ſonſt nicht gewöhnt, Rechenſchaft zu fordern von den Mächten, die Glück oder Unglück über uns verhängen, die thörichte Frage nicht unterdrücken konnte: Warum? . . . Warum wurde ſie mir geſchenkt, da ſie mir doch genommen werden ſoll? Mir geſchenkt,

klein und hülflos, als ein Kind, das ich hegte, pflegte und erzog ohne Ahnung, daß es für mich geſchah? Warum mußte das holde Wunder ſich vollziehen und ſie ſich mir zuneigen und mein werden und mir angehören mit jedem Pulsſchlag, jedem Gedanken, um nun zu ſcheiden ohne Gruß und Wort, fremder als fremd?

Sie athmete beklommen, ihre Hände glitten unruhig über die Decke. Er wiſchte ihr den Schweiß von der Stirn und ſprach leiſe und beſchwörend ihren geliebten Namen. Vergeblich, ſie hörte ihn nicht. Noch war ſie da, lebte noch, und es gab für ihn keine Brücke mehr zu ihrem Verſtändniß. Noch war ſie da, die Seine — und nicht mehr ſein, und er, der ſie durch das Leben geführt hatte, konnte ihr mit all' ſeiner Liebe nicht die geringſte Labe bieten auf ihrem letzten Weg.

Die Thür ins Nebenzimmer ſtand offen. Langſame, ungleiche Schritte, wie die eines Wankenden, wurden hörbar. Staufen erhob ſich, wendete ſich. Johannes Philippi erſchien auf der Schwelle — verſtört, die Züge ſchmerzdurchwühlt.

„Jetzt — in dieſem Augenblick erfahre ich es," ſtammelte er. Der ſtarke Menſch zitterte. Völlig verloren und faſſungslos ging er an dem Profeſſor vorbei zum Sterbelager hin. Ein furchtbares Stöhnen entrang ſich ihm, und er fiel auf den Seſſel am Bette nieder. Staufen war ans Fußende getreten und ſah die Schultern ſeines Jüngers zucken und beben; er ſchluchzte, ſchluchzte! beugte ſich und berührte zagend eine der feinen, ſuchenden

Hände auf der Decke. Ungewollt, unbewußt ſchmiegte ſie ſich in ſeine große Rechte. Mathilde öffnete die Augen nicht, aber ihre Lippen flüſterten: „Johannes — Lieber.“

Und er, überwältigt, vergaß Alles, was nicht er war und was nicht ſie war, und aus ſeiner Bruſt brach es hervor unbezwinglich, unwiderſtehlich: „Vielgeliebte!“

Es kam ihm nicht zum Bewußtſein, daß ein unartikulirter Laut des Entſetzens dicht neben ihm ausgeſtoßen wurde, daß das Bett plötzlich wie unter einem heftigen Anprall ſchütterte. Ein tiefes Schweigen, eine laſtende Stille — dann ſprach die Kranke mit einer armen Stimme, aus der der Klang ſchon weggeſtorben war: „Ich habe mich geſehnt, und mir war bang.“

„Wovor, Mathilde? . . . Wovor, theuerſte Frau?“

„Vor den Träumen — ich träume — und träumen iſt ſo ſchwer.“

„Nicht träumen alſo, wach ſein.“

Sie ſeufzte tief auf: „Ich geh' ins andere Leben, wo es ſchön iſt, Johannes . . .“ und in der Verſicherung verbarg ſich ein Zweifel, der innigſt nach Erlöſung rang.

„Wo es ſchön iſt,“ wiederholte Johannes dumpf.

„Und wo mein Kind auf mich wartet, mein vorangegangenes . . . und wohin mir folgen wird, der mich am meiſten geliebt hat . . .“ Ihre Rede wurde kaum vernehmbar, ſchwach und haſtig floſſen die Laute in einander, dann kamen verſtändliche Worte: „Er glaubt nicht daran, er hat es mir nie geſagt, aber das erräth man . . . Glauben Sie daran? . . . O, Johannes!“ ſetzte ſie

mit ergreifendem Flehen hinzu: „Ich bitte Sie: Glauben Sie daran!“

„Ich glaube daran . . .“

„Sie glauben daran . . . und wie wird es ſein in dem anderen Leben? . . . das ſagen Sie mir . . . Wie, glauben Sie, wird es ſein? . . . Sagen Sie mir, ſagen Sie mir, Johannes . . .“

Nun raffte er alle Seelenſtärke zuſammen und redete zu der Sterbenden, wie es ihr wohl that. Wie zu einem ſcheuen Kinde redete er zu ihr, ermuthigend und verheißend: „Himmliſch wird es ſein. Es wird das Böſe nicht geben und nicht das Häßliche . . .“

„Nicht das Häßliche,“ ſagte ſie ihm nach.

„Aus allen Augen wird Güte leuchten und ein ſtiller, ſeliger Frieden.“

„Seliger Frieden.“ Der Schatten eines Lächelns glitt um ihren Mund, es war, als ob ein verdüſternder Schleier ihr vom Angeſicht gezogen würde. „Wie gut iſt der Frieden! . . . Sprechen Sie, Johannes.“

„Von der Welt voll Schönheit und Frieden,“ ſagte er, mühſam nach Worten ſuchend. „Wir Armen haben keinen Ausdruck, ihre Herrlichkeit zu ſchildern. Wir können dieſe Welt nicht beſchreiben und nicht den Duft und Schimmer ihrer Thäler und die Farbenpracht ihrer Gärten und . . .

„Nicht beſchreiben.“

„Nur mit Entzücken fühlen: Du biſt ſchön. Mir ſchwillt das Herz bei Deinem Anblick. Ich trinke das

Licht, das über Dir leuchtet, die ätherreine Luft, die Dich durchweht . . ."

„Ja, ja. Erzählen Sie, Johannes."

„Von dem Wunderlande. — An ſeinem ſchimmernden Horizont gleiten in ſanften Linien die Berge wie hinſchmelzende Melodien. Hehre Pinien wiegen ihre lebendigen Kuppeln wohlig und leiſe. In holder Majeſtät breitet ſich der geſegnete Boden, wellen ewig grünende Hügel. Und Thürme — ſteingewordene Künſtlerträume — ragen und dunkle Burgen und weiße Paläſte, von Unſterblichen für Unſterbliche gebaut."

„Fieſole," ſprach ſie mit einer müden Freudigkeit, die ihn außer Faſſung brachte.

„Fieſole — wiſſen Sie noch? Welke Blätter raſchelten zu unſeren Füßen, und drüben lag San Miniato im Frühlingsſonnenſchein . . ."

„Ja —" Es war wie gehaucht und ihr Ton nur ein Liſpeln. „Der Himmel glühte . . . da legte Ihnen die Sonne einen rothen Kuß auf die Stirn . . . da habe ich Ihre Gedanken geſehen . . ."

„Auch geſehen," brach er aus, „daß Sie der Inbegriff aller meiner Gedanken waren? . . . Ja, Mathilde? Auch das geſehen? geahnt?"

Sie öffnete die Augen. Ihr Blick war erloſchen, aber er antwortete ihm noch. Ohne Todeskampf ging ſie hinüber.

Er ſchrie auf. Er wollte ſich über die Leiche ſtürzen. Da ſchlug ein Zuruf an ſein Ohr, der ihn erſchütterte in

allen Pfeilern ſeiner Kraft. Eben war ihm geweſen, als könne es für ihn nichts Furchtbares mehr geben — nun überkam es ihn: das Furchtbarſte erlebſt Du jetzt. Er trat zurück, er ſtand vor dem, der fragen durfte: „Welches Recht haſt Du auf dieſen Schmerz?“

Johannes ſtürzte auf ſeine Kniee, er rang die Hände: „Herr Profeſſor,“ keuchte er, „da bin ich . . . treten Sie auf mich!“

Staufen war bleich und ſtarr. Ein greiſenhafter Zug furchte ſein Angeſicht, aber auf dieſem Angeſicht leuchtete etwas über alles menſchliche Leiden, über alle menſchliche Leidenſchaft Erhabenes: „Steh' auf,“ ſprach er zu dem Jünger zu ſeinen Füßen, ohne den Blick von der Lieblichen zu wenden, die ſo ſanft entſchlafen war. „Steh' auf! Ich beneide Dich, Du haſt der Vielgeliebten das Sterben ſüß gemacht.“

Johannes ſtöhnte. Er ſchleppte ſich näher und umpfing ſeines Meiſters Kniee. Und zitternd legte Staufen's kalte Hand ſich auf ſeinen Scheitel.

Ein Original.

Wenn mit Recht behauptet wird, daß es keine Originale mehr gibt, dann können Alle, die Herrn Gabriel Teufenberg begegnet ſind, ſich rühmen, etwas geſehen zu haben, das es nicht gibt.

Seine äußere Erſcheinung flößt weder Intereſſe noch Abneigung ein. Er iſt zwei Meter hoch, entſprechend breit, hat den Teint eines roſigen, wohlgenährten Kindes und ein großes Geſicht mit kleinen Zügen, feiner, ſchlanker Naſe, ſchön geſchnittenem Mund, über dem ein dünner, faſt weißer Schnurrbart wie Seide ſchimmert. Auch ſeine Brauen und Wimpern ſind faſt weiß, die Augen rund und blau und drücken gar nichts aus.

Ach, was für kalte, ſtumme Augen hat mein Sohn, dachte ſeine Mutter, ſo oft ſie ihn anſah, noch kältere als ſein verſtorbener Vater!

Sie ſelbſt hatte warme, braune und war trotz ihrer ſechsundvierzig Jahre noch immer eine hübſche, anmuthige Frau. Sie hatte in ihrer Ehe mit einem ſchwerlebigen und ihr geiſtig nicht ebenbürtigen Mann kein Glück gefunden, war viel umworben und gefeiert worden und dennoch von jeder üblen Nachrede verſchont geblieben.

Die Leitung ſeines Gutes, die Verwaltung ſeines Vermögens hatte ihr indolenter Gatte ihr überlaſſen, und ihr Sohn folgte dieſem Beiſpiel. Er hätte nichts Klügeres thun können; ſeine Mutter regierte gern und erfolgreich und übte nebenbei in der Stadt und auf dem Lande die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft aus. Eine Zierde ihres Hauſes bildeten ihre drei jungen, verwaiſten Nichten, von denen ihr jede als Schwiegertochter willkommen geweſen wäre. Aber Gabriel ſchenkte ſeinen Couſinen nicht mehr Aufmerkſamkeit, als Wachspuppen ihm eingeflößt hätten, das heißt unbewegliche, denn bewegliche würden ſofort ſein lebhaftes Intereſſe erweckt haben. Er hatte eine Liebhaberei für alles Mechaniſche, für kleine und große Maſchinen. Als Kind verfertigte er Pumpen, Mühlen und Paternoſterwerke aus Zuckerpapier und Zinn, und ſie rührten ſich wirklich, wenn man an einem Fädchen zog oder eine Kurbel drehte. Später dann hatte er weniger Glück; die großen landwirthſchaftlichen Maſchinen, an denen er allerlei Verbeſſerungen anbrachte, rührten ſich nicht.

Sein Leben floß ruhig dahin. Er ging früh ſchlafen und ſtand ſpät auf, brauchte zwei Stunden zu ſeiner Toilette, aß viel und langſam und ohne das geringſte culinariſche Verſtändniß. Wenn man ihn gefragt hätte: „Was haſt Du lieber, Kartoffeln oder Périgord-Trüffeln?“ würde er geantwortet haben: „Das iſt mir gleich.“ Im Winter in der Stadt brachte er ſeine Abende im Theater zu oder im Club bei einer Partie Whiſt, und was ſie im Theater aufführten und ob er im Spiele gewann oder

verlor, war ihm gleich. Auf dem Lande verlebte er faſt den ganzen Tag in der Werkſtätte, die er ſich im Schloſſe eingerichtet hatte. „Die Vulcanei“ wurde ſie von den Damen genannt. Dort mußten ſie ihn abholen zu jedem Ausfluge ins Freie, den ſie in ſeiner Geſellſchaft unternehmen wollten; und auf dem ſchönſten Spaziergang oder Spazierritt, umgeben von drei holden, lebensfrohen Mädchen, dachte er über Maſchinen nach.

„Schau', Gabriel,“ ſagte einmal ſeine Mutter zu ihm, „Du ſollteſt eine Deiner Couſinen heirathen.“

„Recht gern,“ antwortete er.

Da freute ſie ſich. „Darf ich das einer von ihnen ſagen?“

„O ja.“

„Und welcher?“

„Das iſt mir gleich.“

Nun war es wieder vorbei mit ihrer Freude.

Eine der hübſchen Couſinen nach der andern heirathete aus dem Hauſe fort, und bald nachdem Teufenberg die letzte als Brautführer zum Altar geleitet hatte, verlor er ſeine Mutter.

Sie hatte Kranke gepflegt während einer Epidemie, die im Dorfe herrſchte, war ſelbſt von dem Uebel ergriffen worden und ihm in wenigen Tagen erlegen. Gabriel weinte nicht, klagte nicht, Niemand konnte ihm die geringſte Traurigkeit anmerken, und doch ſuchte Jeder den einſam Zurückgebliebenen zu tröſten, ihm Muth zuzuſprechen. Daß er jetzt heirathen müſſe, darüber waren

alle ſeine Bekannten einig, und er ſah das ein, und wenn ſie ſagten, es handle ſich nur darum, die richtige Wahl zu treffen, erwiderte er: „Freilich.“ Das Ende war, daß er nicht wählte, ſondern gewählt wurde von einer allerliebſten jungen Wittwe, einer bildſchönen Frau mit ſchwarzen Augen, ſchwarzen Haaren, ſo feingliederig und ſchlank, wie er kräftig gezimmert und wuchtig war. Sie verliebte ſich nicht in ihn, aber ſie war ihm gut, ſchätzte ſeine Friedfertigkeit, ſein feines, würdevolles Benehmen und ſeine moraliſche Lauterkeit, ſie behauptete ſteif und feſt, daß er durchaus nicht der gleichgültige und phlegmatiſche Menſch ſei, für den er galt. Ein warmes Gefühl ſchlummere in ihm, das nur noch nicht geweckt worden ſei.

Ihre Freundinnen lachten ſie aus: „Meinſt Du die Weckerin zu ſein? Vorläufig merkt man noch nichts. Er ſcheint der ſelbe, der er immer war.“

Sie ließ ſich nicht irre machen. „Wartet,“ ſagte ſie, „es wird ſchon kommen.“

Cäcilie Teufenberg ſah der Geburt ihres erſten Kindes entgegen und erhoffte ſehnſüchtig einen Sohn. „Du doch auch, Gabriel, ſei aufrichtig,“ ſprach ſie zu ihrem Manne. „Einen Sohn oder eine Tochter, was wünſcheſt Du Dir?“

„Es iſt mir gleich,“ antwortete er, und ſie glaubte ihm nicht, ſie erwiderte:

„Du Guter, das ſagſt Du aus Zartgefühl, damit ich mich nicht kränke, wenn ich Dir nur eine Tochter bringe.“

Sie brachte ihm einen Sohn, und übers Jahr einen

zweiten, und dieſe Kinder wuchſen herrlich heran. Sie hatten das brave Herz, den hellen Verſtand, die ſchönen Augen und Züge ihrer Mutter und die Prachtgeſtalt des Vaters. Der ältere war zehn, der jüngere neun Jahre alt, als in der Familie Teufenberg abermals ein freudiges Ereigniß eintrat. Der Hausvater war ſeit einigen Wochen abweſend. Ein Geſchäftsfreund in England, der Beſitzer einer großen Maſchinenfabrik, hatte ihn eingeladen, eine neu conſtruirte Alliancemaſchine an Ort und Stelle in Wirkſamkeit zu ſehen, und er war der Einladung mit Vergnügen gefolgt. Ein Telegramm, das die Nachricht brachte, ihm ſei eine Tochter geboren, und Mutter und Kind befänden ſich wohl, traf ihn vor dem Modell eines Laufkrahns, das ſeine hohe Bewunderung erregte. Er konnte ſich von dem feſſelnden Anblick nicht gleich losreißen und erſuchte ſeinen Geſchäfts- und Gaſtfreund, der Wöchnerin zu telegraphiren, daß ihr Gatte ſie beglückwünſche.

Einen Monat blieb er noch in England und kehrte dann zurück, gefolgt von einer Wagenladung von Geſchenken für die Seinen: Bicycles, Tandems, Telephons und Graphophone, Schreib- und Nähmaſchinen und einem köſtlichen Naphthaſchiff. Die für ihn wichtigſte Erwerbung aber war ein Transformator. Wohlverwahrt, mit Beobachtung jeder erdenklichen Vorſichtsmaßregel, wurde dieſer neue, gefährliche Hausgenoſſe in der Werkſtatt aufgeſtellt, wo er, durch das Getriebe einer unfern gelegenen Mühle geſpeiſt, die Kraftquelle ſämmtlicher Maſchinen werden ſollte.

Gabriel hatte daheim alles in beſter Ordnung gefunden, ſeine Frau und ſeine Söhne in blühender Geſundheit. Nach dem neuen Ankömmling, der Tochter, fragte er nicht, und Frau Cäcilie führte ihren Vorſatz aus, keine Erwähnung von der Kleinen zu thun, ſo lange ihr Vater ſie ignorirte. Die zwei Jünglinge hielten aber das Schweigen über ihre Schweſter nicht aus. Nach Tiſche nahm jeder einen Arm des Papa, und ſie geleiteten ihn ins Kinderzimmer. Frau Teufenberg folgte. Sie traten in das geräumige, hohe, helle Gemach, an deſſen Thür eine ſtattliche Wartefrau und eine noch ſtattlichere Amme ſie empfingen. Im Halbdunkel des tiefen Alkoven erblickte man eine roſige Wolke, die auf einem vergoldeten Geſtelle zu ſchweben ſchien. Bei näherer Betrachtung erwies ſich die Wolke als eine geſchmackvolle Zuſammenſtellung von Schleiern, Schleifen, duftigen Stoffen. Mitten drin lag etwas Winziges, ein Miniatur-Menſchengebilde mit kugelrundem Geſichtchen, großen, blauen Augen, die Einen anſahen ſo merkwürdig feſt und ruhig, und mit einem feinen Näschen und einem halb geöffneten Mund, dem Munde eines Cherubs, der eben anfangen will, zu ſingen. Und ein paar zarte Hände erhoben ſich und fochten ganz unvernünftig und ſinnlos in der Luft herum.

Teufenberg betrachtete das kleine Ding ſo aufmerkſam, daß er die complicirteſte Maſchine nicht aufmerkſamer hätte betrachten können, und legte langſam und vorſichtig den Zeigefinger in eines der kleinen Händchen, das ſich ſogleich

an ihn anklammerte. Und in dieſem Moment ging eine Veränderung mit Gabriel Teufenberg vor. Seine Stimme klang weich, wie ſie nie geklungen hatte, als er jetzt plötzlich ſagte:

„Ein Mädchen, ſieh' da, ein Mädchen.“

„Deine Tochter Gabriele,“ ſprach ſeine Frau, ganz erſtaunt über den Eindruck, den der Anblick des Kindes auf ihn machte.

Von dem Händchen, das ſich noch immer an den Finger des Vaters klammerte, ging ein Fluidum aus, eine Kraft, etwas Belebendes, Erweckendes, und durchſtrömte den ganzen großen, breiten Menſchen vom Wirbel bis zur Sohle. Wie wenn eine Flamme ſich in ſeinem Innern entzündet hätte und allmählich eine milde Wärme durch ſeine Adern triebe, ſo war es. Er beugte ſich, küßte die Hände und das Geſicht des Kindleins und wendete ſich dann zu ſeiner Frau.

„Ich danke Dir, daß Du mir eine ſo liebe Tochter geſchenkt haſt,“ ſagte er. Sein Blick fiel auf ſeine Söhne und blieb lange mit freudigem Stolz auf ihnen haften: „und zwei ſo liebe Jungen,“ ſetzte er hinzu. Er richtete auch freundliche Worte an die Wartefrau und an die Amme, kehrte wieder um und vertiefte ſich von Neuem in die Betrachtung ſeiner Tochter, die jetzt eingeſchlafen war.

Nun kamen Tage, an denen er ſeine Werkſtätte nicht betrat. Die Freude an der Entwicklung des kleinen Lebens, das neben ihm emporſproßte, erfüllte ihn, ſchmolz alles Starre aus ſeinem Weſen hinweg und machte ſeine

ſtumpfen Augen ſehend für den Reichthum an Glück, den er längſt beſaß, ohne von ihm zu wiſſen.

Ein guter und bequemer Mann war er immer, jetzt wird er gar noch aufmerkſam und zärtlich, dachte ſeine Frau und begann wirklich zu fürchten, daß ſie ſich in ihn noch verlieben könnte nach zwölfjähriger Ehe. Außer dieſer Sorge hatte ſie eine zweite und ſchlimmere. Es ſchien, daß die günſtige Wandlung im Hauſe Teufenberg durch ihre Urheberin ſelbſt in Frage geſtellt werden ſollte. Dieſes Perſönchen offenbarte zu einer Zeit, in der andere Kinder gegen Alles, was lernen und ernſtlich nachdenken heißt, einen großen Abſcheu verſpüren, einen erſtaunlichen Wiſſensdrang und einen entſchiedenen Forſchergeiſt. Vor Allem auf dem Gebiete der Mechanik. Früh ſchon gab ſie Proben einer ſeltenen Geſchicklichkeit, verfertigte wie einſt ihr Vater, kleine Pumpen, Mühlen und Paternoſterwerke. Aber viel feiner und zierlicher waren ſie ausgeführt und functionirten viel präciſer. Sie höhlte die hölzernen Thiere ihrer Arche aus und die Familie des Noah und brachte in dem leeren Raume Rädchen an und primitive Uhrwerke, und ſie mußten ſich ſelbſtändig bewegen.

Die Werkſtätte, das war ihr der ſchönſte und liebſte Aufenthalt. Aus dem Walde, aus dem Garten verlangte ſie in die Werkſtatt zu den Maſchinen und ſpielte ſtatt mit Puppen mit Modellen von Locomobilen, Pumpwerken und Göpeln und erlangte eine bewunderungswürdige Fertigkeit, mit ihnen umzugehen. Verſagte ein-

mal das Eine oder das Andere den Dienſt und bemühte Teufenberg ſich die längſte Zeit vergeblich, den Fehler zu finden, ſie entdeckte ihn gleich und ruhte nicht, bevor ihm abgeholfen war. Eine Fülle von Ideen drängte ſich in ihrem erfindungsreichen Kopfe, und einige wurden von Fachleuten genial gefunden und ſogar ausgeführt.

Ihr Vater ging einher im Purpur des Stolzes auf ſein Wunderkind, ihre Mutter kränkte ſich über die Erfolge eines Talents, das für ein Mädchen doch gänzlich ungehörig war.

„Meine Tochter — der Maſchiniſt," ſagte ſie ganz betrübt, wenn Gabriele aus der Werkſtatt kam mit ſchauderhaft zugerichteten Händen, Rußſtreifen im lieblichen, vor Eifer glühenden Geſicht, das Kleid von oben bis unten mit Oel betropft.

„Wart'! Du bekommſt kein neues Kleid mehr, nur noch ein Schurzfell!" drohte ſie. „Wart' Du . . . und wenn Du mir den Papa zurückführſt in die Krallen des Maſchinenteufels, dann ſollſt Du was erleben!" Und ſie putzte an ihr und kleidete ſie um und herzte und küßte ſie und dachte: Daß Du nur da biſt, daß ich Dich nur habe, Glückſpenderin, Kind, das ſeinem Vater das Leben gebracht hat.

Es hatte auch keinen Anſchein, daß er es wieder verlieren ſollte. Er war nun einmal ein warmer, lieber Menſch und guter Hausvater geworden, und geheilt von ſeiner eigenen hoffnungsloſen Leidenſchaft fürs Maſchinenweſen durch die Freude an den Erfolgen ſeines Töchter-

leins. Sie herrſchte wie eine Königin in dem Reiche, in dem er es nie auf eine höhere Stufe bringen konnte. Sein ganzer Ehrgeiz war darauf geſtellt, ihr als Handlanger zu dienen bei der Ausführung ihrer kunſtvollen Werke, von denen jedes neue ſich immer erſtaunlicher, immer glänzender bewährte.

Der Ruf der jungen Erfinderin fing an, die Grenzen ihres Vaterlandes zu überſchreiten. Sie wurde eingeladen, das Modell eines elektromagnetiſchen Motors, das in England Aufmerkſamkeit erregt hatte, zu einer Gewerbe-Ausſtellung nach London zu ſchicken. Am nächſten Tage ſollte es verpackt werden. Gabriele ſchmeichelte ihren Eltern das Verſprechen ab, noch in dieſem Frühling mit ihr nach dem gelobten Lande der Maſchinen zu reiſen. Vor dem Schlafengehen lachte, ſcherzte und tollte ſie dann wie ein Kind, das ſie trotz ihrer Klugheit und ihrer fünfzehn Jahre geblieben war.

Beim Morgengrauen erwachte ſie plötzlich mit klopfendem Herzen, in Schweiß gebadet. Ein böſer Traum hatte ihr ihren Motor gezeigt, unbeweglich, jedem Verſuch, ihn in Thätigkeit zu bringen, trotzend. Er ſchien mit eigenem Willen begabt, ſpottete ihres angſtvoll beklommenen Bemühens, ſtierte ſie an wie mit Augen . . .

Schauder durchrieſelten ſie, eine Bangigkeit, die nicht weichen wollte, hielt ſie in ihrem Banne. Unwiderſtehlich ergriff ſie der Wunſch, ſich zu überzeugen, daß ihre Arbeit, ihr Gedanke lebte!

Sie ſtand auf, ſchlüpfte in ihre weichen Pantoffel,

hüllte ſich in ihren Bademantel und ſchlich ſachte, um ihre Eltern nicht zu wecken, aus dem Zimmer. Unhörbar glitt ſie über den teppichbelegten Gang, lief die Treppe hinunter, zur dritten Thür links, und trat in die Werkſtätte ein.

Die Fenſter waren verhangen, unheimliches Halbdunkel herrſchte. Das junge Mädchen, ſonſt die Gelaſſenheit und Vorſicht ſelbſt, wurde vom Fieber haſtiger Aufregung geſchüttelt. Sie möchte nicht entdeckt werden bei ihrem Thun, ſich nicht den Vorwurf der Eltern zuziehen. Raſch nur noch den Strom einſchalten, ihr Werk ſich regen ſehen, den Athem ſeiner Kraft vernehmen und das ſammetweiche Gleiten ſeiner eiſernen Räder.

Mit ausgeſtrecktem Arm kommt ſie heran zu dem Spender der Kraft ... und ſie, deren Finger Augen zu haben ſchienen, die kaum je eine geringe Uebereilung begangen hat, vergreift ſich, berührt die falſche, tödtende Leitung ...

Frau Teufenberg war eine Frühaufſteherin und ging zeitlich Tag für Tag ins anſtoßende Zimmer zu ihrer Tochter, ſetzte ſich an ihr Bett, ſah ſie an und wartete auf ihr Erwachen. Wenn Gabriele die Augen aufſchlug, begegnete ihr erſter Blick dem der Mutter, und das erſte Wort, das ſie an jedem Morgen ſprach und hörte, war ein Wort der Liebe.

Als Cäcilie heute eintrat, fand ſie das Bett leer und rief ins Schlafzimmer zurück: „Jeſus, ſchon fort; denk' nur, Gabriel, ſie iſt ſchon aufgeſtanden!“

„Sie iſt gewiß ſchon in der Werkſtatt. Ich will gleich nach," erwiderte er, kleidete ſich an und eilte fort.

Es war ein trüber Märzmorgen. Als Teufenberg auf den Treppenabſatz trat, ſah er unten auf dem Gange die Hausleute wie Schatten hin und her huſchen mit allen Zeichen des Entſetzens, ſchluchzend und händeringend durch die offene Thür der Werkſtätte ein und aus gehen. „Der Herr! Der Herr!" flüſterten ſie, als ſie ihn erblickten.

Ein Schauder ergriff ihn, eine tödtliche Angſt. — Was iſt denen? Was ſehen ſie dort Gräßliches? Eines Blitzes Dauer ſteht er, ſtürmt dann über die Stufen herunter, dem Eingange der Werkſtatt zu.

„Nicht hinein, um Gotteswillen!" rufen ſie und ſtellen ſich ihm entgegen.

Er ſchiebt ſie fort, tritt ein, die Leute folgen in ſchüchterner Entfernung.

In dem großen Raume mit den rauchgeſchwärzten Wänden iſt Alles regungslos und ſtill, was ſonſt puſtet und wirbelt und ſich dreht und ſchwingt auf Geheiß der kleinen Meiſterin. Sie ſelbſt iſt auch regungslos und ſtill, ſie liegt todt zu Füßen ihres Werkes.

Teufenberg ſtarrt in rathloſem Entſetzen zu der weißen, lebloſen Geſtalt nieder. Plötzlich, mit einem Schrei der Verzweiflung gellt es von ſeinen Lippen: „Gabriele! . . . Kind! . . ."

Aber das Kind antwortet ihm nicht.

Niemand durfte ſie berühren. Er trug ſie hinauf, er bettete ſie auf ihr Lager und zwei Tage ſpäter in den

Sarg, und wich nicht von ihm, bis er gehoben wurde, und verwandte keinen Blick von ihm beim feierlichen Begräbniß. Er führte seine Frau am Arme und hatte kein Bewußtsein ihrer Nähe und keines von der seiner Söhne, die ihr Beruf dem Hause längst ferne hielt und die herbeigeeilt waren auf den Wunsch ihrer Mutter.

Der Segen des Priesters war gesprochen, die Trauerchöre verhallten; von Weihrauchwolken umwallt, senkte der Sarg sich in die Tiefe. Teufenberg sah ihm nach, immer wie gebannt. Man reichte ihm die Schaufel mit den ersten Schollen, die dem Erdenkind in die Grube folgen sollten, und sachte ließ er sie hinuntergleiten, und seine Frau dachte: Du Armer, da rollt Dein Leben mit.

Sie hatte sich tapfer gehalten die ganze Zeit hindurch; bei der Rückkehr ins Haus, dessen Seele entwichen war, überwältigte sie der Schmerz, und sie sprach, einen Schatten von Vorwurf im Tone: „Gabriel, ich habe auch mein Kind verloren," und ging auf ihn zu und wollte ihm die Hand reichen. Er wich aus. Ihre Söhne nahmen sie in ihre Arme, und der ältere der Beiden fragte: „Darf ich bei Dir bleiben? Ich bleibe gern. Soll ich gehen oder bleiben, Vater?"

Teufenberg zuckte die Achseln. Seine Augen hatten wieder ihren alten kalten Glanz.

„Was soll ich thun, Vater," fragte der Sohn noch einmal, „gehen oder bleiben?"

„Das ist mir gleich."

Er blüht in Gesundheit, er ißt und trinkt und

kleidet ſich ſorgfältig, er lieſt Zeitungen und manchmal auch ein Buch, er geht mit ſeiner Frau ſpazieren, oder ins Theater, oder in ein Concert, aber einen Eindruck empfängt er nicht. Theilnahme flößt ihm nichts ein. Die Flamme, die ſein Inneres erwärmte und erhellte, iſt erloſchen.

Ihm iſt wieder Alles gleich.

Inhalt.

		Seite
1.	Rittmeister Brand	1
2.	Das Schädliche	157
3.	Die Todtenwacht	253
4.	Maślan's Frau	285
5.	In letzter Stunde	341
6.	Ein Original	369

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Von derselben Verfasserin erschienen in gleichem Verlage noch folgende Werke:

Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 5 Auflage. Octav. Geheftet 5 Mark, eleg. gebunden 6 Mark 50 Pf.

Aus Spätherbsttagen. Erzählungen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 2 Bände. Octav. Geheftet 8 Mark, elegant gebunden 10 Mark.

Dorf- und Schloßgeschichten von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 4. Auflage. Octav. Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Neue Dorf- und Schloßgeschichten von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 3. Auflage. Octav. Geh. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Zwei Comtessen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 5. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Neue Erzählungen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 3. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Das Gemeindekind. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 7. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Glaubenslos? Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 2. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Lotti die Uhrmacherin von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 4., durchgesehene Auflage. Octav. Geh. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Miterlebtes. Erzählungen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 3. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Drei Novellen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 3. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Parabeln, Märchen und Gedichte von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 2. Auflage. Octav. Geh. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Von derselben Verfasserin erschienen in gleichem Verlage noch folgende Werke:

Ein kleiner Roman von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Das Schädliche. Die Todtenwacht. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. 6 Bände. (Mit Porträt.) Octav. Geheftet 21 Mark, in 6 Leinwandbände gebunden 27 Mark, in 6 Liebhaber-Einbände gebunden 33 Mark. (Auch in 42 Lieferungen à 50 Pf. zu beziehen; hierzu 6 Einbanddecken à 60 Pf.)

Alte Schule. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Erstes bis drittes Tausend. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Unsühnbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 5., durchgesehene Auflage. Octav Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Biographische Blätter

von

Anton Bettelheim.

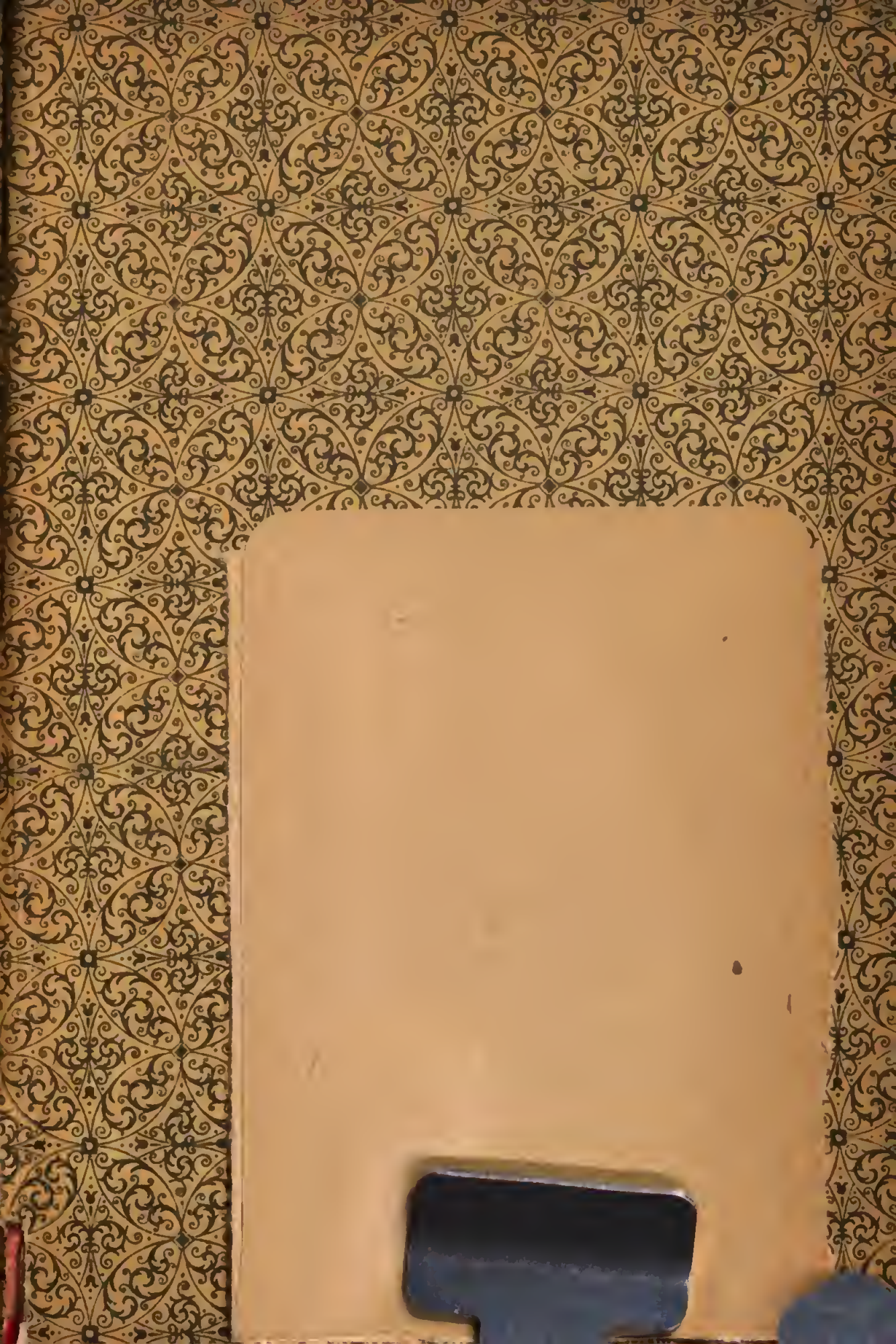
Mit 3 Bildern in Lichtdruck. Octav.
Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Date Due

MAR 13

R 27



The Ohio State University
3 2435 019895747
GESAMMELTE SCHRIFTEN 001
PT1853A11901 V7
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 02 36 17 8 11 005 5